...den
...nd-
...ungen

Jugenderinnerungen
eines
Schleswig-Holsteiners.

Von

Rudolph Schleiden.

Mit dem Bildniß der Mutter des Verfassers in Heliogravüre.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1886.



F. K. Gröger pinx. 1807.

Photogravure Hanfstaengl, München.

Elise Schleiden

geb. von Nuys.

Jugenderinnerungen

eines

Schleswig-Holsteiners.

Von

Rudolph Schleiden.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Heliogravure.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1886.



Elise Schleiden
geb. von Nuys

Jugenderinnerungen

eines

Schleswig-Holsteiners.

Von

Rudolph Schleiden.

Mit dem Bildniß der Mutter des Verfassers in Heliogravüre.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1886.

Vorwort.

Die Gegenwart ist das Kind der Vergangenheit, und fast ein Jeder, der am Abend eines vielbewegten Lebens auf das zurückblickt, was er miterlebt und erfahren, vermag einen Beitrag zum bessern Verständniß halbvergessener Zustände zu liefern, aus denen sich die jetzigen entwickelt haben.

Meine Jugendzeit, inhaltsreicher als manche andere, fällt in die Wende der Entwicklung einer neuen Geisteswelt. Die alte Zeit der Romantik und des Idealismus ging zu Ende. Realismus, wirthschaftliche und politische Interessen begannen in den Vordergrund zu treten. Das elterliche Haus lehrte mich die ersteren kennen. Frühzeitige Berührungen mit hervorragenden Männern schärften meinen Blick für das Kommende. Freunde und mir ferner Stehende, welche meinem Lebenswege mit Theilnahme gefolgt waren, sind vielfach in mich gedrungen, meine Erinnerungen aufzuzeichnen und zu veröffentlichen. Sie wußten, daß mein späteres öffentliches Leben mir Gelegenheit geboten hatte, einige der bedeutungsvollsten Vorgänge — vor Allem die erste Erhebung Schleswig-Holsteins und den Beginn des Amerikanischen Bürgerkrieges — aus der Nähe zu beobachten. Sie erwarteten zugleich, daß Mittheilungen aus dem Leben meiner Eltern und aus meinen Jugendjahren als ein Culturbild aus dem Ende des vorigen und dem Anfange unseres Jahrhunderts Manchen willkommenen Anlaß zur Vergleichung des Sonst und Jetzt geben würden.

Wollte ich, wenn ich jetzt dieser Aufforderung nachkomme, von eigenen Thaten berichten, so würde mir mit Recht das Wort Byron's zugerufen werden:

„Zehn gegen Eins, die Nachwelt wird von Dir
So wenig wissen, wie Du selbst von ihr."

Das Interesse meiner Jugenderinnerungen liegt jedoch nicht in meiner Persönlichkeit, sondern in den Zeit- und Familienverhältnissen, unter denen ich mich geistig entwickelte. Sie sind zugleich in Erinnerung an ein Morgenländisches Sprichwort geschrieben, welches die Tugend der Eltern die beste Erbschaft der Kinder nennt.

Freiburg i. B., Ostern 1886.

Inhalt.

Die Familie Schleiden.

Ueber die Herkunft der Familie Schleiden fehlt es an sicheren Nachrichten. Ein Zusammenhang mit dem schon 1445 im Mannesstamm ausgestorbenen Dynastengeschlecht von Schleiden*) ist nicht nachweisbar und nicht wahrscheinlich. Das Wappen der 1602 von Kaiser Rudolph zur Grafschaft erhobenen Herrschaft Schleiden in der Eifel: ein aufrecht stehender Löwe im blauen, mit Lilien besäeten Felde, bildet allerdings auch das Herzschild unseres Wappens. Wann und wie dasselbe hineingekommen, und ob es Ansprüche andeuten oder das Gedächtniß an einen früheren Besitz erhalten soll, ist jedoch nicht mehr zu ermitteln.

Nach einer Familientradition sollen unsere Vorfahren von Schweden aus nach Schleswig-Holstein gekommen sein. An diese Tradition wurde ich erinnert, als ich Pfingsten 1836 auf dem Rückwege von einer Ferienreise nach Rügen in der Jacobikirche in Stralsund, welche auch eine schöne Abnahme vom Kreuz von Tischbein ziert, das freundliche ernste Bild eines Albertus Sleidanus (geb. 1642, gest. 1716) entdeckte, der früher

*) Eine ziemlich vollständige Geschichte dieser Familie enthält die Schrift: „Geschichtliche Mittheilungen über die evangelische Gemeinde zu Schleiden, nebst Nachrichten über die ehemalige Grafschaft Schleiden, von Pastor David Küllenberg" (Schleiden. J. F. C. Söchting. 1837). Eine Broschüre des katholischen Pastors in Schleiden, Hil. Jost: „Beleuchtung, respective Berichtigung eines Werkchens, betitelt: ‚Geschichtliche Mittheilungen &c. von Küllenberg‘. (Köln. Dumont-Schauberg. 1840)", bietet einige Ergänzungen dazu.

12 Jahre Prediger an der heiligen Geistkirche und dann 34 Jahre Prediger an der Jacobikirche gewesen war. Näheres über dessen Familie und Nachkommen vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Aber es ist immerhin möglich, daß dieser Geistliche in Schwedisch-Pommern zu unseren Vorfahren gehört. Den schönen Spruch, 2. Corinth. I. v. 12, welcher unter dessen Bilde angebracht ist, könnten sich auch die lebenden Schleiden wohl als Wahlspruch gefallen lassen.*)

Der erste Schleiden, über den zuverlässige Nachrichten vorliegen, war mein Großvater Matthias Jacob Schleiden. Durch eine kinderlos gebliebene Ehe mit einer wohlhabenden Wittwe hatte er erheblichen Landbesitz erhalten. In zweiter überaus glücklicher Ehe verband er sich mit Anna M. Langheim, einer in vielfacher Beziehung ausgezeichneten, charakterfesten und umsichtigen Frau. Erst von dieser Zeit an läßt sich sein Lebensweg und seine bedeutende Persönlichkeit nach den Erinnerungen seiner Kinder, welche eine Enkelin, Frau Professorin Johanna Horkel, geborene Meinecke, auf Grund der mündlichen Mittheilungen ihrer Schwiegermutter, seiner jüngsten Tochter, liebevoll zusammengestellt hat, und nach einigen erhaltenen Papieren genauer verfolgen.

Bis zum Jahre 1773 besaß und bewohnte Großvater Schleiden das

*) E. J. de Westphalen (Monumenta inedita. Lipsiae 1743. Fol. S. 1255) und J. von Schröder (Geschichte der Stadt Schleswig. Schleswig 1827. S. 102) geben von einem anderen Geistlichen unseres Namens Nachricht, der schon zu einer etwas früheren Zeit in Schleswig-Holstein lebte. Es ist dies ein Dr. theol. Christianus Sleidanus, der 1570 in Rostock geboren, 1605 dort Professor der Philosophie ward und von 1614 bis zu seinem 1646 erfolgten Tode Hauptprediger an der Domkirche in Schleswig war. An einem Pfeiler der Emporkirche des Doms befindet sich ein Bildniß desselben nebst einem Epitaphium auf ihn und seine Wittwe Margaretha, geb. Nettelblad, und in C. Heiberg's „Mittheilungen über das Armenwesen mit Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein" (Altona 1835) S. 226 wird über ein von diesem Schleiden ausgesetztes Legat berichtet, dessen Zinsen noch jetzt drei armen Wittwen zu Gute kommen. Es fehlt jedoch an allen Anhaltspunkten dafür, daß unsere Familie, welche schon zur Zeit meiner Großeltern die einzige des Namens in den Herzogthümern war, von diesem oder dem einen oder anderen der in Moller's Cimbria literata (1744. 3 vol. Fol.) erwähnten gleichnamigen Gelehrten abstammt. Auch zeigen die Züge des bei Westphalen in vortrefflichem Stich vorhandenen Bildes jenes Dr. Christ. Sleidanus keinerlei Familien-Aehnlichkeit. — Die Abstammung der heutigen Schleiden von dem berühmten Rechtsgelehrten, Geschichtsschreiber und Diplomaten Johannes Sleidanus (Philippson) ist schon dadurch ausgeschlossen, daß derselbe bei seinem Tode (31. October 1556) nur drei Töchter hinterließ.

zwischen Husum und Mildstedt belegene Kanzleigut Rödemis, und in der Kirche des letztgenannten Orts ist noch jetzt das Erbbegräbniß der Familie vorhanden*), wo auch er und seine beiden Frauen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Damals erstand er das unweit von Tondern in einer öden baumlosen Gegend des nördlichen Schleswig liegende adelige Gut Lütgenhorn. Durch unermüdliche Thätigkeit und Einsicht schuf er dasselbe rasch in einen anmuthigen und einträglichen Herrensitz um und gelangte durch die Entdeckung einer neuen Art der Wiesencultur — der jetzigen Drainirung — und andere Bahn brechende Neuerungen in der Landwirthschaft zu großem Wohlstand.

Manche charakteristische Einzelheiten von dem in Lütgenhorn herrschenden emsigen Treiben und dem patriarchalischen Verhältniß zwischen der Herrschaft und den zahlreichen Dienstboten haben sich in der Erinnerung der Kinder erhalten. Ein tüchtiger Mann weiß auch tüchtige Leute um sich zu schaaren. An der Spitze derselben stand der sogenannte Hofbauer, eine Art Verwalter. Er genoß das vollste Vertrauen des Großvaters und war in Allem dessen rechte Hand. Dieser Mann gehörte zu den im Norden häufiger vorkommenden Personen, welche nach der Meinung des Volks das second sight, ein prophetisches Ahnungsvermögen, besitzen. Ein Beispiel statt vieler mag zur Erläuterung dienen. Ein Gast, der freundliche Aufnahme in Lütgenhorn gefunden hatte, erkrankte bald nachher ernstlich. Eines Morgens erzählte der Hofbauer seinem Herrn, ihm habe geträumt, der Gast sei gestorben und beim Begräbniß nicht durch das große Hofthor seines Landsitzes, sondern durch die an der anderen Seite des Hofes befindliche Pforte getragen, die seit längerer Zeit nicht mehr benutzt und mit mancherlei Gerümpel verstellt war. Der Großvater lachte ihn aus; doch wie erstaunte er, als bald darauf die Nachricht vom Tode des Gastfreundes eintraf und das Begräbniß sich gerade so zutrug, wie es vorausgesagt war, weil in der vorhergegangenen Nacht ein Erdrutsch die Benutzung des gewöhnlichen Weges unmöglich gemacht hatte.

Der Hofbauer besorgte auch den Verkauf der jütischen Ochsen in Hamburg, die in großer Zahl aufgezogen wurden, und es soll ein schöner Anblick gewesen sein, wenn die prächtigen Thiere brüllend davonzogen, nicht in Viehwagen zusammengedrängt wie jetzt. Den Erlös von Tausenden von Thalern brachte er in der Geldkatze zurück, nachdem er davon alle

*) Vgl. darüber: J. von Schröder, Topographie des Herzogthums Schleswig, (Schleswig 1837. 4.) II. S. 68.

Wirthschaftsbedürfnisse für ein Jahr angekauft hatte. Die Waaren kamen von Hamburg in zwei hochbeladenen Frachtwagen und wurden von den Kindern mit Jubel begrüßt, da die Fässer mit Rosinen, Citronat und dergleichen manchen Genuß in Aussicht stellten. Wurden doch allein zum Weihnachtsfest mehrere Tonnen Mehl zu Kuchen verbacken. Jeder der Leute durfte sich dazu eine große zinnerne Schüssel aussuchen, die er Abends im Glanze der Weihnachtsbäume voll gefüllt mit anderen Geschenken aus der Hand des Herrn und der Frau zurückerhielt. — Zur Erntezeit wurden massenhaft jütische Arbeiter beschäftigt, die sich durch Körper- und Arbeitskraft, Beschränktheit und sehr viel Grütze-Essen auszeichneten. — Im Winter waren alle Mägde Abends mit Spinnen beschäftigt, und von den damals aufgehäuften großen Vorräthen an Leinwand und Drell ist noch jetzt Einiges in der Familie vorhanden. Doch genug davon.

Großvater Schleiden verlor über die eigenen Interessen das öffentliche Wohl nicht aus den Augen. Lebhaft bewegt durch die Ideen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die höher strebenden Geister ergriffen, und für alles Edle und Menschliche erglühend, faßte er als einer der Ersten den Entschluß, auf seinem Gute die Leibeigenschaft aufzuheben, nachdem er sich vergebens bemüht, seine Standesgenossen zu gleichem Vorgehen zu bewegen. Erst drei Decennien später wurde die Leibeigenschaft in den Herzogthümern Schleswig-Holstein durch die kgl. Verordnung vom 19. December 1804 vom 1. Januar 1805 an allgemein aufgehoben. Es gehörte zu den ersten Erinnerungen von Schleiden's Kindern, wie er, hoch zu Roß, im blauen wallenden Mantel, auf dem von den Untergebenen dicht gefüllten Hofe haltend, in kurzer Rede mit laut tönender Stimme ihnen die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündete. Unbeschreiblicher Jubel! Sie umringen ihn, küssen Fuß, Mantel, Hand! Noch an demselben Abend halten drei kräftige Bauernburschen um drei bis dahin unfreie Mägde des Hauses an, denen ihre bisherige Herrschaft, sie reichlich ausstattend, die Hochzeit ausrichtet.

Es befindet sich noch ein schönes, charaktervolles Porträt des alten Schleiden — wieder im blauen Mantel — in der Familie, das von einem geschickten holländischen Maler herrührt. Wettergebräunt und scharfforschend schaut er aus dem Rahmen, wie ein alter Seemann. Ein Seemann ist er zwar nie gewesen, aber auf das Meer war auch sein Blick gerichtet. Er dachte wie Faust (2. Theil, Act 4):

„Da faßt' ich schnell im Geiste Plan auf Plan;
Erlange dir das köstliche Genießen,
Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen."

Im Jahre 1792 bewarb er sich in einem unmittelbar an den König gerichteten Gesuch um Ertheilung einer Concession (Octroi) zur Eindeichung der vor der Südermarsch an der Hever belegenen Vorufer und Schlickländereien, wodurch ungefähr 1000 Demath Landes*) dem Meere abgewonnen werden sollten. Sein noch erhaltener, mit kräftiger Hand geschriebener Entwurf der Octroi ist allerdings hauptsächlich darauf gerichtet, sein und seiner Erben Interesse sicher zu stellen, da er die voraussichtlich 400,000 Reichsthaler**) betragenden Kosten nur mit Hülfe Anderer hätte aufbringen können. Aber neben Zollfreiheit und anderen Privilegien, wie sie den adeligen Gütern zustanden, bedingt er darin auch volle Religionsfreiheit für die Bewohner aus, wie sie damals im ganz lutherischen Herzogthum Schleswig nur in der Stadt Friedrichsstadt bestand. Das Project kam nicht zur Ausführung, weil, wie es in dem durch die kgl. Rentekammer am 12. März 1793 ertheilten abschlägigen Bescheide heißt, bereits Vorkehrungen getroffen waren, das fragliche Vorufer, sobald es zur gehörigen Reife gediehen, für königliche Rechnung einzudeichen. Da auch im nächsten Jahre damit noch nicht der Anfang gemacht ward, verfolgte Schleiden den Plan weiter, hatte damit jedoch keinen besseren Erfolg.

Hand in Hand mit vielseitiger praktischer Thätigkeit ging ein reges geistiges Leben. Es war ja die Zeit, wo durch Rousseau's Emile, durch Basedow und Andere das Streben nach allseitiger menschlicher Ausbildung einen neuen Anstoß erhalten hatte, und darauf war auch das Bemühen von Großvater Schleiden unabläßig gerichtet. Stets las er mit Vorliebe einen lateinischen Classiker, und noch im 70. Jahre begann er Griechisch zu lernen. Eine sorgsam ausgewählte, ungewöhnlich große Bibliothek erleichterte ihm seine Studien. Unter den Hauslehrern für seine Kinder waren Männer, die sich später auszeichneten, und mit denen ein geistiger Austausch möglich war.***) Außerdem fand Jahre lang ein emigrirter

*) Ein Demath ist gleich 216 □ Ruthen.

**) Ein Reichsthaler war damals gleich 3 M. 60 Pf.

***) Der letzte dieser Lehrer — ein älterer Bruder des später mit der Familie eng befreundeten berühmten Dogmatikers A. D. C. Twesten — begleitete 1791 die beiden ältesten Söhne noch als Informator zur Universität.

liebenswürdiger französischer Abbé, der im Französischen unterrichtete, und während eines Winters auch ein Tanzlehrer Aufnahme in Lütgenhorn. Auch für die musikalische Ausbildung der in dieser Beziehung sehr begabten Kinder wurde in reichem Maße Sorge getragen. Sie bildeten eine vollständige kleine Hauscapelle. Alle spielten Clavier, der zweite Sohn außerdem Cello, Harfe und Waldhorn, und hübsche von ihm componirte Melodien habe ich noch von seinen Kindern wiederholen gehört. Der älteste und der jüngste Sohn thaten sich im Gesang hervor. Großmutter Schleiden theilte die geistigen Interessen ihres Mannes und als zärtliche Mutter die Fürsorge für die Erziehung der Kinder. Der älteste Sohn (Jacob) verrieth schon früh durch scharfen Verstand den späteren Juristen. Der zweite (Andreas) secirte jeden Regenwurm und blieb, 8jährig, als man einst eine Kirche in Flensburg besah, etwas zurück, um die Knochen in einem alten Sarge zu untersuchen. Das war der künftige Arzt. — Dem dritten Sohne Christian (meinem Vater) rühmen seine Geschwister rasche Auffassung, hochherzige Gesinnung und hinreißende Liebenswürdigkeit nach. Obgleich auch er gern und viel die alten Sprachen trieb, zogen ihn die Landwirthschaft und die Schilderungen fremder Länder und Völker doch mehr an als die exacten Wissenschaften. An ihn und seine Zukunft scheint der Vater, nach der Fassung seines Concessionsgesuchs, bei seinem großartigen Project der Eindeichung des Vorlandes an der Seeküste zunächst gedacht zu haben. Als dieser Plan fehlschlug, nach dem Abgange der älteren Söhne zur Universität das Leben auf dem Lande einsamer und das Verlangen nach lebhafterem geistigen Verkehr in einer Stadt größer geworden war, gab der alte Schleiden dem Wunsche Christian's nach, „dem königlichen Kaufmann, dem Antonio", nachzustreben. Der junge Mann trat bei einem großen Hamburger Kaufmannshause in die Lehre. Die Eltern blieben mit den beiden Töchtern, der „klugen", sich gern mit einem Buch in einen stillen Winkel zurückziehenden Elise und der „starken", bei vielem praktischen Geschick ideal angelegten Anna, nur noch kurze Zeit auf Lütgenhorn. Der Großvater glaubte auch in deren Interesse zu handeln, wenn er jetzt dem schon lange empfundenen mächtigen Zuge nach einer anregenderen Umgebung folgte und den Abend seines arbeitsvollen Lebens in der Universitätsstadt Kiel verbrächte. Ihm war in Folge seiner Bestrebungen für das öffentliche Wohl und seiner weit über die Grenzen der engeren Heimath hinaus anerkannten Verdienste um die Landwirthschaft von Kopenhagen aus der Adel angeboten. Er hatte denselben jedoch mit der stolzen Erklärung abgelehnt, daß er seinen guten bürgerlichen Namen zu behalten

wünsche, um so mehr, weil sein Vermögen, so wohlhabend er auch sei, nicht seinen Begriffen vom Besitz entspreche, den der Adel haben müsse, um seine wahre Stellung einzunehmen. An glänzenden äußeren Erfolgen, wie sie Zuverlässigkeit des Charakters und treue Pflichterfüllung, verbunden mit Umsicht und schöpferischer Geisteskraft, meistens mit sich bringen, hatte es auch ihm nicht gefehlt. Sein Vermögen war, freilich nur scheinbar, durch große Lieferungen nach Frankreich noch weiter vermehrt. Sie waren mit von dem Finanzminister des französischen Directoriums, Ramel, zur Einlösung von Assignaten im 30fachen Betrage ausgestellten sogenannten Mandaten im Nominalbelauf von 3,176,300 Livres bezahlt. Die ganze Summe ging später durch das Verschulden einer Vertrauensperson, welche den rechten Zeitpunkt zur Umwechslung unbenutzt vorübergehen ließ, wieder völlig verloren. Dieser Verlust traf Großvater Schleiden jedoch erst, nachdem er 1796 Lütgenhorn verkauft hatte und nach Kiel übergesiedelt war, machte auch keine besonderen Einschränkungen nöthig.

In Kiel begann nun ein angenehmes, geistig bewegtes Leben. Die schöne Lage der Stadt und der große Garten der von Schleidens bewohnten Seeburg erleichterte Allen das Einleben in die städtischen Verhältnisse. Besonders viel ward mit den Universitätskreisen verkehrt. Drei bis vier Studenten erhielten regelmäßigen Freitisch im Hause, manche andere Nachhülfe. Man begrüßte die herrlichen neuen Werke unserer großen Dichter mit Jubel und las sie mit den Freunden. Fleißig ward auch Musik getrieben und ab und zu ein Ball veranstaltet. Von einer dieser Festlichkeiten hat sich eine charakteristische Anecdote erhalten. Ein ungeschickter Bedienter ließ dabei im Vorzimmer ein großes Theebrett mit dem feinsten Service zur Erde fallen und bat nachher seinen Herrn: „Wollen Sie nicht Madame Schleiden sagen, daß Sie es gethan hätten?" „Das möchte meine Frau doch wohl nicht glauben," erwiderte der Großvater, „aber ich will ein gutes Wort für Dich einlegen." Nicht minder charakteristisch ist die folgende: Während einer Ruhrepidemie ließen Schleidens massenhaft für die Kranken kochen. Als der Bediente, der die Mahlzeiten austragen sollte, ein bedenkliches Gesicht dazu machte, ergriff der alte Schleiden selbst einen Suppentopf und sagte: „Ich gehe voran; wer nicht mitkommt, bleibt nicht in meinem Hause." Da folgten der Diener und die Mägde.

1802 traf die Familie der Schmerz, ihres hochverehrten Hauptes durch den Tod beraubt zu werden.

Die Familie von Nuys.

Elise Schleiden, geb. von Nuys, wurde am 9. Juli 1785 auf dem Landsitze ihres Vaters, Julianenburg bei Aurich, geboren. Von ihrer Persönlichkeit, der Zeit, in der sie lebte, und den Verhältnissen, in denen sie sich entwickelte, bis die Verbindung mit meinem Vater ihrem Leben eine ganz neue Wendung gab, weiß ich kein treueres Bild zu geben, als indem ich die nachstehenden Auszüge aus Jugenderinnerungen mittheile, welche sie im Jahre 1809 während eines Besuches bei ihrem Vater niederschrieb. Sie erzählt:

Tagebuch aus dem Jahr 1809.

„Meine Mutter ist eine Bremerin. Sie war erst 14 Jahre und wenige Wochen, mein Vater schon 46 Jahre alt, als er sich auf einer Reise in sie verliebte und bei ihrem Vater um sie anhielt. Sie war so streng erzogen, ihre Jugend durch eine schlechte Stiefmutter so unterdrückt, daß sie, als ihr Vater ihr sagte: ‚Du wirst Dich verheirathen, ich habe Dich verlobt‘, nicht den Muth hatte, zu fragen, mit wem? sondern nur eine Verbeugung machte und mit zitternder Stimme erwiderte: ‚Wie Sie befehlen!‘ Erst am nächsten Tage erfuhr sie den Namen ihres Verlobten, als Herr von Nuys ihr als solcher vorgestellt ward. Nun zog sie 1784 mit ihm hierher, wo ich im folgenden Jahre geboren ward, und wo sie, ihn wie einen Vater ehrend, ganz zufrieden mit ihm lebte. Nach etwa zwei Jahren reisten sie zu einem Besuche nach Bremen, und dies war ein Unglück für Beide. Geschmeichelt und hervorgesucht von Allen, da sie unbeschreiblich schön war und ihre Liebenswürdigkeit sich

immer mehr entfaltete, fühlte sie sich in einer neuen Welt, und ihr enger Wirkungskreis auf dem einsamen Julianenburg sagte ihr nicht mehr zu. Sie vermißte hier nun schon Vieles schmerzlich, was sie vor der Reise gar nicht gekannt hatte, da sie aus der Kindheit in den Ehestand getreten war, die eigentliche Jugendzeit ihr fehlte. Sie wußte denn auch bald meinen Vater zu bewegen, ein Haus in Bremen zu kaufen, und seitdem wohnten wir zehn bis elf Monate im Jahre dort und nur einen bis zwei in Julianenburg. Bremen brachte ihr jedoch nicht das erwartete Glück. So schön und glänzend ihr äußeres Leben war, so traurig ward es im Innern. Sie liebte Bälle, Gesellschaften, Feste aller Art und war überall die Königin derselben, machte auch selbst ein großes Haus. Mein viel älterer Vater mochte nichts von dem allem und ward dadurch mißmuthig und verstimmt. Oft war ich Zeugin häuslicher Scenen, welche zuerst meine Kindheit trübten.

„Diese war überhaupt keine glückliche. An Gespielen fehlte es mir fast ganz. Denn ein Bruder starb mir so früh, daß ich ihn kaum gekannt habe, und von zwei in meinem zehnten und elften Jahre geborenen Schwestern verlor ich die ältere auch bald wieder. Meine Mutter war nur um meine geistige Ausbildung und meine Gesundheit besorgt, so daß ich mit Lehrstunden überhäuft war und gar nicht, wie andere Kinder, herumlaufen und spielen durfte. Wenn meine Eltern im Sommer eine Reise machten, ward ich zwar mitgenommen, weil sie sich nicht von mir trennen wollten, aber ich hatte von den Reisen fast nur das Unangenehme des Fahrens, da meine strenge Gouvernante uns begleiten mußte, damit ich nicht ohne Aufsicht wäre und nichts verlerne. Besonders schrecklich schwebt mir noch eine Reise nach England im Jahre 1796 vor, wo die Eltern fast ein ganzes Jahr lang blieben und ich, während sie das Land bereisten und nach Schottland gingen, traurige Tage in einer entsetzlich strengen boarding-school verlebte. Für jeden Fehler mußten wir dort zur Strafe einen längeren Abschnitt aus der Bibel auswendig lernen, und am Sonntag durfte nicht gespielt werden. Nur meine gründlichere Kenntniß des Englischen verdanke ich dieser Reise.

„Nicht viel erfreulicher sind meine Erinnerungen an einen längeren Aufenthalt in Berlin, zwei Jahre später. Dort mußte ich den ganzen Tag in einem zwar großen, aber heißen Salon sitzen und Unterricht nehmen. Ma bonne war gar nicht bonne, denn sie langweilte sich auch, und meine Eltern waren wenig zu Hause. Nur um Fabriken zu besehen, wurde ich ein paar Mal mitgenommen und einmal auch ins Theater, wo „Das

neue Sonntagskind" gegeben ward, in welchem mein Musiklehrer, ein Herr Elmenreich, sang. Viel besser gefiel es mir in Freienwalde, einem kleinen, ländlichen Bade, wohin wir von Berlin aus auf 14 Tage gingen. Der Ort war so überfüllt, daß nur enge Schlafzimmer zu haben waren und keine besondere Wohnstube für meinen Unterricht. Diese Unbequemlichkeit für meine Eltern wurde für mich eine Quelle der Freude; denn mich in einer kleinen Schlafstube zu lassen, erschien ihnen ungesund und unpassend. Ich durfte deshalb unter ihrer oder meiner Gouvernante Aufsicht fast immer im Freien sein und kam fast überall mit hin. Ich erinnere mich mancher angenehmer Tage aus jener Zeit, der Spaziergänge, der Musik, und daß ich Abends ein paar Stunden dem Tanzen und dem munteren Treiben der geputzten, schönen und freundlichen Damen im Cursaale zusehen durfte. Die verwittwete Königin von Preußen*) war mit ihrem Hofstaate auch dort. Sie hatte mich in amitié genommen, und es amüsirte sie, mich so freimüthig französisch mit ihr plappern zu hören. Ich redete sie ‚Madame' an. Meine Mutter hatte dies gehört, und auf ihr Geheiß sagte ich das nächste Mal: ‚votre Majesté'; aber sie wollte das nicht haben und meinte, das passe sich nicht in einem so kindlichen Geschwätz. Ich mußte mich nun oft an ihrer Seite aufhalten und erfuhr nachher aus einem Gespräche meiner Eltern, daß die Königin ihnen vorgeschlagen hatte, mich bei ihr zu lassen; sie wolle für meine weitere Ausbildung sorgen und mich später, wenn ich erwachsen sei, zu ihrer Hofdame machen. Aber meine Eltern konnten sich nicht zur Trennung von mir entschließen. Wie ganz anders würde sich sonst mein Lebensweg gestaltet haben!

„Je größer ich nun ward, desto mehr erkannte ich zu meinem tiefsten Kummer, wie unglücklich doch eigentlich meine Eltern mit einander lebten. Bald nach der Rückkehr von Berlin trennten sie sich auch. Meine Mutter zog mit meinen beiden Schwestern nach Braunschweig. Ich begleitete meinen Vater, der mich wenigstens Anfangs bei sich zu haben wünschte, nach Ostfriesland, wo er ein Haus in Leer kaufte, weil in Julianenburg die Gelegenheit zu gutem Unterricht gefehlt haben würde. Mein Vater überzeugte sich jedoch bald, daß ich einer strengeren Aufsicht als der seinigen bedürfe. Er konnte mir keinen Wunsch versagen, und da meine neue Bonne, in welche meine Eltern großes Vertrauen gesetzt hatten, bemerkte,

---

*) Es war die verwittwete zweite Gemahlin des am 16. November 1797 verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm II., Friederike Luise, die Großmutter des Kaisers Wilhelm.

daß sie, um ihm zu gefallen und schöne Geschenke zu erhalten, auch mir gefallen müsse, so wurde nach kurzer Zeit mein Wille für das ganze Haus Gesetz. Aus Langeweile steigerten sich meine Phantasien und Prätensionen so, daß ich auf dem besten Wege war ein kleiner Taugenichts zu werden. Er glaubte deshalb meinem Wohle das Opfer bringen zu müssen, sich wieder eine Zeit lang von mir zu trennen, schickte mich zu meiner Mutter zurück und nahm die kleine Friederike zu sich. Nun begann ein ganz anderes Leben für mich. So oft mir in Ostfriesland gesagt war, ich sei ein liebenswürdiger Engel, ebenso oft ward mir nun viel klarer bewiesen, wie viel mir noch fehle, um nur erträglich zu sein, und meine ganzen Tage wurden mit Lehrstunden ausgefüllt. Anfangs war dieser Wechsel mir erschrecklich; aber da meine Mutter zugleich liebevoll und gütig gegen mich war, sah ich bald ein, daß sie nur zu meinem Besten handle. Der Unterricht fing an mir lieb zu werden, und ich bekam eine wahre Passion fürs Lernen. Ganz besondere Freude machte es mir, daß der verehrte Campe, der Verfasser des Robinson Crusoe, mich oft an dem Unterricht Theil nehmen ließ, den er seinen Kindern gab, und glückliche Tage brachte ich mit diesen, seiner würdigen Frau und ihm auf seinem Landhause zu. Ich bin noch ganz stolz darauf, daß er mir, als ich ihm einen Lichtschirm gemalt hatte, dafür in den folgenden Versen dankte, die ich noch bewahre, und die sogar in seinem historischen Bilderbüchlein gedruckt sind:

An die gute Elise.

„Für Augenschutz und Augenweide
(Dein schöner Schirm gewährt ja beide!)
Dankt der Beschirmte Dir aus voller Brust.
O möge jede Augenlust,
Die künftig Du gewährst, und welche
Du aus der Schönheit süßem Kelche
Einst schlürfen wirst, so segnend und so rein,
Wie diese Augenweide sein!“

„In Braunschweig wurde ich auch am 2. April 1801 confirmirt. Ein Pastor Petri, der ein wahrer Heiliger war, hatte mich durch Privatstunden darauf vorbereitet. Ich liebte ihn innig, bemitleidete ihn aber zugleich tief, weil er das Unglück gehabt hatte, daß sein einziges Kind aus dem Fenster seines Studirzimmers stürzte und auf dem Pflaster zerschmetterte, seine Frau aus Schreck und Schmerz darüber wahnsinnig ward. Sein Religionsunterricht machte mir große Freude und durchdrang mich mit dem Gefühle, wie viel mir noch fehlte, um der großen Güte Gottes würdig zu werden,

die ich schon so vielfach erfahren hatte, und dies schützte mich auch, daß, ungeachtet meiner großen Jugend, die Zerstreuungen, welche der gesellige Verkehr meiner Mutter auch für mich mit sich brachte, nicht nachtheilig für mich wurden.

„Ich denke noch gern und dankbar an die Zeit unseres Aufenthaltes in Braunschweig zurück. Die geistige Atmosphäre, in der wir dort lebten, konnte ja auch nicht ohne bildenden Einfluß auf mich bleiben. Meine geist- und kenntnißreiche, schöne Mutter verkehrte mit allen bedeutenden Männern der Stadt und theilte mir auch Manches aus den interessanten Briefen mit, die sie mit auswärtigen wechselte. Mit der jungen, liebenswürdigen Frau ihres Freundes, des Literarhistorikers Eschenburg, der uns seine beiden guten Kinder zu nennen pflegte, war auch ich sehr befreundet."

Hier glaube ich die Erzählung meiner Mutter einen Augenblick unterbrechen und wenigstens ein paar Proben aus den von ihr erwähnten und theilweise noch vorhandenen Briefen einschalten zu müssen, weil sie, wenn sie gleich dem Zwecke dieser Veröffentlichung fern liegen, einen, allerdings nur geringen, Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur jener Zeit enthalten.

Meine Großmutter von Nuys hatte im Herbst 1799 von Braunschweig aus einen Ausflug nach Weimar, wo sie Goethe kennen lernte, und nach Jena gemacht, wo sie mit August Wilhelm Schlegel befreundet wurde, und auf dem Rückwege den 80jährigen Sänger der „Kriegslieder", Vater Gleim, in Halberstadt besucht. Den Eindruck, welchen sie auf letzteren hervorgebracht hatte, spiegeln die folgenden, meines Wissens noch nicht veröffentlichten Verse wieder, die er ihr wenige Stunden, nachdem sie ihn begrüßt, zusandte. Ich lasse Schreibart und Interpunction natürlich unverändert:

„An die Erscheinung den 24. Sept. 1799, Halberstadt".

„Erscheinung! waerst Du mir erschienen,
Mit all der Lieblichkeit in Deinen holden Minen
Als lokkig noch mein Haar auf meine Schulter hieng,
Und Graf's*), des Malers! Lob empfieng
Tyrtaeus waer' ich nicht geworden
Getreten waer' ich dann, in Amors Ritterorden,
Und haett' ein Felsenherz mein Flehen nicht erweicht
Petrarca waer' ich dann vielleicht!"

---

*) „Graf" ist offenbar ein Schreibfehler, da Gleim den 1736 geborenen und 1813 gestorbenen Königl. Sächsischen Hofmaler und Professor der Kunstakademie Anton Graff gemeint haben muß.

Am folgenden Tage (25. September) sandte Gleim ein mit schwer zu entziffernder deutscher Schrift geschriebenes Abschiedsbriefchen an Frau von Nuys, in dem es u. a. heißt: „Reisen Sie glücklich und denken Sie nun einmahl an den alten Mann, der nur einmahl so plötzlich in seinem Leben von Schönheit und Frauenliebe bezaubert ist! und der als Bezauberter den Vers, wie unser alter Sachs sagt, verschte:

Wer nicht die Musen liebet,
Der taugt zu keiner Liebe!"

In einem ferneren, wieder mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Briefchen sagt Gleim:

„17. Februar 1800."

„Ein halbes Jahrhundert juenger, meine gnaedige Freundin, waer' ich laengst schon bei Ihnen in Braunschweig gewesen, im ein und achtzigsten Jahre bleibt man bey seinen Hausgoettern, und laesst eine Goettin sich sehen, dann laesst mans bey Gebeten an Sie nur allzu leicht bewenden! Diesen Sommer vielleicht verfuehrt den alten Mann ein schoener Tag, mit dem jungen, seinem Neffen, der sich zu Gnaden emphielt, zu der Humanitaet nach Braunschweig hinueber zu fliegen."

Bedeutender und interessanter ist der erste Brief, den Aug. Wilh. Schlegel nach der Abreise von Frau von Nuys am 15. September 1799 an dieselbe richtete. Nach einigen einleitenden Worten heißt es darin:

„Sehen Sie, das ist eins von dem vielen, wodurch Annäherungen des Herzens sich selbst belohnen, daß sie so viele verborgne Liebenswürdigkeiten ans Licht bringen und wecken. Was fremde Menschen an einem bewundern, oder was ihnen gefällt, ist meistens nur etwas äußerliches und zufälliges. — — — Ich habe immer noch einige freundliche Händel über die verflossenen Tage durchzufechten. Ich mag mich stellen, wie ich will, man ist zu klug, — nämlich von der Seite, wo mir daran gelegen sein muß, — mir nichts durchzusehen. Es thut mir leid, daß Sie Caroline nicht so ganz kennen gelernt haben; — es war wohl theils Absicht, theils eine unwillkürliche Regung, daß sie Ihnen eher auswich.*) Gewiß, Sie

*) Mehrere in „Caroline Michaelis, herausgegeben von G. Waitz" (Leipzig 1871. 2 Bde.) abgedruckte Briefe Carolinen's — vgl. II. 57 und 98. 99 — beweisen, daß sie eine Abneigung gegen Frau von Nuys gefaßt hatte. Sagt sie doch in einem Briefe an ihren Mann vom 18. Mai 1801: „Du sollst ihr nicht schreiben. Nicht wahr, Du willst auch nicht? Ich kann sie nicht leiden." Und doch hatte sie, wie Friedr. Schlegel am 14. October 1799 (I. 270) an Auguste schreibt, selbst ein so ähnliches Conterfei von ihr gemacht, daß Wilhelm es gleich zu sich nahm. —

können nicht zu groß von ihrem Geist und Charakter denken. Dabey ist unser Bund auf wunderbare Weise geknüpft. Dennoch ist alles genau wahr, was ich Ihnen am letzten Morgen sagte, von der Gefahr für meine Ruhe, so seltsam ist unser Wesen eingerichtet. Wenn aber das unbegreiflich überraschende nur ein schönes Geheimniß ist, so muß man es doch wohl gelten lassen."

Hübsch ist auch die Art, wie Schlegel in der folgenden Stelle dieses Briefes seine „kriegführende Schriftstellerey", d. h. die Schärfe seiner Kritiken, an welcher Frau von Nuys Anstoß genommen hatte, vertheidigt. A. W. Schlegel schreibt:

„Wenn man es mit geistlosen Schriften und Menschen zu thun hat, bleibt Spott die einzige Waffe; wenn man ernsthaft zu Werke geht, ist man in Gefahr, in gleiche Geistlosigkeit zu gerathen. Bewahre uns der Himmel, daß wir diese Leute sollten bessern wollen, das hieße Mohren bleichen. Aber man kann das Publikum, das sie bisher gehabt haben, vielleicht über sie aufklären und schädlichen Autoritäten entgegenarbeiten. Glauben Sie, wir machen uns keine Feinde, sondern wir haben sie schon; — die Feinde jeden Fortschrittes hassen uns, weil wir eine beträchtliche Strecke vor ihnen voraus sind, und weil das, was sie gethan haben, durch das unserige vernichtet wird. Wenn man uns unterdrücken könnte, so würde man es von Herzen gerne thun. Stellen Sie sich vor, daß die ganze deutsche Litteratur in einem revolutionären Zustande ist, und daß wir, mein Bruder, Tieck, Schelling und einige andere zusammen die Bergparthey ausmachen. Wir brauchen uns dabey nicht zu schämen, denn die Häupter, wenn sie gleich nicht Partey zu nehmen scheinen, sind doch Goethe und Fichte. Wenn man so unbedingt vergöttern kann, wie ich diese Männer, so muß man auch recht determinirt verachten können, und das thue ich denn wirklich. Ueberhaupt dünkt mich, muß ein Mann, er handle

Sie mag allerdings Ursache zur Eifersucht gehabt haben; denn einige Jahre nachdem A. W. Schlegel von Caroline geschieden war, hielt er um die Hand meiner Großmutter an. Diese lehnte die Verbindung ab, blieb aber auch später mit ihm in freundschaftlichem Verkehr, wovon eine ganze Reihe erhaltener Briefe Zeugniß giebt. Von allgemeinem Interesse ist in dieser Correspondenz nur eine Notiz in einem Briefe aus Genf vom 17. Februar 1811. Er kündigt nämlich darin Frau von Nuys seine Büste an und bittet sie, ihm zu seinem Geburtstage am fünften September — sein Geburtsjahr (1767) will er, offenbar aus Eitelkeit, nicht verrathen — ihr Miniaturbild zu schicken. Hettner (Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, III. 2. S. 428.) und alle anderen mir bekannten Literarhistoriker bezeichnen den achten September als Schlegel's Geburtstag.

in welchem Fache er will, kriegerisch gesinnt seyn, und wer nicht eine Menge Feinde hat, den halte ich gar nicht für einen rechtlichen Menschen. — — Goethe — damit ich auf etwas erfreuliches komme — ist jetzt hier und hat sich bei dem ersten Besuche mit dem größten Interesse nach Ihnen erkundigt. Eine ganze Woche habe ich alle Vormittage bey ihm zugebracht ꝛc."

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Erzählung meiner Mutter zurück. Sie fährt fort:

„Bald nach meiner Confirmation verließen wir Braunschweig, weil mein Vater mich in leichter erreichbarer Nähe zu haben wünschte. Wir sollten nach Oldenburg ziehen, gingen aber, ehe das geschah, zunächst auf einige Monate nach Hamburg. Mit den Braunschweiger Freunden wurden noch viele Briefe gewechselt, und meine gute Mutter sprach oft klagend ihr Erstaunen darüber aus, daß in einer so großen Handelsstadt nur zweimal wöchentlich, Dienstags und Freitags, Posttage waren. In Hamburg gefiel es mir übrigens viel weniger als in Braunschweig, obgleich ich das Glück hatte, durch meine Mutter mit einigen Männern bekannt zu werden, die ich längst nach ihren Schriften sehr verehrt hatte. Klopstock, den ehrwürdigen Dichter der Messiade, an der ich mich oft erbaut hatte, und den lieben ‚Wandsbecker Boten', Claudius, sahen wir öfters. Auch Voß, dessen reizende Idylle ‚Luise' mich so häufig entzückt hat, besuchte uns ein paar Mal, wenn er von Eutin herüberkam. Meine Hauptfreude aber waren die Zeichenstunden, welche mir der liebenswürdige Tischbein, der Neapolitaner! gab. Er pflegte mich ‚seinen kleinen Winckelmann' zu nennen, wohl weil ich ‚des Großen' Geschichte der Kunst des Alterthums, soweit ich dazu im Stande war, fleißig studirt und auch einige von dessen kleineren Abhandlungen gelesen hatte. Tischbein's poetische Auffassung aller Dinge — seine Zeitgenossen haben ihn ja auch, wie ich nach dem Zeugniß seines Biographen von Alten hier wohl einschalten darf, ‚den Dichter mit der Palette' und ‚den Maler-Poeten' genannt, — verdanke ich sehr viel. Sein Geschick, die verschiedenartigsten Gegenstände mit wenigen Strichen rasch aufs Papier zu werfen, wovon ich noch einige Proben bewahre, war geradezu wunderbar.

„Im Sommer besuchte ich meinen Vater hier in Julianenburg, kehrte aber, nachdem meine Mutter sich in Oldenburg installirt hatte, zu dieser zurück. Nun wurde ich zuerst als ganz erwachsen betrachtet, und wir führten ein sehr angenehmes geselliges Leben. Die Dichter von Halem,

Gramberg und Nöldecke, von denen ich noch mehrere an uns gerichtete Gedichte besitze, der Leibmedicus Markardt, mit dem wir durch Eschenburg bekannt geworden waren, und die Herren der Hofgesellschaft bildeten unseren nächsten Umgangskreis. Den größten Einfluß auf mich übte der gelehrte Ahlwardt*), der damals gerade den Ossian übersetzte und mir Unterricht im Italienischen, Lateinischen und Griechischen gab, woran meine jugendliche Mutter Theil nahm. Freilich brachte ich es in den alten Sprachen nicht weiter, als daß ich mit ihm den Cornelius Nepos, den Cäsar und den Anakreon las. Aber seine belehrenden und anregenden Gespräche haben mir die Zeit unvergeßlich gemacht; denn ein Licht nach dem andern ging damals in meinem Innern auf."

Die Kenntnisse meiner Mutter, deren Erzählung ich hier abermals unterbreche, waren in den alten Sprachen ungleich gründlicher, als man nach ihren bescheidenen Worten annehmen sollte. Ich denke noch jetzt dankbar und gerne daran zurück, wie sie mich, noch 28 Jahre später, als ich schon Tertianer auf dem Gymnasium war, bisweilen bei meinen lateinischen Exercitien auf einen Fehler aufmerksam machte und im Gespräch gelegentlich ein classisches Citat an passender Stelle anbrachte. Voll Bewunderung blickte ich zu ihr auf, als ich ihr einst erzählte, daß ich eine Ode von Anakreon auswendig zu lernen habe, die ich bei einem Schulact declamiren solle, und sie mir bei den ersten Worten:

„*Χαῖρε μοι Ῥώμα θυγάτηρ Ἄρηος*",

mit der zweiten Zeile in die Rede fiel:

„*Χρυσεομίτρα δαΐφρων ἄνασσα*".

Sie hatte auch diese Ode mit Ahlwardt gelesen, übersetzt und behalten.

Karl Hillebrand macht in einem hübschen Aufsatz über Halbbildung und Gymnasialreform**) die Bemerkung: „Nie waren die Frauen hoher Geburt anmuthiger, natürlicher, weiblicher als zur Zeit der italienischen Renaissance, wo sie meist dieselbe Bildung wie ihre männlichen Standesgenossen erhielten und dadurch in den Stand gesetzt waren, an den geistigen Genüssen ihrer Männer Theil zu nehmen." Ich notirte mir diese Worte am Rande der zuletzt angeführten Stelle der Jugenderinnerungen meiner Mutter und wiederhole sie hier, weil sie, und in gleichem Maße die

*) Es ist der am 23. November 1760 in Greifswald geborene und dort am 12. April 1830 als Professor der alten Literatur verstorbene Philologe Christ. Wilh. Ahlwardt gemeint, welcher damals Rector in Oldenburg war.

**) Vgl. Zeitgenossen und Zeitgenössisches (1882) S. 381.

ferneren: daß jene Frauen darüber nicht ihre Haus- und Mutterpflichten versäumt hätten, auch auf sie anwendbar sind. Wie sehr das der Fall ist, wird der weitere Verlauf dieser Erzählung ergeben.

Die von meiner Mutter erwähnten Gedichte haben, so weit sie erhalten sind, nur zum kleinsten Theil poetischen Werth. Man fühlt ihnen an, daß es Gelegenheitsgedichte sind, deren nächste Veranlassung sich jetzt nicht einmal immer deutlich erkennen läßt. Als eine Probe, wie man damals jede Aufmerksamkeit mit einem zierlichen Wort zu begleiten pflegte, mögen daher hier nur die folgenden Strophen Aufnahme finden, mit denen ein Verehrer und Hausfreund meiner Mutter ein paar Ohrringe übersandte:

‚Boucles, pendez legèrement
À l'oreille de mon amie!
Mais tirez-la lui doucement,
Si, par hazard, elle m'oublie!'

In den Jugenderinnerungen heißt es weiter:

„Oft lasen wir mit vertheilten Rollen, und manches interessante Manuscript wurde uns mitgetheilt. Sehr hübsch waren auch die Bälle und kleineren Tanzpartien. Es sind im Grunde die einzigen, welche mir jemals Freude gemacht haben. Vielleicht aber glaube ich das auch nur, weil es die ersten waren, und ich noch mit so heiteren 16jährigen Augen in die Welt hinausschaute. Alle, welche zum beau monde gehörten, hatten bei demselben Tanzlehrer Unterricht gehabt. Das Tanzen war uns eine Kunst. Wir schwangen uns nicht sinnlos im Kreise herum, wie man das jetzt anfängt, sondern führten Charaktertänze auf. Reizend waren die ziemlich häufigen Bälle und soirées dansantes an unserem kleinen Hofe, der manche gute und gebildete Elemente enthielt. Ich mußte sie meistens mit einem Menuet mit dem Erbprinzen oder mit dessen jüngerem Bruder*)

*) Gemeint sind der am 13. Juli 1783 geborene Erbprinz Paul Friedrich August, welcher seinem Vater, dem damaligen Administrator und späteren Herzog Peter Friedrich Ludwig, 1829 als Großherzog von Oldenburg folgte, und dessen nur ein Jahr jüngerer Bruder, Prinz Peter Friedrich Georg. Von ihnen schrieb J. G. Rist (Lebenserinnerungen, herausgegeben von G. Poel. I. S. 389): „Ich habe nie verständigere und schlichtere Fürstensöhne gekannt." Die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Großfürstin Catharina Paulowna von Rußland vermählte sich, nachdem sie die Bewerbung Napoleon's I. abgelehnt hatte, in erster Ehe mit dem Prinzen Peter, dem sie vor seinem Nebenbuhler, dem Prinzen Leopold von Coburg, späteren König der Belgier, den Vorzug gab, und nach dessen 1812 erfolgtem Tode in zweiter mit dem Kronprinzen und nachmaligen König Wilhelm (I.) von Württemberg.

eröffnen, der noch geistvoller und liebenswürdiger war, und mit dem es sich vortrefflich plauderte. Beide ausgezeichnete junge Leute sah ich vor einigen Jahren zum letzten Male in der Dresdener Gallerie wieder. Jetzt hat Prinz Peter die russische Großfürstin Catharina Paulowna geheirathet, die sehr gerühmt wird.

„Im Juni 1802 reiste ich zur Hochzeit meiner Cousine Annchen T. nach Bremen. Bei meiner Rückkehr erzählten mir alle Bekannten, und namentlich meine Mutter, viel von Schleiden, der inzwischen in Oldenburg gewesen war, und dessen schöne, ruhige Art und herrliches Clavierspiel und Gesang Alle entzückt hatte. Ich war ganz begierig, diesen Phönix zu sehen. Schon Ende August kehrte er zurück, wie er mir später sagte, aus Neugierde, mich kennen zu lernen. Mein Herz war damals noch völlig frei. Zwar hatte es mir von Frühe an nicht an zahlreichen Verehrern und Courmachern gefehlt; aber die Lebensklugheit der Mutter, der Rath treuer und besonnener Hausfreunde und ein richtiges eigenes Gefühl hatten mich vor jeder voreiligen und unbedachten Anknüpfung intimer Verhältnisse bewahrt. Nun gefiel Schleiden mir zuerst dadurch, daß er mir nichts Schönes sagte und nichts, was einer Schmeichelei ähnlich sah, mich aber interessant von seinen Reisen unterhielt; denn er hatte damals schon viele fremde Länder gesehen. Auch nahm mich für ihn ein, daß er mit Herrn von M., den wir häufig sahen, befreundet war und dieser ihn bei uns eingeführt hatte. Ich bedauere immer von Neuem, daß ein Tagebuch, welches ich in jener Zeit führte, verloren gegangen ist. Ich besäße gar zu gerne noch Alles, was ich über meine erste Bekanntschaft mit Schleiden aufschrieb. Jetzt, da ich schon bald vier Jahre sein glückliches Weib bin, mag ich nicht mehr darüber schreiben, und es ist vielleicht gut, daß ich meinen lieben Vater mit dem kleinen Emil gerade die Allee heraufkommen sehe und dadurch vom Schreibtische abgerufen werde.“

Hier bricht die Erzählung meiner Mutter leider für längere Zeit ab. Die Lücke, welche dadurch in der Geschichte ihrer Jugend und ihrer Liebe entsteht, kann ich, wenigstens zum Theil, durch erhaltene Briefe zweier Freunde meines Vaters ausfüllen.

Professor Ahlwardt als Liebesbote.

Auf einer Geschäftsreise für das Handlungshaus, in welches mein Vater nach überstandener Lehre eingetreten war, kam er im Juni 1802 auch nach Oldenburg, um seinen väterlichen Freund Ahlwardt zu besuchen. Dort lernte er Elise von Nuys kennen und verlor gleich sein Herz an sie. Er war damals eben 22, sie 17 Jahre alt geworden, und obwohl sofort entschlossen, um sie zu werben, wagte er es doch nicht, ihr seine Liebe zu erklären, weil ein Zusammensein von wenig mehr als einer Woche ihm nicht die Gewißheit gab, daß sie seine Empfindungen theile. Aber ehe er Oldenburg verließ, um seine Reise nach dem Osten Deutschlands und nach Rußland fortzusetzen, schüttete er sein Herz Ahlwardt aus und bat ihn, sein Fürsprecher und Vermittler bei den Damen zu sein. Wie treu derselbe diese Bitte erfüllte, ergeben dessen mir vorliegende Briefe an Schleiden, die ich, soweit sie sich hierauf beziehen und auf die Persönlichkeit der jungen Leute Licht werfen, nunmehr folgen lasse. Sie sind auch ohne die fehlenden Erwiderungen verständlich. Die beiden Damen sind darin mit den Initialen ihrer Vornamen, Frau von Nuys mit einem W. (Wilhelmine), deren Tochter mit einem E. (Elise) bezeichnet.

Oldenburg, 10. September 1802.

„Gestern habe ich angenehme Stunden bei W. und E. verlebt. Wir haben Italienisch getrieben, gelesen und gelacht, und während E. ein paar Mal hinaus ging, habe ich Vieles mit der Mutter gesprochen. Ich habe

ihr Ihren Brief an mich gezeigt, habe ihr Ihre Leidenschaft, Ihre Aussichten, Ihre Pläne mit Wärme und Aufrichtigkeit geschildert,

— ‚so wie die Liebe malt,
Mit Farben nicht, mit Strahlen.‘

Wir wurden beide sehr gerührt. Ich habe mich für Sie verbürgt, für die Güte Ihres Herzens, für die Redlichkeit Ihrer Gesinnungen, für die ewige Dauer Ihrer Liebe und Hochachtung für Elise; eine Bürgschaft, die vielleicht eine Unvorsichtigkeit ist, die Ihnen indeß das große Zutrauen zeigt, das ich auf Ihr Herz und die Festigkeit Ihres Charakters setze. Aber nun, junger Freund, Liebling meines Herzens, mache Dich dieses unbegrenzten Zutrauens nicht unwürdig. Dein Schicksal ist jetzt völlig und ausschließlich in meinen Händen. W. hat mir unbedingt die Führung und Beendigung dieser ganzen Sache übertragen. Prüfen Sie also Ihr Herz, junger Freund. Trüben Sie nicht den Frieden dieser edlen Menschen, die mir unendlich theuer sind, deren Umgang die Seligkeit meines Lebens ausmacht.“ — —

Nachschrift. „Am Tage Ihrer Abreise habe ich W. ein kleines portugiesisches Gedicht ‚Der schiffende Amor‘ gebracht, das ich ins Italienische und später auf ihren Wunsch auch in deutsche Verse übersetzt habe. W. und E. fanden diese Tändelei allerliebst, besonders E., die, als sie das Gedicht zum fünften Mal gelesen, in tiefes Nachdenken fiel, aus dem sie, wie aus einem Schlaf, erwachte. Was in ihrer Seele vorging, kann ich nicht bestimmen. Aber schwören möchte ich, daß sie an Sie dachte. Ihr trübe gewordener Blick klärte sich indeß bald wieder zur gewöhnlichen himmlischen Heiterkeit auf, und sie war den ganzen Abend unbeschreiblich reizend.“

6. October.

„Soeben komme ich von W. und E., denen ich Ihre Grüße überbracht habe, die sie mit Wohlwollen und Theilnahme aufgenommen haben. Beide sprechen gern und mit Wohlgefallen von Ihnen. Während die Mutter hinausging, um die Kleinen zu Bette zu bringen, war ich längere Zeit mit E. allein. Sie hat tausend gute Eigenschaften, die einst einen Mann glücklich machen werden, und unter diesen ist Neigung und Geschick für häusliche Geschäfte keine der geringsten. Mit der liebenswürdigsten Offenheit erzählte sie mir, sie sei heute recht müde, ohne schläfrig zu sein. Ich fragte nach der Ursache. ‚Ich habe heute den ganzen Tag Zeug aus Wäsche gereckt,‘ sagte sie ‚und morgen plätte ich's.‘ Ich fragte, ob sie dergleichen Geschäfte gern verrichte. ‚O ja,‘ antwortete sie, ‚recht gern.

Freilich sitze ich lieber bei meiner Mutter und arbeite oder lese; allein auch alle häuslichen Geschäfte verrichte ich sehr gern und bemühe mich, sie so vollkommen zu erlernen, wie mir möglich ist. Es ist durchaus nothwendig, daß man sie weiß, und besser weiß als die Dienstboten, sonst verlieren sie leicht die Achtung, die sie einem schuldig sind.‘ Das alles sagte sie mit einer entzückenden Unbefangenheit, die sich dies alles für gar kein Verdienst anrechnet, sondern es für Pflicht hält, Alles, was ihrer Mutter die Geschäfte erleichtert und sie selbst besser und vollkommener macht, mit der größten Freude und Bereitwilligkeit auszuüben. — —

„Ihre beiden Briefe vom 1. und 4. dieses mit dem Einschluß an E. habe ich erhalten. Der letzte kam den 14. Abends hier an und ward gleich abgeliefert und freundlich aufgenommen. E. eilte mit dem Liede zum Clavier, spielte und sang es; sie sagte, es gefalle ihr recht sehr. — — Ihr Brief vom 4. stimmt mit dem vom 1. nicht recht überein, oder vielmehr sie stehen beide mit einander im völligen Widerspruch. Ihr seid doch närrische Leute, Ihr Verliebten! Verzagt und trotzig, und wißt selbst nicht, was Ihr wollt. Sie, mein lieber Sohn Schleiden, machen keine Ausnahme von dieser Regel. Sie jammern und klagen über die tödtliche Ungewißheit, worin Sie schweben; Sie wünschen, sie geendigt zu sehen; Sie verlangen Entscheidung, Leben oder Tod und dergleichen mehr; und wenn ich mich erbiete, all' dieser Noth ein Ende zu machen, und zwar zu Ihrem Glück, dann treten Sie auf die Hacken und krähen trotzig und stolz: ‚jede Ueberredung von außen würde den reinen Triumph meines Glückes trüben. Nur mir steht es frei, sie zu überreden! Nur ihrem Herzen will ich mein Glück danken! Ich bin Mann genug, um jede Antwort zu hören!‘ Thörichter Mensch, was sind dies für Einbildungen, für Fieberträume! Du hast noch nie mit Innigkeit geliebt, wenn Du selbst ohne Hoffnung nicht lieben kannst.

Wer nicht dann noch lieben kann,
Wenn die Hoffnungen verwehen,
Schwingt sich zu den Himmelshöhen
Wahrer Liebe nie hinan.

Menschen, die das Glück besticht,
(les riches, les hommes à leur aise)
Folgen nur verwöhntem Triebe,
Lieben nur den Preis der Liebe,
Lieben die Geliebte nicht!

„Was schwatzen Sie von Triumph, von Entscheidung aus E.'s Munde? Glauben Sie denn wenn Sie im Januar wieder kommen, daß

man Sie mit E. ganz allein Tage lang einsperren werde, damit Sie sich der Angst Ihres gepreßten Herzens nach Bequemlichkeit entladen? Dies ist ein schrecklicher Irrthum. Ein Mann, der sich fühlt und seiner guten Absichten bewußt ist, kann wohl zu einem Mädchen hintreten und ihr sagen: ‚Ich liebe Dich!‘ Wenn aber nun das Mädchen ihm antwortet: ‚à la bonne heure, Monsieur, mais je ne Vous aime pas, Vous êtes assez impertinent de me faire cette déclaration,‘ was sagen Sie dann? Wie gefällt Ihnen solch' ein Körbchen? Unter zehnmal müssen Sie es wenigstens neunmal erhalten. Ein Korb ist in meinen Augen eben so gut wie ein Brandmark. Der ist ein dreidoppelter Thor, der sich der Gefahr aussetzt, ihn zu erhalten. Noch ein größerer Irrthum ist, was Sie von Ueberredung von außen träumen. Meinen Sie, daß E. sich überreden läßt? Bei Gott, nein! Diese Unschuldsseele mit äußerst weichem, zartem Herzen und einer Temperaments-Philosophie, um die ich sie, trotz aller meiner Buchweisheit, beneiden könnte, ist von einem entschlosseneren Charakter als wir alle, Sie, W. und mich eingeschlossen. — W.'s Urtheil über Ihre Briefe, die ich ihr mittheilte, stimmt so ziemlich mit dem meinigen überein. ‚Schleiden's Empfindungen und Gesinnungen,‘ sagte sie, ‚sind edel und trefflich. Sie zeugen von einem Herzen, das mit Wärme und Innigkeit liebt; aber der Stolz und die Suffisance, die in den Briefen herrschen, haben gar nicht meinen Beifall.‘ — Billig sollte ich nun noch tüchtig mit Ihnen schelten; allein da Verliebte Kinder sind, die selbst nicht wissen, was sie wollen, so mag es für heute genug sein.

„Ihr recht herzliches Freundschaftsbündniß mit Lotte*) hätte wohl unterbleiben können. Warten Sie nur, ich will es W. und E. sagen! Damit Sie aber nicht vor Furcht oder Angst sterben, so erfolgt hierbei ein Einschluß von Beiden. Diesen haben Sie mir größtentheils zu verdanken. Die Mutter hat mich die Briefe lesen lassen. Sie sind sehr leicht und gut geschrieben. Auch Ihren Brief an E. habe ich gelesen und bin sehr damit zufrieden. Nun falle auf Deine Kniee, Du Sünder, und bete den Brief an und die schönen Seelen, die Dich dessen würdigen, und schwöre bei Allem, was der Liebe heilig ist, nie wieder ein Bündniß mit einem Mädchen außer E. zu schließen. Ihre Angelegenheiten gehen

*) Diese Anspielung auf ein Freundschaftsbündniß meines Vaters mit einer andern Dame bezieht sich auf einen Besuch, den derselbe im September dem bekannten Dichter und Praepositus (Propst) Ludwig Gotthard Kosegarten in Altenkirchen auf Rügen gemacht hatte. Ich werde weiterhin Veranlassung haben, darauf zurückzukommen.

recht gut. Dies können Sie mir glauben. Nur müssen wir nichts übertreiben, weder trotzen noch zagen. Wenn E.'s Herz sich für Jemand interessirt, so sind Sie gewiß der Einzige. Hiermit beruhigen Sie sich für's Erste."

31. October.

„Ihr Brief vom 21. dieses hat mich sehr gerührt, bester Schleiden. Sie sind ein guter, trefflicher Mensch; Sie glühen von der heiligsten Leidenschaft. Sie verdienen glücklich zu werden. Und dies sollst Du, gute Seele. Die Zeit Deiner Prüfung ist aus. Ich finde Dich des Glückes werth, wonach Du strebst, und es soll Dir zu Theil werden. — — Der Zufall hat W. und mir viele Mühe erspart und aufs glücklichste für Sie gesorgt. Wir sind dadurch hinter ein Geheimniß gekommen, welches sonst vielleicht immer für uns ein Geheimniß geblieben wäre. Zugleich fällt dadurch ‚alle Ueberredung von außen' weg, ein Umstand, den Sie so sehr wünschen. Die Sache verhält sich so:

„Vor einiger Zeit wurden E. zwei Heirathsanträge fast zu gleicher Zeit gemacht, beide aus Ostfriesland. Der eine derselben von einem sehr achtbaren Manne aus Leer hat — erschrecken Sie nicht — den völligen Beifall des Vaters und wird von ihm auf das nachdrücklichste unterstützt. Der Vater, der — sonderbar genug — fast nie an E., sondern immer aufs artigste an W. schreibt, hatte W. aufgetragen, dies E. vorzustellen. Diese Vorstellung veranlaßte dann natürlich eine Erklärung bei E., die geradezu gestand, daß, obgleich sie nichts an dem Manne auszusetzen hätte, sie doch lieber sterben als ihn heirathen wolle. ‚Närrin,' sagte W. aus Schalkheit, ‚warum willst Du denn den Mann nicht, interessirst Du Dich vielleicht für einen anderen?' ‚Das eben nicht,' sagte E., ‚ich bin noch jung, ich kann noch lange warten; und wenn ich mich für einen interessire, so ist es für Schleiden, sonst hat mir noch keiner gefallen, wie Du weißt, und ich mache gegen Dich, liebe Mutter, kein Geheimniß daraus; ich weiß aber nicht, ob Schleiden sich für mich interessirt, wenigstens glaube ich es nicht.' Bald nachher ward E. dies offenherzige Geständniß leid. Mit der liebenswürdigsten jungfräulichen Verlegenheit und Schamröthe läuft sie auf W. zu, umarmt sie und sagt: ‚Ach, ich hätte Dir das nicht sagen sollen; es war nur so ein flüchtiger Einfall, ich will gar nicht weiter daran denken.' Wörtlich habe ich dies aus W.'s Munde, welche wünschte, daß ich Augenzeuge dieses Auftritts gewesen wäre, mir aber zugleich verbot, Ihnen etwas von dem der guten E. entschlüpften Geheimniß mitzutheilen. Sie müssen sich also durchaus nichts merken lassen,

auch nicht stolz werden auf Ihr Glück. Um Ihre Leiden abzukürzen, theile ich es Ihnen mit. Denn wozu soll es helfen, Sie länger zu quälen. So stehen Ihre Angelegenheiten, lieber Schleiden. Ich denke, Sie können zufrieden sein. Wenn Sie hierher kommen, kann also die ganze Sache völlig ins Reine gebracht werden. Ihrer harrt ein beneidenswürdiges Glück." — —

12. November.

— — „Heute bin ich bei W. gewesen. Ich sagte beiden schönen Kindern, daß Sie an mich aus Königsberg geschrieben und viele Grüße abzugeben gebeten hätten. E. ward plötzlich roth, suchte dies aber durch allerhand Fragen zu verbergen, — ein sehr gutes Zeichen! ein um so besseres, weil, wie W. mir sagte, schon wieder ein sehr gebildeter und reicher Mann um E.'s Hand angehalten hat. Auch dieser hat aber keinen Eindruck auf sie gemacht. — E. wird übrigens mit jedem Tage schöner, blühender, liebenswürdiger. Ihre Talente entwickeln sich mehr und mehr, und sie wird einst in der That eine gute Frau werden. Der Himmel gebe: die Ihrige! Wird sie die Ihrige, so werden Sie gewiß sehr glücklich!"

1. December.

— — „Der Einschluß Ihres letzten Briefes an W. verursachte große Freude, besonders bei E., die den Brief mit innigem Vergnügen las und, wie es mir schien, Mühe hatte, die Freude ihres Herzens unter dem Scheine der Gleichgültigkeit zu verbergen, dem aber ihre schönen Augen und die Heiterkeit, die darin lächelte, völlig widersprachen; auch ging E. weg, um sich wahrscheinlich im Stillen daran zu laben. — — Gestern bin ich von 5 bis 8½ Uhr bei W. gewesen, und wir haben sehr viel von Ihnen gesprochen, mehr als jemals. Wir haben Sie förmlich auf die Goldwage oder vielmehr auf den Probirstein gebracht, Sie von allen Seiten scharf beleuchtet und geprüft, und — welches viel sagen will — Sie einstimmig für gut, für sehr gut befunden. Dieses Glücks hat sich bisher noch Keiner rühmen können, den wir einer Kritik gewürdigt haben. Ich sage mit Fleiß ‚gewürdigt'; denn diese Ehre erzeigen wir nur Wenigen.

„Die Briefe haben besonders gefallen, wie auch die Arie. Beide haben mir den Auftrag ertheilt, Ihnen den besten Dank zu sagen und eine doppelte Einladung zu senden. W. ladet Sie auf den Neujahrstag zu einem kleinen Concerte in ihrem Hause ein, wo der Flötenspieler

Fürstenau*) mit seinem Sohne sich hören lassen wird, und E. ladet Sie zum Ball ein auf des Herzogs Geburtstag, den 17. Januar. Sie sehen hieraus, daß Beide es gut mit Ihnen im Sinn haben; ich zweifle aber, daß Sie schon zum 17. Januar hier sein können. Ihrem Glücke steht jetzt nach meiner Meinung nichts entgegen als Ihre Abwesenheit."

19. December.

„W. hat es abgelehnt, E. für Sie malen zu lassen. Nun will ich den Versuch machen, Ihnen durch List wenigstens einen Schattenriß zu verschaffen.

„E. arbeitet jetzt die Nächte durch, um ihre Weihnachtsgeschenke für ihre Mutter zu vollenden, wie sie das auch vor deren Geburtstag gethan hat. Auf solche Handlungen größter Güte setzt sie aber gar keinen Werth, sondern glaubt, daß eine Tochter gegen ihre Mutter nicht anders handeln könne und müsse. Auch während der Krankheit der kleinen Harriot hat E. Tag und Nacht gewacht und unendlich mehr gethan, als ihre Mutter verlangte oder verlangen konnte. Es ist ein Engel von Herzensgüte und edler Gesinnung. Von ihrer Herzensunschuld haben Sie gar keine Begriffe, ebenso wenig, wie ich sie vorher gehabt habe. Sie ist so gut, so verständig, so edel, wie nur immer ein weibliches Wesen werden kann. Neulich äußerte sie einmal, daß sie nur moralisch gute Menschen schätzen und lieben könne.

„E. macht gute Fortschritte im Italienischen. Vor Kurzem hatte sie einmal den thörichten Einfall, auch reiten lernen zu wollen, und W. gab dem völligen Beifall, weil Reiten in England zu der vollständigen Erziehung eines Mädchens gehöre. Ich bin gänzlich der entgegengesetzten Meinung, und es wird mir, denke ich, gelingen, die Sache zu hintertreiben. Denn in meinen Augen ist ein reitendes Mädchen ein Gräuel. Glücklicher Weise fehlt hier das Beste, das Pferd; in Oldenburg ist gar kein Reitpferd für Damen zu haben."

5. Januar 1803.

„Weihnachten und den Neujahrstag haben wir gar hübsch bei W. gefeiert. Es fehlte nicht an einer Fülle schöner Geschenke und liebevoller Ueberraschungen. Der alte Herr Papa ist besonders freigebig gewesen

*) Es ist der auch als Componist bekannte Oldenburgische Kammermusikus Caspar Fürstenau gemeint, dessen damals erst 10 Jahre alter Sohn und Schüler Anton Bernhard und dessen 1824 geborener Enkel Moritz sich später gleichfalls einen großen Ruf als Flötisten erwarben.

gegen Mutter, Elise und die Kleinen. Dafür haben wir auch am Neujahrstage seine Gesundheit getrunken. E. brachte sie aus mit dem Beifall aller Anwesenden, W.'s mit eingeschlossen. Es herrscht ein sonderbares Verhältniß unter diesen Leuten.

„Am Neujahrstage ward die Gesellschaft außerordentlich angenehm überrascht. W. hatte für sich und E. einen vollständigen Anzug angeschafft, wie ihn die Frauen in Groningen tragen, die goldenen Backen-Kneipers und den großen Hut von wenigstens drei Fuß im Durchschnitt nicht ausgenommen. W.'s Anzug war nur einfach. Aber E.'s war im höchsten Style Groning'scher Eleganz und wirklich bezaubernd schön. O, daß Sie doch hier gewesen wären! Auf Sie würde der Zauber, der diese holde Gestalt umschwebte, doppelt und dreifach gewirkt haben." — —

3. Februar.

„Ich würde Ihnen schon früher wieder geschrieben haben, wenn nicht Umstände von der größten Wichtigkeit eingetreten wären, die es nothwendig machten, einige Posttage vorübergehen zu lassen. Schon als ich bald nach Ihrer Abreise häufig mit W. über Sie und Ihre Wünsche sprach, hatte sie erklärt, daß sie nichts gegen diesen Vorschlag hätte, sobald er E.'s Beifall erhielte, vorausgesetzt, daß Sie ein moralisch guter Mensch wären und ihrer Tochter eine sorgenfreie Zukunft sichern könnten. Nun bat sie mich, nähere Erkundigungen einzuziehen. Das habe ich denn auch gethan, da einer Mutter, die ihr Kind unaussprechlich liebt, eine solche Vorsicht nicht zu verdenken ist. Die Antworten lauteten: 1) Sie wären ein moralisch guter Mensch; 2) nach dem Tode Ihrer Mutter hätten Sie mit noch vier Geschwistern ungefähr 200,000 Reichsthaler, jeder also circa 40,000 Reichsthaler zu erwarten, und 3) Sie wären der Associé eines angesehenen Hauses in Malaga und St. Petersburg. Diese Nachrichten theilte ich gestern W. mit. Sie war um so mehr davon befriedigt, weil auch wiederholte Erkundigungen, die sie selbst auf eigene Hand eingezogen hatte, sehr zu Ihrem Vortheile ausgefallen waren. Sie sprach mit großer Achtung von Ihnen, und ihrerseits dürfen Sie hoffentlich keine Schwierigkeiten mehr besorgen.

„Bei E. scheinen Sie mit jedem Tage zu gewinnen. Alles, was ich aus Ihren Briefen erzähle, interessirt sie sichtbar. Gestern, als ich erzählte, daß ich wieder einen Brief von Ihnen hätte, erheiterte sich ihr schönes Antlitz, und sie sagte mit erzwungener Gleichgültigkeit, nachdem sie vorher allerlei über Sie gefragt hatte: ‚Schleiden schreibt Ihnen sehr

häufig; theilen Sie uns doch seine Briefe mit, wenn man sie sehen darf; ich möchte sie gerne lesen.' Ich antwortete ganz kaltblütig: ‚Sehr gerne!' Zugleich sah ich W. an, die lächelte und mir einen Wink gab, der in klares Deutsch übersetzt so lautete: ‚Sehen Sie wohl, daß E. sich sehr für Schleiden interessirt?' Wie ich mich aus dieser Verlegenheit mit guter Manier ziehen werde, sehe ich noch nicht ein. Die Briefe selbst muß sie auf keinen Fall haben. Bei E. stehen Ihre Actien gewiß sehr gut, und dies ist die Hauptsache."

18. März.

„Ich hatte W. und E. gesagt, daß Sie gegen den 16. dieses in Hamburg sein würden. Diesen Mittwoch, den 16., war ich bei W. Sie erzählte mir lächelnd, daß E., die sich sonst gar nicht um den Kalender bekümmert und selten weiß, in welchem Monat wir leben, sie gefragt habe: ‚Was schreiben wir heute?' Bald nachher fragte sie W.: ‚Sollte Schleiden wohl bald hierher kommen?' Dies sind lauter gute Anzeichen. E. interessirt sich gewiß für Sie. W. ist Ihnen gut; es wird Alles sehr gut gehen.

„Den verwünschten Seiten-Pas nach Rügen, von dem Sie mir schreiben, und der wahrscheinlich acht Tage kostet, würde ich widerrathen haben, wenn ich vorher davon Nachricht gehabt hätte. Ihr Glück blüht hier in vollem Lenze."

25. März.

— — „Daß E. sich viel mit Ihnen beschäftigt, ist ganz gewiß. Folgendes mag zum Beweise dienen. Vor acht Tagen ungefähr fand ich E. beim Notenabschreiben. Da sie nur schlecht Noten schreibt, und nur noch ungefähr eine kleine Reihe abzuschreiben war, so sagte ich zu E.: ‚Lassen Sie mich den Rest abschreiben, ich werde doch schneller damit fertig.' Sie ließ es geschehen. Wie ich fertig war, fragte ich: ‚Wo ist der Text, ich will ihn auch unterschreiben?' E. antwortete, sie wolle es wohl selbst thun. Hiermit war die Sache abgemacht, und ich dachte nicht weiter daran. Gestern erhalte ich aus meiner Lesegesellschaft den ‚Freimüthigen von Kotzebue', dem einige Blätter Musik als Beilage beigefügt sind, worunter sich das nämliche Stück befindet, das E. abschrieb. Der Text stand unter den Noten und lautet wie folgt: ‚Ich denke Dein' ꝛc. (Hier mag nur der letzte der vier Verse stehen:)

‚Ich bin bei Dir, Du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah'.
Die Sonne sinkt; bald leuchten mir die Sterne;
O, wärst Du da!'

„Ich überlasse Sie Ihrer stillen Verwunderung und Ihrem Entzücken. Mir scheint dieses eine unverkennbare Spur einer zärtlichen Leidenschaft. W., der ich meine Bemerkung mittheilte, war derselben Meinung.“

30. März.

„In dem letzten Briefe versprachen Sie, den 24. hier zu sein. Heute ist schon der 30., und Sie sind noch nicht hier. Meine Unruhe oder vielmehr Angst, daß ein Unfall Sie auf der Reise betroffen hat, steigt mit jeder Stunde. Wo weilest Du, gute Seele? Hält Dich, wie den Ulysses bei Homer, die Kalypso- oder vielmehr Kirke-L. etwa:

‚Jetzt auf Rugia's Eiland umschlungen mit mächtigem Zauber?
Oder fesseln am Lager Dich wilde Schmerzen der Krankheit?‘

Dies Letztere besorge ich fast.“

Ein Idyll auf Rügen.

Ahlwärdt's Neckereien mit einer Kalypso oder Kirke auf Rügen kann ich nicht vorübergehen lassen, ohne einige Auszüge aus Briefen von Kosegarten's damaligem Gehülfen und späterem Nachfolger und Schwiegersohne, dem Candidaten Beyer, an meinen Vater einzuschalten. Sie sind für Beide gleich charakteristisch und dienen zugleich zur Aufklärung dieses Verhältnisses.

Bei seinem ersten Besuche in Altenkirchen im September 1802 hatte Vater nicht nur bei Kosegarten, sondern auch bei dessen Collegen in Wieck, Pastor Schwarz,*) die freundlichste Aufnahme gefunden. Im Sturme eroberte er alle Herzen, und auch mit einer mehr durch Geist als durch Schönheit ausgezeichneten Angehörigen dieser Familie, Lotte, wurde er sehr befreundet. Man nahm ihm beim Abschied das Versprechen ab, nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Stettin, Berlin, Königsberg, Riga und St. Petersburg seinen Besuch zu wiederholen. Mit Beyer, der ihn schwärmerisch liebte, blieb er auch während dieser Reise in lebhafter Correspondenz. Schon wenige Tage nach seiner Abreise schrieb ihm jener:

Altenkirchen, 30. September 1802.

„Du fehlst mir sehr; mir bleibt nur die Freude, über Dich sprechen zu können. Kosegarten sagte gestern Abend bei Tische: ‚Es ist

*) Er war der Vater seines als theologischer Schriftsteller und unter dem Pseudonym Theodor Melas auch in der schönen Literatur bekannt gewordenen Amts-Nachfolgers Theodor Schwarz und Großvater des am 25. März 1885 verstorbenen, viel gefeierten Oberhofpredigers, Oberconsistorialraths und Generalsuperintendenten Dr. theol. Karl Heinr. Wilh. Schwarz in Gotha.

Schade, daß Schleiden weg ist. Ich mag ihn gerne leiden; wenn er nur noch einmal einkehrte, ich wollte mich recht freuen.' ‚Nein,' sagte ich, ‚durchaus nicht; freuen würd' ich mich nicht; wenn ich sein Clavierspielen und Singen hätte, da möchte er sein, wo und wie weit er wollte.' — Man rühmte mich um meinen so uneigennützigen Kunstsinn. Sie dachten nicht, daß ich's anders meinte. — Neulich hatten wir große Gesellschaft in unserm Hause. Die Menschen wunderten sich, daß ich mich so innig mit Lotte unterhielt. Sie wußten nicht, daß Du zwischen uns standest. Sie meinte, ich hätte Dir mehrmals wehe gethan. Hab' ich das, Lieber? es sollte mir leid thun, und doch wieder mich herzlich freuen. Denn nur, wenn Du mich lieb hast, konnte ich Dir wehe thun. — — Begierig bin ich, von Deinen Erfolgen zu hören. Einmal sagtest Du zu mir: ‚Wenn ich's habe, so ist's mir gleichgültig; nur im Erlangen macht's mir Spaß'."

20. October.

„Ich muß Dir noch von einer Gesellschaft in Wieck erzählen. Wir tanzten und tranken Bischof. Die Praepositin (Frau Kosegarten) rief: ‚Schade, daß nun nicht Herr Schleiden hier ist.' Ich setzte mich ans Clavier und sang Adelaide, spielte und sang Dein Lied. Theodor (Schwarz) dankte mir und meinte, ich hätte ihm eine schöne Erinnerung gegeben; nur fehle mir Deine Tiefe — und nicht etwa die tiefe Stimme, nein, eben Deine Tiefe. Ich ließ es gut sein. So oft frage ich mich, was es sein mag, was uns so schnell und so innig vereinte. Dann fällt mir die Zeile ein — ich weiß nicht mehr von wem — ‚Treue erlernt die Treue im Zwielicht, wie an der Thürschwelle schon dem freundlichen Manne bekannt ist der freundliche Gast.' — — ‚Du kommst!' Das ist mein Morgen- und Abendgebet. Du magst Dich wundern, wie ich einem Menschen wie Du so gut sein kann. Ich versteh' es auch selbst nicht. Aber komme nur, da will ich Dir's schon sagen. Wozu hast Du denn Geld, wenn Du nicht hierherreisen willst? Dazu hat Gott Dir's gegeben, und nicht, daß Du es vergeuden sollst in Berlin. Pfui! wer wollte auch nach Berlin reisen, dazu so ein Jüngling!"

23. October.

„À propos! eine Kleinigkeit noch. Die Lotte ist in diesen Tagen angesprochen worden — ernstlich. Von wem? Du kennst ihn, Du respectirst ihn auch; — aber ich darf ihn Dir nicht nennen."

25. November.

„Ob von Dir noch geredet wird? O Eitelkeit! Dein Name ist Schleiden! — Ja, freilich wird von Dir noch geredet, und ich bin der,

der sich darüber am meisten ärgert. — ‚Schleiden, und immer Schleiden — und nichts als Schleiden‘, sagte ich gestern noch unwillig, — ‚nachgerade wird es mir doch zu arg. Wüßte ich nur, wie man’s machen müßte, um so einen Spectakel anzurichten?‘ Ein Naseweiser unterstand sich und sagte: ‚Sie müßten so hübsch sein und auch so schön singen wie der.‘ In aller Wuth renne ich ans Clavier, rufe die ganze Welt zum Zeugen, ob denn das schön singen heiße; ich wolle es einmal gerade so singen wie Du. Und denke Dir, als wenn Dein Geist in mich gefahren wäre, singe ich so ganz ähnlich, daß ich bange werde. Ich hätte Dir um den Hals fallen mögen, — und Alles rief einstimmig: ‚Ja, wenn er so singt, so ist’s freilich nicht anders.‘ Einige, die Dich noch nicht kennen, sind nun so gespannt, daß, wenn Du kommst, Du schwerlich ihren Erwartungen entsprechen wirst, und ich Dir wohlmeinend rathe, daß Du nicht — doch da hätte ich mich beinahe verrathen. — Endlich fragte ich eine Dame, eine von den Gespannten: ‚Nun, wie stellen Sie sich denn Herrn Schleiden eigentlich vor?‘ Ohne sich zu besinnen, erwiderte sie: ‚Ernst und tief.‘ ‚Um Gottes willen,‘ rief ich laut lachend, — um sie nicht ausreden zu lassen, denn wahrscheinlich war’s noch nicht zu Ende — ‚er ist ein — ein Wildfang‘, sagte ich, — ‚jung — 22 Jahre — leichtsinnig — höchstens unter den Einäugigen, wie wir sind, ein König.‘ Keiner vertheidigte Dich treuer und tüchtiger, als die Praepositin. Ich widerspreche Jedem und Allen, — denn ich bin Dir zu gut und fühle, wie man gerade an dem, den man liebt, viel aussetzt, um nur von den Anderen sich widerlegt zu hören. — — Mache mir doch die Freude unb schicke mir einmal Dein alt’ häßlich Contrefei. Du triffst auf Deiner Route gewiß Einen, der Dich abnehmen kann. Hätt’ ich es doch selbst gethan, ich Thor! Ich weiß wohl, wie Du aussiehst, und stritt neulich sehr dagegen, daß Du hübsche Augen habest, und meinte, mit dem Munde möchte es so gehen. Aber ich möchte Dich doch wohl bei mir haben.“

Im März 1803 brachte mein Vater abermals einige Tage bei den Freunden auf Rügen zu. Es fehlen nähere Nachrichten darüber; aber am Tage der Abreise sandte ihm Beyer nachstehenden Abschiedsgruß nach, den einige Tage später ein weiterer Brief folgte:

Donnerstag Mittag (ohne Datum).

„Heute Morgen, als Du am Flügel saßest, Junge, so sah ich Dich nie. Da bist Du tief in mein Innerstes gegraben, und keine Rinde kann es überwachsen. Ich weiß, es ist Thorheit, — aber warum hast Du auch

so gesungen?! Gleich muß ich reisen. Du gen Westen, ich gen Osten; Du mit der Sonne, ich gegen sie. Ich reise noch heute nach Jasmund. Kosegarten will mir die Arbeit ersparen. Er meint, man spreche lieber ein Wort mit sich selbst, wenn man sich von einem Freunde getrennt habe, als in den Wind hinein."

29. März 1803.

„Ich bestellte Kosegarten gestern Deinen Gruß. Er dankte und sagte: ‚Nun, will er denn nicht bald wiederkommen? Ich wollte mich recht freuen, den hübschen Jungen wieder zu sehen.' Sie müssen's sich schon gefallen lassen, hochedler Herr, daß wir hier in Ihrer Abwesenheit so ganz gemein freundschaftlich von Ihnen reden — aber wir können nicht anders. Neulich bin ich auf Arcona gewesen. Es wollte mir so nicht gefallen. Da bin ich zuerst mit Dir gefahren, und ich gewann Dich sehr lieb. Neulich trat ich ins Wirthshaus, — es war so öd' und leer."

Gleich hier glaube ich auch noch den nachstehenden Auszug aus einem andern Briefe Beyer's einfügen zu müssen, obgleich derselbe einer späteren Zeit angehört.

Altenkirchen, 18. Februar 1806.

„Du meinst, Du seiest von den übrigen Freunden, die Dich doch so lieb hatten, als Du unter uns warst, vergessen, oder man wolle Dich vergessen, weil sich einmal ein Mädchen hier in Dich verliebte? Glaube das nicht, lieber Schleiden. Ein Jeder, der um jene Geschichte oder lieber um jenes Mißverständniß weiß, rechtfertigt Dich nur zu sehr, — und es kommt Keinem in den Sinn, Dich weniger darum zu lieben und zu achten. Lotte selber ist darin, seit sie frei ist von Leidenschaft, rein und wahr, und Theodor hat noch vorgestern in seinem Zimmer, wo wir mit herzlicher Erinnerung von Dir sprachen, mit aufrichtigem Herzen geäußert, er möchte Dich gern einmal wiedersehen. Kosegarten sagte, als ich ihm vor einigen Tagen von unserem Wiedersehen in der Schweiz erzählte, und ich ihm zugleich äußerte, es würde Dir gewiß leid thun, wenn Du glauben müßtest, wegen jenes Vorganges in seiner guten Meinung wie in seiner Liebe verloren zu haben: ‚Schleiden müßte mich wenig kennen, wenn er das dächte. Er selber wird den Menschen nicht richten und schätzen nach so Zufälligem im Leben.' — Er sprach auch von spanischen Büchern, die er gern durch Dich hätte; ich will ihn morgen noch bestimmter fragen. — — Die Zeit und das Leben, meint man, werde immer ernster; — ich möchte, mein liebster Schleiden, daß man auch in uns, in treuer Liebe, an ewige Jugend des Lebens glauben könnte. — — Jene Gestalt,

deren Bild Du mir einst auf der Esplanade am Genfer See zeigtest und mit so innigliebendem Blick nach Norden küßtest (Vaters Braut), noch einmal wiederzusehen, ist oft, und wäre sie auch nicht die Deine, mein süßester Traum. Schreibe mir doch, wie nahe oder fern Du jetzt ihr bist."

Davon, welch' freundschaftliches Andenken man meinem Vater bewahrt, konnte ich mich dreißig Jahre später überzeugen, als ich auf einer Ferienreise durch Rügen, Ende Mai 1836, in Wieck den Vierfürsten — so nennt man dort scherzweise die Inhaber der vier größten Pfarren auf Wittow und Jasmund —, den kunstliebenden Pastor Theodor Schwarz, mit einem Freunde des Hauses besuchte. Ich wußte damals noch nichts von den früheren Beziehungen meines Vaters zu der Familie und hatte nur den Sohn ein paar Mal bei dem Staatsrath Nicolovius in Berlin getroffen. Aber die Herzlichkeit, mit welcher man mir, wie einem alten Bekannten, entgegen kam, war ungemein wohlthuend, und der Geist des Friedens und wahrer Frömmigkeit, der in dem gastlichen Pfarrhause herrschte, so erfreulich, daß ich in meinem Reisetagebuch die alten Strophen citirte:

„Beatus ille homo,
Qui sedet sua domo,
Habet bonam pacem,
Sedet post fornacem,
Laudat Deum Trinum,
Bibit bonum vinum."

Lotte, die einen Schulmann in Stettin geheirathet hatte, war längst gestorben. Auch Beyer wird damals schon todt gewesen sein; sonst würde bei den Erinnerungen an meinen Vater gewiß auch seiner gedacht sein, und ich würde das Grab Kosegarten's in Altenkirchen, welches Verehrer des Dichters mit einem Denkmal geziert, nicht halbverfallen gefunden haben. Hatten die beiden Freunde doch noch lange in Briefwechsel mit einander gestanden, und schließt doch der letzte erhaltene Brief Beyer's an meinen Vater vom 1. November 1819 mit den Worten: „Laß es uns nicht aufgeben, sondern dazu thun, was wir können, einander noch einmal in diesem Leben wiederzusehen und, wenn es sein kann, den Segen unserer Liebe und Freundschaft auch auf unsere Kinder zu vererben."

Verlobung und Brautstand.

Sofort nach Empfang von Ahlwardt's Briefe vom 23. März 1803 war mein Vater ohne weiteren Aufenthalt nach Oldenburg gereist, wo er unmittelbar nach Absendung desjenigen vom 30. eintraf. Es bedurfte nur seines Erscheinens, um die erwünschte Entscheidung herbeizuführen, da Frau von Nuys sich bereits der Zustimmung des Vaters versichert hatte. So erfolgte denn in den nächsten Tagen die Verlobung meiner Eltern. Die näheren Umstände derselben sind mir nicht bekannt; aber in einem Erinnerungsbuch, in welchem meine Mutter 35 Jahre später einzelne Erlebnisse aufzeichnete und zahlreiche von ihr aufbewahrte Briefe, Gedichte, Bilder und sonstige Andenken aus früheren Jahren mit einigen aufklärenden Bemerkungen begleitete, tönt noch der Jubel wider, den sie damals empfand. Diesem Erinnerungsbuche*) und erhaltenen Briefen meines Vaters entnehme ich auch die nachstehenden Mittheilungen über die Zeit des Brautstandes meiner Eltern.

Großvater von Nuys hatte wegen der Jugend meiner Mutter seine Einwilligung zu ihrer Verbindung an die Bedingung geknüpft, daß die

*) Das Erinnerungsbuch bildet neben vorhandenen Briefen, mündlichen Erzählungen der Eltern und einem Tagebuch, das meine Mutter, freilich mit manchen Unterbrechungen, von 1809 bis 1841 führte, das jedoch leider nicht vollständig erhalten ist, auch für die Fortsetzung der Erzählung meine Hauptquelle, bis ich aus meinen eigenen Erinnerungen zu schöpfen vermag. Die Auszüge aus diesen Büchern werde ich hinfort durch das vorangeschickte Wort „Erinnerungsbuch“ und respective „Tagebuch“ andeuten.

Hochzeit noch mindestens zwei Jahre verschoben werde, und zugleich verlangt, daß Vater später in Bremen lebe, die Leitung seines Etablissements in Malaga aber seinem Compagnon überlasse. Um dort die nöthigen Einrichtungen zu treffen, mußte der Verlobte noch selbst auf längere Zeit nach Spanien, und schon vorher machten seine Geschäfte wiederholte Trennungen nothwendig. Zunächst verlebte das Brautpaar jedoch im Sommer und Herbst genußreiche Wochen mit Frau von Nuys in Dresden, wo in der Gemäldegallerie und auf der Brühl'schen Terrasse geschwärmt ward, sowie in Tharand. Dort wurde in größerem Kreise jugendlicher Freundinnen und Freunde die schöne Gegend durchstreift, und wenn die Mütter einmal keine Lust hätten, dabei zu sein, hielt der noch immer jugendlich heitere und liebenswürdige alte Baron Lindemann — derselbe, dem später als einem der Mitbegründer des Bades in den Anlagen von Tharand ein kleines Denkmal gesetzt ist, — das wilde Heer in Aufsicht und Ordnung. Es muß nach den Schilderungen meiner Mutter ein reizendes poetisches Treiben gewesen sein. Da fehlten nicht sinnige Ueberraschungen an anmuthigen Waldstellen, und Abends zogen Alle ein paar Mal im Mondschein, die Damen mit einem Diadem von leuchtenden Johanniswürmchen im Haar, zur Ruine, wo mit Guitarrenbegleitung gesungen ward. Nicht minder genußreich war die Fortsetzung der Reise durch die Sächsische Schweiz und das Riesengebirge nach Breslau, wo Vater zu thun hatte.*)

Erinnerungsbuch.

„Höchlich amüsirte es mich, daß ein junges Mädchen, welches ich in Breslau kennen lernte und rasch lieb gewann, Schleiden wegen der Jugendlichkeit und Schönheit meiner Mutter für meinen Stiefvater hielt und mir vertraute, daß sie, als er vor einigen Jahren dort gewesen, eine stille Neigung zu ihm gefaßt habe. Sie wurde sehr verlegen, als ich ihr sagte, daß wir verlobt seien, und beruhigte sich erst, als ich ihr versprach, ihm nichts davon zu sagen, so lange wir in ihrer Nähe seien. Unser Verhältniß wurde übrigens durch dieses kleine Geheimniß nur noch inniger.

„Während Schleiden nun abermals nach Stettin, Königsberg, Riga und St. Petersburg reiste, kehrte ich mit meiner Mutter nach Oldenburg

*) Eine kurze Beschreibung dieser Reise und des Aufenthalts in Breslau (13. August bis 10. September 1803) von der Hand meines Vaters, voll feiner Bemerkungen, ist noch vorhanden. Ich enthalte mich jeder Mittheilung daraus, da seitdem so viele neuere und erschöpfendere Schilderungen jener Gegenden veröffentlicht sind.

zurück, wo wir den folgenden Winter, jedoch viel stiller als früher, lebten. Im Februar besuchte er uns dort wieder auf längere Zeit, und im Sommer 1804 begleiteten wir ihn nach Hamburg und Kiel, damit ich seine Geschwister und seine prächtige alte Mutter kennen lerne. Wir gewannen uns rasch gegenseitig sehr lieb und verlebten frohe Wochen zusammen. Von Kiel aus gingen wir auch nach Kopenhagen, wo Schleiden viele Freunde hatte und wo wir am meisten im Kreise der Dichterin und Schriftstellerin Friederike Brun verkehrten. Sie selbst war freilich damals schon oft leidend und etwas schwerhörig. Aber ihre geistreiche und poetische Natur und ihr vielseitiges Wissen traten doch häufig in angenehmster und anregendster Weise hervor. Mit ihren Töchtern Charlotte und Auguste wurde ich sehr befreundet, und die etwas derbe Natur des Mannes, der in dem glänzenden Hause, welches sie machten, eine eigenthümliche Figur spielte, hatte für mich nichts Störendes. Ehe wir nach Oldenburg zurückkehrten, wurde auch noch ein hübscher Ausflug nach Schweden gemacht.

„Am 24. October 1804 trat Schleiden seine große Reise nach Spanien an, von der er erst im December 1805 zurückkehrte. Der Abschied und die lange Trennung wurde mir sehr schwer. Meine größte Freude in dieser Zeit waren seine häufigen herrlichen Briefe, welche durch die Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung, womit er mir die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten der von ihm besuchten Gegenden und seine Erlebnisse schilderte, einen ganz besonderen Reiz erhielten und mich Spanien recht kennen lehrten."

Eine größere Anzahl dieser Briefe ist erhalten. In einem derselben sagt mein Vater einmal seiner Braut:

„Diese Blätter sind Boten der Liebe, die nur für Dich einigen Werth haben sollen, — denn nur für Dich sind sie geschrieben. Den strengen Blick des Kritikers*) vertragen sie nicht. Möchtest Du sie mit so vieler Freude lesen, wie es mir gemacht hat, Dir mitzutheilen, was ich empfand."

Diese Worte glaube auch ich zur Richtschnur nehmen und mich auf die nachfolgenden Mittheilungen über die Reise meines Vaters beschränken zu müssen. Ist doch ohnehin Manches, was vor achtzig Jahren neu und

*) Gleichwohl erbaten sich von Halem und Berger in Oldenburg, denen die Braut Einzelnes daraus mitgetheilt hatte, diese Briefe für ihren in Heften erscheinenden Taschenkalender „Irene", und Ahlwardt sie für die seit dem Anfang des Jahres 1806 in Leipzig publicirten „Spanischen und Portugiesischen Miscellen". Die Veröffentlichung ist jedoch nicht erfolgt.

interessant erschien, als es weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe gab und man nur die Wahl hatte, auf meistens schlechten Landstraßen im eigenen Wagen mit Extrapostpferden oder zu Fuß zu reisen, heute durch die verbesserten Communicationsmittel, durch zahllose Beschreibungen, Reisehandbücher und bildliche Darstellungen längst allgemein bekannt geworden.

Schleiden hatte seine Reise mit einem Freunde, der nach Barcelona wollte, in der Erwartung angetreten, daß das seit längerer Zeit in Malaga wüthende gelbe Fieber erloschen und der zur Abwehr der Epidemie errichtete französische Cordon aufgehoben sein werde, ehe er bis zur spanischen Grenze gelange. Als er in Frankfurt die Nachricht erhielt, daß die fürchterliche Krankheit noch fortdauere, beschloß er, zunächst einen Abstecher in die Schweiz zu machen. Auf dem Wege dorthin weilte er in Stuttgart wiederholt Stunden lang in dem Atelier Dannecker's, der soeben mit der Figur seiner jetzt in dem von Bethmann'schen Museum in Frankfurt stehenden Ariadne auf dem Panther fertig geworden war. Eingehend wurde mit dem liebenswürdigen Künstler die Bacchus-Sage und die in dem Werke meisterhaft zur Ausführung gebrachte Idee, die Bändigung der Grausamkeit durch die Weiblichkeit, besprochen. Auch mit dem berühmten Kupferstecher und Professor an der Kunstschule Johann Gotthard Müller und dem Galleriedirector und Hofmaler Professor Hetsch wurde viel verkehrt. Ueber Schaffhausen und durch die westliche Schweiz ging es weiter an den Genfer See. In einem Briefe von dort schildert Schleiden seiner Braut, wie wohlthuend es ihm gewesen sei, unverhofft seinen Freund Beyer wiederzusehen, mit ihm von ihr reden und ihm ihr Bild zeigen zu können, das ihn entzückt habe. Dann fährt er fort:

Genf, 17. November 1804.

— — „Gestern Abend habe ich ein paar Stunden in einer Soirée bei Frau von Staël-Holstein zugebracht. Den Geist dieser interessanten Frau kennst Du aus ihren Schriften; ich brauche Dir nichts darüber zu sagen, als daß sie ihn in der Conversation auf die liebenswürdigste Weise zeigt. Ihr Aeußeres hat nichts Anziehendes, aber ihr Anstand ist edel. Ich sollte heute bei ihr in Coppet essen, allein da wir schon am Nachmittag abreisen wollen, so konnte ich es nicht annehmen. Schlegel habe ich gestern nicht gesehen, da er in Gesellschaft war, aber heute war mein erster Gang zu ihm. Ich fand in ihm, wie Du ihn schon kennst, einen sehr geistreichen Mann, und ich verlebte eine angenehme Stunde mit ihm. Uebrigens bezweifle ich aus mehr als einer

Ursache, daß ich ihm sehr gefallen habe; und wenn ich sagen wollte, daß ich ihn liebenswürdig finde, so müßte ich eine Unwahrheit sagen."

In Lyon hatte Schleiden Gelegenheit, am 20. November den auf der Reise nach Paris befindlichen Papst Pius VII. in der St. Johanniskirche ein feierliches Hochamt abhalten und auf der Place de Bonaparte dem Volke die Benediction ertheilen zu sehen. Er schildert ihn als einen Zweiundsechziger von gebückter Haltung und freundlichem Wesen, übrigens echt italienischer Physiognomie, scharf gezeichneten Zügen und schwarzen Haaren. Die Ceremonie machte einen um so eigenthümlicheren Eindruck, weil noch viele Trümmer aus der Schreckenszeit, „traurige Denkmäler der Verwilderung einer Nation, die sich die feinste, die gebildetste und die humanste wähnt", an die entsetzlichen Gewaltthätigkeiten erinnerten, deren Schauplatz die Stadt vor wenigen Jahren gewesen war, während jetzt die Bewohner — einst Spötter aller Religion — zu den Füßen des heiligen Vaters knieten.

Im Begriff, seine Reise fortzusetzen, empfing Schleiden die erfreuliche Meldung, daß das gelbe Fieber, nachdem es volle 12,000 Menschen weggerafft, in Malaga sein Ende erreicht habe. Aber der Grenzcordon wurde noch aufrecht erhalten und Niemandem der Eintritt in Spanien gestattet. Zunächst wurden deshalb der Pont du Gard, Nîmes und Montpellier besucht, und erst Anfang December waren die Schwierigkeiten der Weiterreise nothdürftig beseitigt. Von Perpignan aus meldete der Reisende am 3. December seiner Braut, daß ein Empfehlungsbrief an den Commandanten der Stadt und das Ansehen, welches sein Etablissement in Spanien auch dort genieße, ihm, trotz der strengsten Gegenbefehle aus Paris, die Erlaubniß erwirkt habe, am folgenden Morgen die spanische Grenze zu überschreiten. Dann fährt er fort:

„Es war für mich doch ein ganz eigenes Gefühl, ehe ich mich entschließen konnte, wirklich die Reise zu unternehmen, zumal da es für kein Geld der Erde möglich sein würde, wieder nach Frankreich zurückzukommen. — Zu schrecklich sind die Nachrichten, die wir auf der Präfectur von dem Zustande der von der Epidemie leidenden Gegenden lasen. — Eine vorzüglich gehört zu den erschütterndsten, die Du Dir vorstellen kannst, und hat mir wirklich ein paar Zähren gekostet, als ich sie las.

„Eine Familie, die aus Vater, Mutter, einem achtzehnjährigen Sohn und einer Magd besteht, kommt von Alicante, wo gerade die Epidemie herrscht, nach Mahon (auf der Insel Minorca), wird also abgewiesen und sieht sich genöthigt, wieder mit dem Schiff nach Carthagena zu gehen,

um eine Gelegenheit nach einem anderen Hafen auf Majorca zu finden. Sie gehen ans Land, genießen aber in den ersten Tagen zu viel von den frischen Früchten und zu viel von dem Landwein. Der Vater und die Magd werden krank, und der Arzt glaubt an ihnen Zeichen von Fieber zu entdecken, zeigt es daher dem Gouverneur an, — und dieser läßt, da es kein Lazareth in Carthagena giebt, die unglückliche Familie nach einem mehrere Meilen von Menschenwohnung entfernten Orte bringen und dort ohne alle Hülfe eines Arztes, — blos unter strenger Bewachung von Soldaten. Was geschieht? Der Vater, ohne Pflege eines Arztes, von der Reise vollends erschöpft, stirbt in Kurzem, und den folgenden Tag folgt ihm die Magd. — Und nun — fühle ganz das Schreckliche dieses Befehles — nun zwingt man den Sohn, seinen Vater, — die Mutter, ihren Gatten eigenhändig zu begraben. Das zarte Weib hat diesen Jammer nicht überlebt. — Und der unglückliche Jüngling? Ach, er lebt zwar noch; aber welch' ein Leben! Mit seinem Verstande hat er sein Leben erkauft. — Schrecklich! Schrecklich!

„Doch fürchte nichts für mich. Ich habe Alles zu genau überlegt. Das Leben war mir von jeher lieb und ist mir jetzt durch Deine Liebe viel zu lieb, als daß ich es in eine Gefahr begeben sollte, aus der ich keine Rettung sähe. — Ich habe die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen. — In Barcelona ist die Krankheit durchaus nicht." —

Die Schilderung der Gefahren und Schwierigkeiten, mit welchen die weitere Reise meines Vaters nach Malaga verbunden war, ist leider verloren gegangen. In einem mehrere Monate später geschriebenen Briefe kommt er jedoch mit den folgenden Worten darauf zurück:

„Meine Wanderung durch das Granada-Gebirge war zwar wirklich äußerst beschwerlich und gefährlich; aber seit sie glücklich überstanden ist, gehört sie zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. Schon der bloße Gedanke, daß ich durch alle diese Beschwerden und Fährlichkeiten mir Deinen Besitz dauernd sichern würde, machte mich stark genug, um selbst meinen Führern Muth einzusprechen. Was aus dem armen Verwundeten geworden, willst Du wissen? Von dem Geistlichen des Orts, der vor einigen Wochen hier (in Malaga) war, habe ich zu meiner Freude gehört, daß er nach längeren schmerzhaften Curen wiederum geheilt und im Stande ist, seine Arbeiten fortzusetzen."

Die einzige weitere bemerkenswerthe Einzelheit dieses Reiseabenteuers, wie sie wohl nur in dem streng katholischen Spanien und vor achtzig Jahren vorkommen konnte, findet sich am Schlusse des nachstehenden Briefes:

Malaga, 31. März 1805.

„Heute war ich in Gesellschaft bei meinem Freunde B., der den Geburtstag seiner Braut feierte. — Es waren dort, außer der ganzen Familie, noch mehrere Geistliche, die hier in keiner Gesellschaft fehlen. — So wie fast in jedem Cirkel, in dem ich noch war, so kam auch hier die Rede auf Dein Bild, und ich mußte es zeigen. Es würde überflüssig sein, Dir die vielen Lobsprüche herzuschreiben, mit denen Alle, Männer und Weiber, es überhäuften, denn das ist Dir ja nichts Neues. Besonders machte es auf einen Geistlichen einen sehr heftigen Eindruck. Nachdem er sich in den fabelhaftesten Lobsprüchen erschöpft hatte, an denen die spanische Sprache so reich ist, rief er noch zuletzt mit funkelnden Augen aus: — ‚Wahrlich! Es kann nicht fehlen; — das Mädchen muß von der gebenedeiten Mutter Gottes abstammen, — woher käme ihr sonst diese milde Engelsliebenswürdigkeit!?‘ — ‚Ja,‘ setzte ein Anderer hinzu, ‚wenn dieses Mädchen gerade in dem Momente, in welchem man Bonaparte zum Kaiser gekrönt hat, in Paris erschienen wäre, — das Volk würde einstimmig verlangt haben, daß man sie zur Kaiserin kröne!‘ — Ich nenne Dir von den unzähligen Lobpreisungen, die Deinem Bilde wurden, nur die zwei originellsten. Ich sitze bei solchen Gelegenheiten schweigend da und freue mich im Stillen an diesem Lobe, in das ich so aus ganzer Seele mit einstimme. —

„Nach zwei schon früher gemachten Erfahrungen konnte ich mich freilich über die erste Aeußerung nicht wundern. Du wirst Dich erinnern, was ich Dir von einem Gemälde in der Karthause von Granada schrieb, einer Mutter Gottes von Murillo, dem spanischen Raphael, das mir so viele Aehnlichkeit mit Deinem lieben Bilde zu haben schien, daß ich mich gar nicht davon trennen konnte und immer wieder dahin zurückkehrte, um mich wenigstens in der Ferne an Deinen Zügen zu weiden. Und verdanke ich Deiner Aehnlichkeit mit der Madonna nicht die Rettung aus großer Gefahr, als ich im Gebirge von Granada von Banditen überfallen ward, und diese, trotz der gewechselten Kugeln, von einer Plünderung abstanden, als sie oben in meinem Koffer Dein Bild fanden, davor niederknieten, sich bekreuzten und meine unter dem Schutz der gebenedeiten Jungfrau stehenden Sachen unberührt ließen? — Dennoch fühlte ich mich heute bei der Aeußerung des Geistlichen noch stolzer, da er sich nicht scheute, Dich in Gegenwart der schönsten Mädchen von Malaga so zu loben. So müde ich auch bin — denn es ist schon sehr spät —, konnte ich doch nicht eher zu Bette gehen, bis ich Dir vorher meine stolze Freude mitgetheilt hatte. Denn wenn es auch für Dich nichts Neues ist, und wenn es Dir

auch in meinen Augen keinen größeren Werth zu geben im Stande ist, so thut es mir doch wohl — und kann auch Dir nicht ganz gleichgültig sein —, daß man hier, im Lande der schönen Mädchen, so über Dich urtheilt.“ —

Die übrigen erhaltenen Reisebriefe, welche nur die wenigen Wochen vom 27. Februar bis 12. April umfassen, beginnen mit hübschen Schilderungen des Lebens auf dem Landhause von Schleiden's Associé in Alhauria el Grande und schließen mit einer Beschreibung der Feier des Osterfestes in der Kathedrale von Malaga und der Aufführung der „sieben Worte“ von Haydn in dem Augustinerkloster. Die Wegnahme eines ihrer Schiffe durch einen englischen Kaper im Angesicht des Hafens, die Strandung eines andern bei Arabita, die Bedrohung Malaga's durch ein glücklich vorübergehendes Bombardement Seitens der englischen Escadre, ein kleines Jagdabenteuer, das leicht gefährliche Folgen hätte haben können, und Mittheilungen über das gesellige Leben in Spanien bilden den Hauptinhalt dieser Briefe. Mit Beziehung auf letzteres schreibt mein Vater einmal:

Malaga, 3. März 1805.

„Mit vielem Vergnügen sehe ich oft den Nationaltänzen zu. Es ist wirklich ein Genuß, die schlanken, schönen Gestalten sich voll Anstand und Würde in tactmäßigem Kreise wenden, niederlassen und heben zu sehen. Ich selbst betheilige mich schon deshalb nicht daran, weil eine ganz eigene Uebung dazu gehört, die Castagnetten richtig zu gebrauchen. Von der Fertigkeit der Spanier und Spanierinnen in diesem Punkte hast Du gar keinen Begriff, und ebensowenig kannst Du ihn von der Fülle und dem Reichthum der Guitarre haben, die zur Begleitung des Tanzes nöthig ist. Um diese kennen und würdigen zu lernen, muß man die Guitarre in Spanien und, wenn möglich, von Zorra hören, dessen Spiel meisterhaft ist. Ich will übrigens noch jedenfalls Unterricht in einigen Nationaltänzen nehmen, um nach der Heimkehr schlecht und recht Dein Lehrmeister zu sein. Sehr werden diese Tänze allerdings durch den malerischen Anzug gehoben. Ich habe schon daran gedacht, einen solchen für Dich zu kaufen, obgleich er der vielen Spitzen und Blonden wegen 500 Thaler kostet. Aber wenn Du auch — was freilich nicht ganz leicht ist — bald lernen würdest, Dich darin zu bewegen, ist es mir doch unmöglich, Dir dies reizende Costüme zu schicken, weil man jetzt in keinem Hafen des Nordens Kleidungsstücke zuläßt, die von Malaga kommen. Ich werde sogar selbst genöthigt sein, hier den größten Theil meiner Kleider zurückzulassen.

„Die Begriffe der Spanier und Spanierinnen von treuer Liebe und häuslichen Freuden sind übrigens sehr verschieden von den unsrigen, und sie werden hoffentlich nie in Deutschland Eingang finden. Von deutscher Treue hat man hier keine Ahnung. Denn wer einer schönen Frau die Cour nicht macht, ist im Verdachte, Geliebter einer anderen zu sein. Ich habe noch selbst vor einigen Abenden bei Madame K. einen redenden Beweis davon gehabt. Sie fragte mich nämlich, warum ich mich um keine der schönen Damen bemühe, ich müsse gewiß eine andere Intrigue haben. Der preußische Vice-Consul stand gerade neben uns und sagte, ich hätte eine Braut in Deutschland. ‚Vraiment,‘ rief sie sehr naiv aus, ‚il faut être du Nord, pour être si fidèle!‘“

Von den übrigen Briefen will ich hier nur noch den folgenden aufnehmen, weil er der einzige ist, welcher Andeutungen über das Leben meiner Mutter während der Abwesenheit ihres Verlobten giebt und zugleich auf das Verhältniß der Liebenden Licht wirft.

Malaga, 6. April 1805.

„Mein Bild hast Du gemalt? Und getroffen? Wie dürfte ich zweifeln! Ich kann Dir nicht sagen, mein liebes Mädchen, wie glücklich Du mich dadurch gemacht hast, — glücklich durch den Gedanken, daß mein Bild Dich nicht nur beim Schreiben beschäftigt. Herzlich danke ich Dir auch, daß Du das Bild für meine geliebte Mutter copirt hast. Du hast ihr dadurch gewiß eine große Freude bereitet. Sie ist Dir ohnehin so gut und verdient so ganz von Dir geliebt zu werden.

„Du erzählst mir so hübsch von dem letzten Ball auf dem (Oldenburger) Schloß und von den kleinen Festen in dem belebten geselligen Kreise Deiner Mutter, daß ich mich ganz zu Euch hinversetzt fühle. Aber ich leugne nicht, daß ich mich noch mehr freuen würde, wenn ich Dich sehen könnte, wie Du bei Deinen kleinen Geschwistern sitzest und sie unterrichtest, und wenn ich bisweilen Deinem Gesang und Harfenspiel lauschen, Deine classischen Studien theilen oder Dir die Werke unserer großen Dichter vorlesen könnte. Hier komme ich nie dazu, einen alten Classiker in die Hand zu nehmen, und viel seltener als ich wünsche dazu, einen modernen zu lesen, obgleich so viele Deutsche in Spanien sind, daß ich überall unsere besten Schriftsteller finde, und die Namen Schiller und Goethe hier ebenso geachtet und verehrt werden, wie bei uns im Norden. Ich fürchte fast, daß ich etwas neben Dir im Schatten stehen werde, wenn ich wieder bei Dir bin; aber ich mache mir keine Sorgen deshalb. Unser Geschmack

ist derselbe, und so sehr Du auch geschaffen bist, eine ausgezeichnete Rolle in Gesellschaften zu spielen, bin ich doch überzeugt, daß auch Du einen kleinen Kreis auserlesener Freunde vorziehst. Ich kann nun einmal mich nur da wohl fühlen, wo mein Herz und mein Geist befriedigt werden, oder wo ich die erste Stelle einnehmen kann und auf die Art meiner Eitelkeit geschmeichelt wird. Ersteres kann nur vis-à-vis von Dir und mit Wenigen, die ich durchaus kenne und schätze, geschehen, — und Letzteres kann natürlich nur da stattfinden, wo ich der Klügste bin. Wie oft ist das aber wohl der Fall?

„Im Hinblick auf unser künftiges Zusammenleben würde es mir lieb sein, wenn Du von der Tante T. einige Kenntnisse zur Dirigirung einer Haushaltung profitiren könntest. Ich bin, bei Gott! weit entfernt zu wünschen, daß Du selbst in der Küche arbeitest; im Gegentheil, es würde mir unangenehm sein, wenn Du es thätest, oder gar Noth uns dazu zwänge. Daß Du praktisch kochen lernst, kann freilich auch nicht schaden. Ich wünsche nur, daß Du irgend eine Gelegenheit benutzest, Dich von einer anerkannt tüchtigen Hausfrau über den wahren Geist der Haushaltung, über die Mittel und Wege, Alles aufs Beste und Billigste anzuschaffen und das, was unbenutzbar scheint, immer noch zu benutzen, unterrichten zu lassen. Das kannst Du aus Dir selbst nicht wissen, noch, ohne durch Schaden klug zu werden, lernen, und Du wirst deshalb in diesem Wunsche nichts Unbilliges finden können. Haushaltung ist das Departement der Frau, worin sie nicht zu arbeiten braucht, aber jede Arbeit zu leiten und jede Ausgabe zu berechnen verstehen muß. Wie viel auf Ordnung und auf Kenntnisse einer Frau ankommt, sehe ich täglich hier in unserem Hause, wo Summen verschwendet werden, wofür man sich manchen Genuß verschaffen könnte. Die Frau braucht kein Geld zu verdienen, aber dafür sorgen muß sie, daß nicht mehr Geld ausgegeben wird als nöthig ist. Wenn das schon bei den brillantesten Vermögensverhältnissen rathsam ist, so ist es vollends bei einer neuen Einrichtung nothwendig."

Schleiden hoffte seine Geschäfte in Malaga rasch genug ordnen zu können, um Ende April 1805 seine Rückreise nach Deutschland anzutreten. Große Schwierigkeiten machte nur die Wahl des Weges. Bei der Rückkehr zu Wasser hätte er eine vierzigtägige Quarantäne, bei derjenigen über Italien und durch die Schweiz sogar eine solche von 120 Tagen aushalten müssen. Auch der Weg über Madrid, der sogar eine Zeit lang bei Todesstrafe verboten war, wurde durch Quarantäneanstalten sehr erschwert, und ob es gelingen würde, von dort nach Frankreich zu gelangen, war

sehr zweifelhaft. Nach seinen letzten erhaltenen Briefen war er deshalb entschlossen, den Versuch zu machen, nach Lissabon zu gehen und sich dort nach England einzuschiffen, obgleich dies zahlreicher Räuberbanden wegen für so unsicher und gefährlich galt, daß seine Freunde dringend davon abriethen. Leider fehlen alle Nachrichten über Vaters weitere Erlebnisse in Spanien, seine Rückreise nach Oldenburg und die Gründe, welche ihn bestimmten, aus seinem spanischen Hause aus- und in ein großes Bremer Haus einzutreten.

Der Anfang der Ehe in Bremen.

Erst im December 1805 kehrte mein Vater aus Spanien zurück. So ernst die Zeitverhältnisse auch waren, fanden die Liebenden darin doch eher einen Grund zur Beschleunigung als zum weiteren Hinausschieben ihrer Verbindung.

„Lieber möcht' ich als je mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch' gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht."

(Goethe's „Hermann und Dorothea".)

So wurde die Hochzeit am 25. Januar 1806 vollzogen, und das junge Paar zog nach Bremen.

Dort mußte das häusliche Glück und der Verkehr mit bewährten Freunden über die Sorgen um das Vaterland und die geschäftlichen Schwierigkeiten hinweghelfen. Die traurigen politischen Verhältnisse, unter denen ganz Deutschland seufzte, machten sich in Bremen in noch höherem Maße fühlbar als im Binnenlande. Vom „Reiche", das in voller Auflösung begriffen war und nach wenigen Monaten auch formell zu Grunde ging, war nicht länger Schutz gegen die Kriegsplagen, mit welchen Freund und Feind die Stadt überzogen, zu erwarten. Schon seit 1803 und bis 1810 ward Bremen in bunter Folge fast ununterbrochen von Franzosen, Engländern, Preußen, Holländern und abermals Franzosen, eine kurze Zeit lang auch von einem heldenmüthigen braunschweigischen Freicorps, besetzt und vielfach wie eine eroberte Stadt be-

handelt. Zu den bisherigen Erpressungen kam gegen Ende 1806 das durch Napoleon's berüchtigtes Berliner Decret vom 21. November inaugurirte und in Folge der Repressalien Englands fort und fort verschärfte Continentalsystem. Aus der langen Reihe der von beiden Seiten ergriffenen, völkerrechtswidrigen Maßregeln wird es hier genügen hervorzuheben, daß ein Decret des französischen Kaisers aus Warschau vom 25. Januar 1807 alle in den Hansestädten mit Beschlag belegten englischen Waaren, ohne Rücksicht auf ihre Eigenthümer, für confiscirt, England dagegen eine strenge Blocade der Elbe, Weser und Ems erklärte, weil der Feind deren Schifffahrt beherrschte. Aller Handel wurde gelähmt. Die Weser verödete, und die Schiffe lagen abgetakelt im Hafen. Bremen war zwar mit der Auflösung des Reichs ein souveräner Staat, zugleich aber „ein schutzloses, offenes Boot auf dem Ocean des Faustrechts" *) geworden.

Es fehlte dort jedoch nicht an Männern, welche, allem Ungemach zum Trotz, das Vertrauen auf die Lebenskraft des kleinen Staates bewahrten. Auf einer hanseatischen Tagsatzung in Lübeck wurde ein engeres Zusammenhalten mit den beiden Schwesterstädten zur Vertheidigung der Selbständigkeit verabredet. Den Ausschreitungen der militärischen Befehlshaber suchte man, wenn Vorstellungen nicht genügten, mehrfach durch directe Beschwerden in Paris Schranken zu setzen. Im Innern schlossen sich die Besseren fester zusammen und bemühten sich, die Kriegslasten durch zweckmäßige Organisation der Einquartirung und des Fuhrwesens, wie durch gegenseitige Unterstützung weniger drückend zu machen. Sich jedes gesellschaftlichen Verkehrs mit den fremden Machthabern zu enthalten, war freilich auch guten Patrioten nicht möglich, wenn sie Spionireien, Verdächtigungen und Chicanen aller Art entgehen wollten. Mehr noch als die schon vorhandene Neigung Einzelner, die Sitten des französischen Hofes nachzuahmen, trug der wiederholte Wechsel der Commandirenden und die gelegentliche Anwesenheit einiger der hervorragendsten Helfershelfer des französischen Kaisers dazu bei, daß Bälle und Festlichkeiten sich in nie gekanntem Maße und Glanze häuften.

Diese Verhältnisse, unter denen meine Eltern die ersten Jahre ihrer Ehe verlebten, muß man sich vergegenwärtigen, um die mehrere Decennien später niedergeschriebenen Erinnerungen meiner Mutter an jene Zeit zu verstehen und richtig zu würdigen.

---

*) Vgl.: Johann Smidt. Ein Gedenkbuch. Bremen 1873. S. 14.

Erinnerungsbuch.

„Alles, was meinem Herzen wohl oder wehe that, hat sich meinem Gedächtniß immer fest eingeprägt. Von allem Anderen entflog das Meiste der Erinnerung schnell, wie die Stunden selbst verrauschten. Ueber die ersten Jahre meiner glücklichen Ehe warf die traurige Lage des Vaterlandes oftmals einen düstern Schatten. Mein lieber Herzog (Peter Friedrich Ludwig) mußte mit seiner Familie aus Oldenburg flüchten; die Hoffnung, Deutschland durch Preußen gerettet zu sehen, ward bei Jena und in Tilsit vernichtet; der Tod der Königin Luise ward auch von uns tief empfunden, und in unserer nächsten Umgebung war Jammer und Noth, wohin man blickte. Wir halfen, wie und so viel wir vermochten, und kein Tag verging, an dem ich nicht mit Schleiden alles Schwere, was diese Verhältnisse mit sich brachten, eingehend besprochen hätte. Häufig fehlte mir freilich sein ermuthigender Zuspruch, wenn ich ihn am liebsten gehabt hätte. Die gewaltsame Störung von Handel und Schifffahrt nöthigte ihn, seinen Geschäften viel mehr Zeit zu widmen, als sonst wohl erforderlich gewesen sein würde, und manchmal sogar, was mir das Schrecklichste war, zu Reisen und längerer Abwesenheit. So oft das der Fall war, beschäftigte ich mich um so eifriger mit meiner weiteren Ausbildung. Ich nahm wieder Unterricht, trieb mit Lotte D. Italienisch, mit einer anderen Freundin sogar eine Zeit lang Chemie und Algebra, fuhr fort zu zeichnen und zu malen, aber versäumte auch nicht, für Schill, den heldenmüthigen Herzog von Braunschweig und den Sieg aller Vertheidiger des bedrängten Vaterlandes zu beten. — Schön waren die Abende, die ich mit meinem Schleiden allein verbringen konnte, und an denen er mir vorlas oder vorsang; allerliebst auch unsere geistig angeregten regelmäßigen Freitags-Gesellschaften. Dann kamen wir jungen Frauen schon früh zusammen, und während abwechselnd eine von uns ein meist ernstes Buch vorlas, pflückten wir anderen Charpie. Später am Abend stellten sich auch unsere Männer ein, und es wurden Schreibspiele getrieben und interessante Gespräche geführt. Oft vereinigten wir uns auch in unserem Hause oder bei Christel S., um zu musiciren, und bei anderen Freunden zum Tanz oder zu kleinen theatralischen Aufführungen. Sogar an den ganzen ‚Titus‘ (la clemenza di Tito) von Mozart und an ‚Emilia Galotti‘ wagten wir uns. Man bedurfte bei dem Ernst der Zeiten der Zerstreuungen, um sich widerstandsfähig zu erhalten. — Die zahlreichen glänzenden Festlichkeiten, zu denen die An-

wesenheit unserer fremden Unterdrücker Anlaß gab, und denen wir uns nicht ganz entziehen konnten, regten sehr gemischte Gefühle in mir auf. Die Huldigungen, welche der schöne General Savary (der spätere Herzog von Rovigo) und General Damas, die von allen Franzosen, welche ich damals kennen lernte, weitaus die interessantesten waren, mir darbrachten, schmeichelten natürlich meiner Eitelkeit; aber ich konnte doch nie vergessen, daß sie zu den gefährlichen Werkzeugen unseres mächtigen und gewaltthätigen Feindes gehörten. Nur meinem festen Gottvertrauen, meinem häuslichen Glück und den treuen Freunden, die mir zur Seite standen, verdanke ich es, daß ich in dem Kampfe widerstrebender Gefühle nicht das Gleichgewicht verlor. Von diesen Festlichkeiten mag ich jetzt nicht mehr sprechen; lieber weile ich mit meinen Gedanken bei meinen häuslichen Freuden und manchen scherzhaften und ernsten Erlebnissen, an die ich von Neuem erinnert wurde, als ich in diesen Tagen allerhand kleine Bilder, Verse und Briefe aus jenen Jahren wieder durchsah und theils vernichtete, theils geordnet zur Seite legte."

Für meine Mutter, wie für die damaligen Zustände in Bremen ist eine kleine Geschichte charakteristisch, welche dieselbe mir erzählte, als ich sie einst gefragt hatte, ob sie nicht auch den Marschall Davoust, Fürsten von Eckmühl, gekannt habe? Ich will versuchen, sie möglichst in ihren Worten wiederzugeben:

„Daß ich Eckmühl nicht gesehen habe, verdanke ich einem glücklichen Zufall. Als er zuerst — wenn ich nicht irre, im Jahre 1809 — in Hamburg war, erfuhr ich, er habe angefragt, ob es der Mühe werth sei, auch Bremen kennen zu lernen, und die Antwort erhalten: ‚O ja, aber nicht um die Stadt, sondern um die schöne und liebenswürdige Madame Schleiden und um das Pferd des Consuls Wichelhausen zu sehen.' Er kam. Die glänzendsten Feste wurden ihm gegeben. Niemals ward ich so gequält und bestürmt wie damals, dabei zu erscheinen. Aber ich ging während der ganzen Zeit nicht aus, sagte, ich sei krank, und nahm unter diesem Vorwand auch keinen der Besuche an, die der Marschall, den abscheulicher Weise bald dieser, bald jener Bekannte bei mir einführen wollte, zu machen versuchte. Er bekam nur das Pferd, nicht mich zu sehen, was ich um keinen Preis und besonders deshalb nicht gemocht hätte, weil Dein Vater (Schleiden) damals verreist war. Ich kann Gott nicht genug dafür danken, daß er etwas Höheres und Besseres in mich gelegt hatte, als diese irdische Eitelkeit, der in meiner Jugend so viele Nahrung geboten ward."

Erinnerungsbuch.

„Am 5. Februar 1807 ward mein lieber Emil geboren. Ich war lange am Rande des Grabes, so daß ich erst nach Monaten zum vollen Bewußtsein und Genuß meines Glückes kommen konnte. Auf einer Reise, die wir im Sommer nach Kiel machten, um der guten alten Schwiegermama ihr Enkelchen zu zeigen, erholte ich mich indessen so völlig, daß ich mich dort auch von Gröger malen lassen konnte*), der schon damals einen großen Ruf als Porträtmaler hatte. Sein Talent war mir doppelt bewundernswerth, weil ich wußte, daß er seinen Lebensweg als Schneider, Drechsler und Hausanstreicher begonnen, fast keinen Unterricht erhalten und sich erst im Mannesalter in Dresden und Paris weiter ausgebildet hatte.

„Wie sehr es mir auch in Holstein gefiel, kehrte ich doch gern nach Bremen und zu dem dortigen Freundeskreise zurück. Mein Leben hatte durch den kleinen Emil ja noch einen neuen Reiz erhalten, und wenn auch Jahre vergingen, ehe er von mir lernen konnte, beschäftigte ich mich und spielte ich doch viel mit ihm.

„Im Sommer bewohnten wir ein freundliches Haus in Oberneuland. Das stille Landleben that mir nach dem gar zu lebhaften Gesellschaftstreiben im Winter immer besonders wohl. Ich zeichnete und las viel und freute mich schon am Morgen auf die Spaziergänge, die ich mit Schleiden machte, wenn er aus der Stadt zurückkam. Wenn er, wie leider oft, verreist war, leistete mir eine meiner jungen, unverheiratheten Freundinnen Gesellschaft. Oft bekamen wir auch Besuch aus Bremen und von den benachbarten Villenbesitzern. Mit besonderem Vergnügen gedenke ich noch der Feier meines Geburtstages im Jahre 1808, bei der wir uns, trotz der kleinen Verlegenheiten, mit denen sie verbunden war, besser als bei der opulentesten Fête unterhielten, und die uns noch lange Stoff zum Lachen bot. Anna, das treue, sorgsame Mädchen, das mein Haus in der Stadt hütete und dort Alles für mich besorgte, hatte von den Freunden den Auftrag erhalten, für ein Dîner für ungefähr 20 Personen zu sorgen, die mich in Oberneuland überraschen, und das sie früh genug abholen lassen wollten, um dort Alles zu bereiten. Der Gedanke, daß ihre geliebte Herrin zum Geburtstage überrascht werden sollte, begeisterte sie so, daß sie mich gleichfalls überraschen will und sich hinsetzt, ein Gedicht auf mich zu schreiben, das tollste Zeug, was man lesen kann. Als der Wagen vorfährt, um die Sachen zum Mittagessen abzuholen, giebt sie in ihrer

*) Siehe das Titelbild.

Begeisterung dem Kutscher nur ihr Gedicht und vergißt alles Andere. Die Gäste kamen, und nun war nichts zu essen da. Denn Schleiden war wieder verreist, und nur mein gutes Väterchen war von dem nahen Landruhe aus, wo er den Sommer zubrachte, zu mir herübergefahren. Aber wir waren nichts desto weniger sehr vergnügt, ließen viele Pfannkuchen backen und Eier kochen, und Lotte D. kam mit Vorräthen aus der Küche ihrer Mutter zu Hülfe.

„Einen entsetzlichen Gegensatz zu dieser Geburtstagsfeier bildete eine andere, die wir auch in Oberneuland begingen, und an die ich auch heute noch nicht ohne zu schaudern zurückdenken kann. Unser gewohnter fröhlicher Kreis war am Geburtstage meiner Cousine Annchen S. auf deren Landsitz versammelt. Ihr Mann hatte ihr ein neues Reitpferd geschenkt. Sie wollte es vor dem Essen probiren und ritt, von zwei der Herren begleitet, um die Wiese herum, die sich vor dem Hause ausbreitete. Da wehte ein leichter Windstoß den weißen Ueberwurf des Sommerkleides, das sie trug, dem Pferde über den Kopf. Es scheute und raste in wildem Galopp vorwärts. Sie stürzte, blieb im Bügel hängen und war zerschmettert, ehe es gelang, das wüthende Thier zum Stehen zu bringen.“

Die in den vorstehenden Aufzeichnungen wiederholt beklagten Reisen Schleiden's waren größtentheils durch die damaligen traurigen politischen Verhältnisse veranlaßt. Des vernichtenden Einflusses des Continentalsystems ist bereits kurz erwähnt. Nach und nach war dasselbe sämmtlichen Staaten aufgezwungen. Nur die Türkei vermochte sich frei davon zu erhalten, und die Correspondenz zwischen den Hansestädten und England mußte ihren Weg über Constantinopel suchen. Hand in Hand mit dem Continentalsystem ging die Verschließung Frankreichs gegen deutsche Fabrikate und die Ueberschwemmung Deutschlands mit französischen. Anfangs versuchte man es noch, von weniger streng als die Hansestädte überwachten Plätzen aus Geschäfte zu machen. Bald war dies nur noch auf dem Wege des Schleichhandels möglich, den Jeder begünstigte, weil Alle unter der gewaltthätigen Störung des legitimen Handels litten, und weil es für ein berechtigtes, ja für ein patriotisches Unternehmen angesehen wurde, den Vorschriften des Unterdrückers zuwider zu handeln. England hatte für diesen Contrebandehandel ein besonders günstiges Feld eröffnet. Es hatte sich nicht auf Geheime-Raths-Befehle beschränkt, sondern im ungerechten Kriege mit Dänemark am 6. September 1807 Helgoland besetzt und dort colossale Niederlagen von Colonialwaaren und Fabrikaten eingerichtet. Freilich war es sehr gewagt, sich bei diesem

Handel zu betheiligen. Wurde doch in Hamburg ein Schiffer nur deshalb füsilirt, weil er Leute nach der Insel gebracht hatte. Aber der damit verbundene Gewinn war verlockend, und die französische Regierung bot selbst eine Handhabe zur Umgehung ihrer eigenen Vorschriften und zur Bestechung ihrer Beamten, als sie anfing, gegen reiche Bezahlung Erlaubnißscheine (Licenzen) zur Einfuhr englischer Colonialwaaren zu ertheilen, die Einfuhr nichtenglischer Colonialwaaren gegen Ursprungsscheine zu gestatten, und alle erlaubter Weise eingeführten Colonialwaaren durch die Decrete von Trianon mit einem hohen Zoll belegte. Auch Schleiden ließ sich auf solche mit vielen Gefahren verbundenen Unternehmungen ein, als ihm alle anderen Wege, seine Geschäfte fortzuführen, verschlossen waren. In welchem Maße dies der Fall war, habe ich erst im November 1854 erfahren, als ich in der Havana in dem ehrenwerthen Chef eines angesehenen deutschen Hauses, Herrn H. Rottmann, einen Mann kennen lernte, der zu jener Zeit Commis in dem Hause meines Vaters gewesen war. Er erzählte mir, daß dieser längere Zeit unter dem angenommenen Namen George Grauman auf Helgoland gelebt und von dort aus mit einem Freunde in Bremen unter dem Pseudonym Hermann Ruhberg großartige Contrebandegeschäfte betrieben habe. Obgleich ihnen mehrere Schiffe im Werthe von beinahe 100,000 Thalern von französischen Kreuzern genommen wurden, erhielt Schleiden nach 14 Monaten als seinen Antheil an dem gemachten reinen Gewinn reichlich 97,000 Louisd'or-Thaler (ungefähr 320,000 Reichsmark) ausbezahlt.

Mit dieser Abrechnung erreichte die kaufmännische Carrière meines Vaters zugleich ihren Abschluß. Er hatte niemals sonderliche Freude daran gehabt. Sein Verlangen, fremde Länder zu sehen, war befriedigt. Jetzt glaubte er im Besitze der nöthigen Mittel zu sein, einen längst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen, sich in seiner Geburtsheimath ganz der Landwirthschaft zu widmen. Die Neigung dafür und einige Vorkenntnisse hatte er aus den auf dem väterlichen Gute verlebten Kinderjahren in das Mannesalter hinübergenommen. Er sehnte sich nach dem Genuß seines häuslichen Glücks, das am 5. November 1810 durch die Geburt einer ersten Tochter, Malvina, noch erhöht war. Ein abenteuerliches Leben, wie er es in der letzten Zeit zu führen genöthigt gewesen war, und das ihn davon fern hielt, konnte auf die Dauer keinen Reiz für ihn haben. Die baldige Rückkehr geordneter Zustände, welche die Wiederaufnahme großartiger legitimer Geschäfte, wie er sie früher betrieben, gestatten würde, war aber nicht zu erwarten. Durch einen neuen

Gewaltact hatte Napoleon am 13. December 1810, „in seiner steten Fürsorge für das Wohl der Hansestädte,“ auch diese seinem Reiche einverleibt. „Die unermeßlichen Magazine von Helgoland“ — so heißt es in dem dem französischen Senate am 10. December vorgelegten motivirenden Bericht — „würden unaufhörlich drohen, sich aufs feste Land zu entleeren, wenn ein einziger Punkt auf den Küsten der Nordsee dem englischen Handel offen bliebe, und wenn ihnen nicht die Mündungen der Jahde, Weser und Elbe für immer verschlossen blieben.“ Bremen wurde die Hauptstadt des Departements der Wesermündung und der Sitz eines kaiserlichen Präfecten. Der Bremer Senat hielt am 11. Februar 1811 seine letzte Sitzung in Regierungssachen.

In dieser Zeit wurde meinem Vater eins der schönsten und größten adeligen Güter Holsteins, Ascheberg am Plöner See, das sich vom 13. bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts im Besitz der Familie Rantzau befunden hatte, von dem dermaligen Eigenthümer zum Kauf angeboten. Das Gut, zu welchem, außer dem Haupthofe und dem Meierhofe Lindau, drei größere Dörfer und zahlreiche Erbpachtstellen gehörten, war zu einem Steuerwerth von 419,912 Thalern 24 Sl. S. H. Court. (gleich 1,511,685 Reichsmark) eingeschätzt; der Kaufpreis betrug nur 265,000 Thaler (954,000 Mark). Obgleich sein neuerdings sehr erheblich vermehrtes Vermögen diesen Betrag keineswegs erreichte, glaubte Vater doch um so weniger Bedenken tragen zu dürfen, den Handel abzuschließen, als er bis dahin bei allen seinen Unternehmungen sehr glücklich gewesen war. Der Kauf war kaum perfect geworden, als ihn die Nachricht erreichte, daß ein noch für seine Rechnung mit werthvoller Ladung befrachtetes Schiff vom Feinde aufgebracht sei. Wenige Wochen später traf ihn durch das Fallissement eines Handlungshauses, an welches er bedeutende Forderungen hatte, ein neuer, starker Verlust. Er war jedoch noch immer sehr wohlhabend und ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Meine Mutter, die vorläufig in Bremen zurückgeblieben und überdies gerade damals so unwohl war, daß sie sich in einem erhaltenen Briefe vom 25. April 1811 „eine wandelnde Apotheke“ nennt, konnte sich dagegen nicht einer trüben Stimmung erwehren. Der Abschied von der ihr lieb gewordenen Stadt und den dortigen Freunden stand ihr schwer bevor, und dringend ermahnte sie ihren Mann, mit der sofort von ihm geplanten Errichtung neuer Schulen auf Ascheberg und anderen wünschenswerthen Verbesserungen nicht zu rasch vorwärts zu gehen.

Auf Ascheberg.

Gegen Ende Mai folgte die Mutter dem Vater nach Holstein, und am 11. Juni 1811 hielten sie ihren Einzug in Ascheberg. Am Abend dieses Tages schrieb sie: „Heute zogen wir hierher. Die Bauern holten uns in langem Zuge ein. Geschmückte Mädchen überreichten uns Blumenkränze, und von allen Seiten schallte uns Musik entgegen. Dieser Empfang war sehr wohlthuend, und doch bleibt, so schön es hier auch ist, in meinem Herzen eine schmerzliche Empfindung zurück. Werde ich hier immer so froh sein wie heute? Könnte ich doch in der Zukunft lesen!"

Ein solcher ernster Ausblick in die Zukunft war vollberechtigt. Es galt nicht nur, sich in völlig neue Verhältnisse einzuleben, Beziehungen anzuknüpfen, die bald zur Freundschaft wurden und das Ascheberger Haus zu einem der geistigen Mittelpunkte des Landes machten; ungleich schwerer fielen die Folgen der allgemeinen politischen Lage und der zerrütteten Finanzen der Monarchie ins Gewicht. Dem heute lebenden Geschlecht liegt das alles so fern, daß es für manche meiner Leser von Interesse sein dürfte, wenn ich hier an die Hauptmomente*) erinnere und dann die Erzählung wieder aufnehme (s. S. 67).

*) Ueber das Nähere sind, außer den allgemeinen Geschichtswerken von Schlosser, Häusser, Manso &c., insbesondere die folgenden Werke zu vergleichen: de Koch & Schoell, Histoire abrégée des Traités de paix. vol. 4—15. Paris 1817. 1818. — N. Falck, Handbuch des Schleswig-Holsteinischen Privatrechts. Bd. I und II. Altona

Dänemark und die Herzogthümer hatten sich bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts seit achtzig Jahren eines fast ununterbrochenen Friedens erfreut. Dem Grafen Andreas Petrus von Bernstorff, Dänemarks großem Minister des Auswärtigen, war es gelungen, dem Lande in den durch die französische Revolution hervorgerufenen Kriegen noch mehrere Jahre seine Neutralität zu bewahren. In Folge davon hatte der Wohlstand rasch zugenommen; Handel, Schifffahrt und alle Gewerbe blühten. Vor Allem war dies den Besitzern der großen adeligen Güter zu Statten gekommen. Sie hatten ihre Producte zu hohen Preisen ausführen, Geld zu niedrigen Zinsen erhalten können und waren dadurch in den Stand gesetzt, neue vortheilhafte Culturen einzuführen, wozu Thaer's Epoche machende Schriften gerade damals den Anstoß gaben. Bernstorff's Sohn und Nachfolger, Graf Christian Günther, verstand es nicht, den Ruhm des Vaters zu erhalten. Schon beim Beginn des neuen Jahrhunderts führte die Frage des bewaffneten Geleites neutraler Schiffe zu einem ersten ernsten Zerwürfnisse mit England. Die glorreiche Schlacht auf der Rhede von Kopenhagen (2. April 1801) gab zwar dem Lande zeitweilig den Frieden wieder; aber die mit einem Kriegszustande verbundenen Lasten und Abgaben begannen schon damals und nahmen von Jahr zu Jahr in immer stärkerem Maße zu. Sie wurden Anfangs noch leicht ertragen, obgleich, als der Krieg sich 1803 den Grenzen Holsteins näherte, der größte Theil der Linientruppen dort concentrirt ward. Denn während der Blocade der Elbe durch die Engländer ging der ganze Handel per Achse — „fleuve très-renommé en Holstein", wie es in einem gleichzeitigen französischen Blatte heißt, — über Tönningen und Kiel und brachte dem ganzen Lande reichen Gewinn. Schwerer als den Druck der Abgaben empfand man in den Herzogthümern die in der willkürlichen Einführung einer neuen Grund-

---

1825 und 1831. — P. von Kobbe, Schleswig-Holsteinische Geschichte von 1694 bis 1808. Altona 1834. — C. F. Allen, Geschichte des Königreichs Dänemark, herausgegeben von Falck. Kiel 1842. — G. F. von Jenssen-Tusch, Zur Regierungsgeschichte Friedrich's VI., Königs von Dänemark. 2 Theile. Kiel 1851—52. — Droysen & Samwer, Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Hamburg 1850. — Sammlung der wichtigsten Actenstücke, die gemeinsamen Angelegenheiten des Corps der Schlesw.-Holst. Prälaten und Ritterschaft und der übrigen Gutsbesitzer betreffend. Kiel 1816—19. 4. — A. Springer, Friedrich Christoph Dahlmann. Bd. I. Leipzig 1870. — H. von Treitschke, F. C. Dahlmann, in den historischen und politischen Aufsätzen. Leipzig 1865. S. 356 ff. — J. G. Rist's Lebenserinnerungen, herausgegeben von Poel. Bd. II. Gotha 1880. — Friedr. Perthes' Leben. Bd. II. 3. Auflage. Gotha 1855.

und Benutzungssteuer und einer neuen Matrikel (Verordnung vom 15. December 1802) liegende Verletzung der alten Landesprivilegien, sowie den schwachverhüllten Versuch, Holstein nach Auflösung des deutschen Reichs untrennbar mit Dänemark zu vereinigen (Patent vom 9. September 1806). Da führte das Jahr 1807 eine Wendung herbei, welche das Land seinem völligen Ruin nahe brachte, die Loyalität der Schleswig-Holsteiner auf eine neue starke Probe stellte.

Rußland war durch den Frieden von Tilsit (7. Juli 1807) dem Continentalsystem beigetreten. Schweden weigerte sich, das Gleiche zu thun, obgleich Napoleon ihm dafür durch Murat Norwegen anbieten ließ. Um zu verhindern, daß Frankreich, welches bereits die Hansestädte besetzt hatte, sich der dänischen Flotte bemächtige und Schweden vom Sunde aus angreife, forderte England am 6. August von dem seit dem Herbst 1805 in Kiel residirenden Kronprinzen-Regenten den Abschluß einer intimen Alliance und Auslieferung der Flotte bis zum definitiven Frieden mit Frankreich, gegen das Versprechen der Garantie und der Vergrößerung des Gebietes der dänischen Monarchie. Die Ablehnung dieses Ansinnens hatte, obgleich keine Kriegserklärung erfolgte, das Bombardement von Kopenhagen (2.—5. September), die Wegführung der Flotte und allen Kriegsmaterials, sowie die Occupirung Helgolands zur Folge. Als England dann mit der Losreißung Norwegens drohte, wenn Dänemark auch jetzt noch den Abschluß einer Alliance und die Rückkehr zur früheren Neutralität verweigere, schloß dieses am 31. October 1807 in Fontainebleau das verhängnißvolle Bündniß mit Frankreich, wodurch ihm sein gesammtes Gebiet garantirt werden sollte. Nun erst erklärte England am 4. November Dänemark förmlich den Krieg und bemächtigte sich bald sämmtlicher dänischen Colonien, 1809 auch Islands. Schwedens zweideutige Haltung nöthigte Dänemark, auch diesem am 29. Februar 1808 den Krieg zu erklären, und im März rückte ein französisches Hülfscorps von 33,000 Mann unter dem Marschall Bernadotte, Fürsten von Pontecorvo, in Holstein ein, das von Seeland aus einen Angriff auf Schonen unternehmen sollte, aber niemals weiter als bis Fühnen gelangte. Als der unglückliche König Christian VII., welchen der Kronprinz im August des Vorjahrs von der bedrohten Hauptstadt nach Rendsburg gebracht hatte, am 13. März 1808 französische Truppen an seinem Fenster vorbeiziehen sah, tödtete ihn der Schrecken über diesen Anblick. Obgleich dem Namen nach Alleinherrscher, hatte der geistesschwache Monarch keine Kunde von dem Bündniß mit Napoleon erhalten. Sein Sohn bestieg

unter dem Namen Frederick VI. den Thron und setzte als König-Herzog die Politik und das Regierungssystem fort, welche er schon seit 1784 als Mitregent befolgt hatte.

Das Geldwesen der Monarchie war bereits damals durch die vorangegangenen Rüstungen zerrüttet, der innere Verkehr gelähmt, der auswärtige Handel beinahe völlig zerstört. Schon vor der Kriegserklärung waren ungefähr 600 Kauffahrteischiffe von den Engländern aufgebracht, und fast ebensoviele wurden von ihnen während der sechs folgenden Kriegsjahre genommen. Jetzt galt es, die weggeführte Kriegsmarine nach Möglichkeit zu ersetzen, die schon weit über die Kräfte des Staates vergrößerte Armee abermals zu vermehren und zu reorganisiren, die zahlreichen bedrohten Küstenpunkte durch die Anlage von neuen Schanzen und Batterien gegen Angriffe zu sichern. Durch reiche patriotische Beisteuern gelang es noch vor dem Ende des Jahres 1808, eine sogenannte Ruderflottille zu bilden, die aus 173 Fahrzeugen — meistens Kanonenböten und Schaluppen — bestand. Handelsschiffe wurden in Kriegsschiffe umgewandelt, von Privaten ausgerüstete Kaper mit Geschützen und Munition aus den Arsenalen versehen. Die Armee wurde — abgesehen von den zur Bemannung der Flottille erforderlichen 9—10,000 Mann, von der Küstenmiliz, den Freicorps, dem Lazarethpersonal und dem Train — auf 105,000 Mann gebracht, von denen 70,000 auf Dänemark und die Herzogthümer, der Rest auf Norwegen kamen, so daß die gesammte bewaffnete Macht fast 5 % der Bevölkerung betrug*). Die Kosten der Unterhaltung dieser Land- und Seemacht auf dem Kriegsfuß, des gesammten sonstigen Vertheidigungswesens und der Verproviantirung Norwegens beliefen sich auf 105 Millionen Mark (126 Millionen deutsche Reichsmark) jährlich, oder ungefähr auf den fünffachen Betrag der sämmtlichen Staatseinnahmen beider Königreiche und der Herzogthümer. Dazu kam dann zeitweilig — bis zum Frühjahr 1809 — noch für die Staatscasse eine monatliche Ausgabe von 2 Millionen Mark für das unthätig im Lande stehende französische Hülfscorps und eine durch willkürliche Requisitionen und Plackereien ins Unerträgliche gesteigerte Einquartierungslast der Bevölkerung.

Einen gewissen Erfolg hatte nur die improvisirte neue Kriegsmarine. Schon bis Ende 1810 fielen ihr 312 englische Handelsschiffe im Werth

---

*) Im deutschen Reich beträgt die Friedenspräsenzstärke des Heeres bekanntlich nach Artikel 1 § 1 des Gesetzes vom 6. Mai 1880 nur ein Procent der ortsanwesenden Bevölkerung vom 1. December 1875.

von 50—55,000,000 Mark zur Beute, die freilich nur einen geringen Ersatz für die dem Handel des eigenen Landes geschlagenen Wunden boten. Denjenigen, welche ihre Schiffe durch die Engländer verloren hatten, kam nichts davon zu Gute. Die gewaltige Armee schwächte nutzlos die Widerstandskraft des Landes. Sie hatte sich zur Zeit des Ueberfalles Kopenhagen's durch die Engländer, weit entfernt, in den Herzogthümern befunden. Der demnächst von Norwegen aus mit Tapferkeit geführte und durch den Frieden von Jönköping (10. December 1809) resultatlos beendigte Krieg gegen Schweden hatte nur dazu gedient, den Russen die Eroberung Finnlands zu erleichtern, für welches später in Norwegen Entschädigung gesucht und gefunden wurde. Der einzige andere, weniger rühmliche Waffengang bestand in der Betheiligung eines Hülfscorps an der Verfolgung des deutschen Patrioten Schill, dessen Tod in den mit ihm sympathisirenden Herzogthümern um so mehr beklagt wurde, weil der treffliche Mann durch die Hand eines holsteinischen Husaren Krohn gefallen war (31. Mai 1809). Jetzt stand die Armee müßig auf den dänischen Inseln, eines feindlichen Angriffs gewärtig, der nicht erfolgte. Vergebens erbat das unter dem Druck der Abgaben und dem zum Staunen der Franzosen weit über das verlangte Maß hinaus rigoros durchgeführten Continentalsystem seufzende Land eine Verminderung der Armee. Der schlecht berathene König-Herzog Friedrich VI. erwartete alles Heil von Napoleon. Er hatte die Aussicht, König von Schweden zu werden und die Scandinavische Union herzustellen, dadurch verscherzt, daß er den Rath des Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg, als Zeichen seiner liberalen Gesinnung eine gemäßigte Constitution in Dänemark und Norwegen einzuführen, unbeachtet ließ, und daß er nach dem frühen Tode des nun, statt seiner, zum Kronprinzen von Schweden erwählten Prinzen seine eigene Bewerbung um den schwedischen Thron durch starres Festhalten am Absolutismus und Verleumdungen seines aus Loyalität von der Mitbewerbung zurückgetretenen Schwagers, des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, von vorn herein aussichtslos machte. Am 20. März 1810 wurde nicht er, sondern der französische Marschall Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, zum schwedischen Kronprinzen erwählt, und die Hoffnung, daß dieser sich bei seiner schwierigen Stellung dem Kaiser Napoleon gegenüber nicht lange werde behaupten können, vermochte Friedrich VI., sich noch enger an Frankreich anzuschließen.

So lagen die Dinge, als mein Vater sich im Frühjahr 1811 zum

Ankauf von Ascheberg entschloß. Die Verhältnisse waren ihm völlig bekannt; aber dem Landesherrn aufrichtig ergeben und voll Vertrauen auf die großen Hülfsmittel seines Heimathlandes, unterschätzte er wahrscheinlich die Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden. In welchem Grade sich diese schon in der nächsten Zeit vergrößern würden, hätte damals freilich selbst der Weitsichtigste nicht vorauszusehen vermocht. Ein unangenehmer Proceß mit dem Verkäufer des Gutes, welcher die Holländereien einstweilen in Pacht behalten hatte, war die geringste derselben. Empfindlicher machte sich der Mangel an Arbeitskräften fühlbar, da der Militärdienst ausschließlich auf dem Bauernstande lastete und so viele Landsoldaten, für deren Familien inzwischen gesorgt werden mußte, eingezogen waren, daß Arbeiter aus der Fremde herbeigeschafft werden mußten und die Arbeitslöhne um mehr als 30 Procent stiegen. Auch dies wäre jedoch leicht zu ertragen gewesen, wenn nicht die schon seit 1807 in Dänemark herrschende und mit jedem Jahre verschlimmerte Papiergeldwirthschaft jetzt in willkürlichster Weise auch auf die Herzogthümer ausgedehnt und diese in den dänischen Staatsbankerott mit hineingezogen wären.

In Dänemark war die Masse des Papiergeldes seit dem Regierungsantritt des Königs bis 1812 von 26 auf 142 Millionen Thaler gestiegen und folgeweise der Werth der uneinlösbaren Zettel in kaum für möglich gehaltener Weise gesunken.*) Die Staatsschuld war in demselben Zeitraum von 80 auf 242 Millionen Thaler S. H. Court.**) angewachsen, so daß der Gesammtwerth des steuerpflichtigen Landes in Dänemark, Norwegen und den Herzogthümern, welcher 1802 auf 704 Millionen, Ende 1812 in Folge der Creditlosigkeit jedoch nur noch auf den dritten Theil dieses Betrages geschätzt wurde, kaum der Staatsschuld gleich kam. Wenn nicht alles Capitalvermögen dem unvermeidlichen Untergang ausgesetzt sein sollte, war eine Umgestaltung des Geldwesens für Dänemark unbedingt geboten. Für die Herzogthümer lag eine solche Nothwendigkeit durchaus nicht vor. Hier war Silbergeld das gesetzliche Zahlmittel, und für das von der 1788 unter den feierlichsten Zusicherungen der Regierung begründeten Altonaer Species-Bank ausgegebene Papiergeld im Gesammtbetrage von 10 Millionen

---

*) Nach von Jenssen-Tusch a. a. O. II. S. 104 wurde 1812 ein Species Silber (gleich 4½ deutsche Reichsmark) mit 168 Thalern in Noten bezahlt, so daß jeder Thaler weniger als einen halben schleswig-holsteinischen Schilling (ungefähr 4⅙ Pfennige) galt.

**) Ein Thaler S. H. Court. war gleich 3 M. 60 Pf.

Thalern wurde längere Zeit sogar Aufgeld bezahlt. Da bemächtigte sich 1812 die Regierung der Altonaer Bank, ließ dieselbe nach Rendsburg abführen und brachte damit das ganze Elend einer raschen Papiergeldentwerthung auch über die Herzogthümer. Damit nicht genug, verkündete eine berüchtigt gewordene „Verordnung wegen einer Veränderung im Geldwesen der Königreiche Dänemark und Norwegen und der Herzogthümer Schleswig und Holstein vom 5. Januar 1813" die Errichtung einer Reichsbank und Einführung eines neuen Reichsbankgeldes, nach welchem, unter Androhung schwerer Strafen für den Uebertretungsfall, hinfort auch in den Herzogthümern gerechnet werden sollte, obgleich die Rechnung nach Lübschem Courant zu den alten Landesprivilegien gehörte. Der bisherige dänische Papierthaler wurde auf den sechsten Theil seines Nominalwerthes reducirt, und an die Stelle des bisherigen schleswig-holsteinischen Courant-Thalers zu 48 Lübschen Schillingen sollte der neue dänische Reichsbank-Thaler im Werthe von 30 Lübschen Schillingen treten, der in 96 Reichsbankschillinge oder 6 Reichsbankmark getheilt ward. Das neue Geld sollte nach einem leichteren Münzfuß ausgeprägt werden, bestand aber einstweilen nur in uneinlösbarem Papier, und um die Reichsbank in den Stand zu setzen, vorläufig dessen Entwerthung zu verhindern und es im Laufe der Zeit ganz zu tilgen, wurde derselben eine hypothekarische Forderung von 6 Procent baren Silbers vom Werthe alles unbeweglichen Eigenthums in der Monarchie, mit der Priorität sogar vor den königlichen Abgaben und allen andern hypothecirten Geldern, beigelegt. Bis zur Abbezahlung dieser exorbitanten Forderung in barem Silber war dieselbe der Reichsbank mit 6¼ Procent jährlich zu verzinsen. Trotz dieses unerhörten Eingriffes in das Privateigenthum, welcher Jeden, der Grundeigenthum besaß, mit einem Federstrich um den 16. Theil seines Vermögens ärmer machte, vermochte das neue Papiergeld seinen Cours nicht zu behaupten. Völlige Creditlosigkeit im Auslande war die erste Folge davon für die Herzogthümer. Nicht minder bedenklich war die demoralisirende Wirkung, welche im Inlande die fernere Bestimmung dieses Gesetzes übte: daß nicht nur der Staat seine Schulden und seine Beamten mit diesem entwertheten Gelde bezahlen, sondern daß auch jeder Privatschuldner berechtigt sein sollte, seinen Gläubigern, die vor Ablauf von vier Jahren nach abgeschlossenem Frieden Bezahlung verlangten, statt barer Münze Papier zu bieten. Wenn auch, wie Rist bemerkt, die Mehrzahl ihre Ehre höher achtete als des Königs mißverstandenes Wort und von diesem Rechte keinen Gebrauch machte, so war doch dem Betrug und Schwindel dadurch eine weite Thür

geöffnet. Die Concurse häuften sich. Viele Vermögen gingen ganz verloren. Jeder litt mehr oder weniger unter der Geldentwerthung, unter dem damit Hand in Hand gehenden Steigen des Zinsfußes und der durch fortwährende willkürliche Modificationen dieses Gesetzes noch vergrößerten Verwirrung. Durch die lauten Klagen der Herzogthümer sah sich die Regierung allerdings genöthigt, den Zwangscours des Papiergeldes für diese schon am 30. Juli 1813 wieder aufzuheben und aufs Neue Silbergeld für das „einzige gesetzlich bestimmte Zahlmittel" zu erklären. Aber die 6 procentige Bankhaft auf dem Grundeigenthum wurde aufrecht erhalten und führte zu einer beispiellosen Prägravation Schleswig-Holsteins dem Königreiche gegenüber. Unter dem Vorgeben, daß die dänischen Grundeigenthümer die Abgabe an die Reichsbank nicht zu zahlen vermöchten, übernahm es nämlich die Finanzverwaltung, $^5/_6$ der gesammten auf den Ländereien und Zehnten im Königreiche ruhenden Reichsbanklast aus der gemeinschaftlichen Staatscasse zu bezahlen. Die Herzogthümer dagegen mußten nicht nur ihre eigene Banklast voll tragen, sondern um dieser Erleichterung der dänischen Grundeigenthümer und Zehntinhaber willen noch 5 Millionen Reichsbankthaler mehr zur Staatscasse contribuiren. Ueberdies verzichtete die Finanzverwaltung unbegreiflicher und ungebührlicher Weise auf den bei der Fundation der Reichsbank vorausgesehenen und später auch wirklich eingetretenen Ueberschuß derselben, indem sie 1818 die Reichsbank in eine von der Staatsgewalt völlig unabhängige dänische Nationalbank umwandelte, ohne für die von ihr übernommenen $^5/_6$ der ursprünglichen dänischen Bankhaft ein Actienrecht in Anspruch zu nehmen. Die den Herzogthümern 1813 zugesagte schleswig-holsteinische Abtheilung der Reichsbank kam überall nicht zur Ausführung, und bei der Umwandlung der Bank in ein Privatinstitut (1818) verlor die große Mehrzahl der schleswig-holsteinischen Grundeigenthümer und Hausbesitzer ihr Actienrecht in dieser, weil sie, irre geführt durch die zweideutige Fassung des Gesetzes und aus begreiflicher Furcht vor Erneuerung der früheren Schicksale des dänischen Bankwesens, von der Erlaubniß Gebrauch machten, aus aller Verbindung mit der Nationalbank auszuscheiden, und zu dem Bankinstitut übergingen, das damals in Altona errichtet ward, um die noch restirenden Forderungen der Reichsbank einzucassiren und mit der Nationalbank zu liquidiren. Thatsächlich stellte sich die Sache so, daß die Banklast schließlich von Dänemark zu $^1/_5$, von den Herzogthümern zu $^2/_5$ und von den gemeinsamen Finanzen — also wiederum von den Herzogthümern mit — gleichfalls zu $^2/_5$ getragen ward, und sich hierbei ein Beitrags-

verhältniß der Herzogthümer zum Königreiche wie 235 zu 100 herausstellte!

Seit der im Jahre 1532 mit Dänemark abgeschlossenen Defensiv- und Offensiv-Alliance hatten die Herzogthümer zu den beiderseitigen Leistungen an Geld und Mannschaft und zu den gemeinschaftlich übernommenen Staatsschulden vertragsmäßig und gewohnheitsrechtlich $^1/_3$, Dänemark $^2/_3$ beigetragen. Dies Verhältniß war zum ersten Mal einseitig und willkürlich alterirt, als im December 1802, gegen den Widerspruch der höchsten Landesbehörde, der deutschen Kanzlei, in beiden Theilen der Monarchie die schon erwähnte neue Grund- und Benutzungssteuer eingeführt wurde, zu deren Ertrag, trotz formeller Uebereinstimmung des Steuermaßes, thatsächlich Schleswig-Holstein $^4/_9$, Dänemark $^5/_9$ beitrug. Dieses Beitragsverhältniß wurde seitdem auch bei allen ferneren Abgaben beibehalten. Dieselben nahmen mit jedem Jahre und auch noch nach Fundirung der Reichsbank mit 6 Procent von allem Grundeigenthum in erschreckender Weise zu. Die directen Grundsteuern allein wurden verdreifacht, und durch dieselben wurde — nach Mittelpreisen gerechnet — der vierte Theil des Pachtertrags von den klösterlichen und adeligen Gütern verschlungen. Mit Recht konnte Heinrich von Treitschke (a. a. O. S. 364) sagen: „Kein Theil Deutschlands ertrug so hohe Steuern; ganze Dorfschaften erlagen denselben und verfielen in Concurs."

Zu der Steuerlast traten mit dem Jahre 1813 für die Herzogthümer alle Leiden eines wirklichen Kriegszustandes hinzu. Schon im December 1810 hatte Kaiser Alexander von Rußland dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden (Bernadotte) vertrauliche Eröffnungen wegen Theilnahme an einer Coalition gegen Frankreich machen lassen, um dadurch Entschädigung für Finnland zu erhalten. Die Verhandlungen dauerten während des ganzen Jahres 1811 fort. Erst als Napoleon im Januar 1812 Pommern und Rügen besetzen ließ, entschloß sich Schweden am 24. März, einen geheimen Alliancevertrag mit Rußland einzugehen, wodurch dieses 30,000 Mann Hülfstruppen zur Eroberung Norwegens versprach. Dieser Vertrag wurde, nachdem Schweden den ihm von Frankreich aufgenöthigten resultatlosen Krieg gegen England am 12. Juli durch den Vertrag von Oerebro beendigt und seine Häfen den englischen Schiffen wieder geöffnet hatte, am 30. August bei einer persönlichen Zusammenkunft Karl Johann's mit Kaiser Alexander in Abo modificirt und verstärkt. Zum offenen Bruch zwischen Schweden und Frankreich kam es jedoch noch nicht. Der schwedische Kronprinz setzte sein widriges Doppelspiel zwischen Rußland

und England, die, wie er selbst, in erster Linie selbstsüchtige Zwecke verfolgten, und dem glücklich bis Moskau vorgedrungenen Kaiser der Franzosen fort, um seine Hülfe zum höchsten Preise zu verwerthen. Als Napoleon's Stern im Sinken war, stellte Schweden im December in Kopenhagen den förmlichen Antrag, Norwegen abzutreten und sich dafür durch Schwedisch-Pommern entschädigen zu lassen. Fast gleichzeitig versuchte König Friedrich VI., da er nicht länger auf wirksamen Beistand Frankreichs hoffen konnte, eine Annäherung in St. Petersburg. Dort wurde ihm empfohlen, sich vorerst durch Besetzung Lübeck's, Bremen's und Hamburg's schadlos zu halten, und ihm sogar die Erwerbung Hollands in Aussicht gestellt, wenn er sofort entschieden auf Seite der Alliirten träte. Allein der König konnte selbst dann zu keinem Entschlusse kommen, als Napoleon ihm gestattete, mit England zu verhandeln, um sein Gebiet zu erhalten, und der Alliancevertrag von 1807 gekündigt ward. Er glaubte seine Selbständigkeit am besten zu wahren, wenn er neutral bliebe. Da gelang es dem in der zweiten Hälfte des März 1813 aus dem russischen Hauptquartier entsandten Fürsten Dolgorucki, in Kopenhagen die Hoffnung zu erwecken, daß die Abtretung Norwegens nicht länger verlangt werde, die als Entschädigung angebotenen Gebiete als Lohn für die active Theilnahme am Kriege gegen Frankreich erworben werden könnten. Der König erklärte sich Anfang April bereit, Hamburg und Lübeck zum Schutze gegen die Franzosen zu besetzen und 20,000 Mann seiner Truppen mit Rußland zusammen wirken zu lassen, sobald er Frieden mit England erlangt habe und ihm die Integrität seiner Monarchie garantirt werde. Aber England, das inzwischen am 3. März ein Offensivbündniß mit Schweden gegen Frankreich geschlossen und demselben die Erwerbung Norwegens zugesichert hatte, lehnte jede Verhandlung mit dem in außerordentlicher Mission nach London entsandten Grafen Joachim Bernstorff ab, als dieser die Vorfrage, ob er ermächtigt sei, in die Abtretung Norwegens zu willigen, verneinen mußte, und verwies ihn an Schweden. Bernadotte drohte mit Abfall von der Coalition. Vorzeitige Andeutungen in der Presse, daß die Hansestädte, Mecklenburg und Pommern als Entschädigung für Dänemark bestimmt sein könnten, erregten das Mißtrauen der deutschen Alliirten. Unter diesen Umständen blieb dem Kaiser Alexander, wenn er den Schein der Wortbrüchigkeit gegen Dänemark vermeiden wollte, nichts übrig, als seinen Gesandten völlig zu desavouiren. Am 3. Mai wurde Dolgorucki mit herben Worten von Kopenhagen abberufen. Dies, die Nachricht von dem Siege Napoleon's bei Groß-Görschen (2. Mai) und der Bericht, den

wenige Tage später Graf Bernstorff bei seiner Rückkehr von London über das völlige Scheitern seiner Friedensmission erstattete, trieben Friedrich VI. von Neuem in die unselige Alliance mit Frankreich.

Noch am 2. Mai hatte der König dem Befehlshaber des an der Grenze Hamburg's aufgestellten Truppencorps, General Wegener, die Ordre ertheilt, die Stadt, welche dem kühnen Kosakenführer Oberst Tettenborn am 18. März jubelnd ihre Thore geöffnet hatte, und deren Gebiet zu beschützen, sofern es nicht gelinge, die Franzosen durch Vorstellungen von einem Angriff abzuhalten. Am 11. Mai waren auf Tettenborn's Wunsch wirklich zwei dänische Bataillone in Hamburg eingerückt, und eine Abtheilung derselben hatte sich am folgenden Tage an dem Kampfe gegen die Franzosen auf der Insel Wilhelmsburg betheiligt. Nun aber erließ der König am 13. Mai den Befehl an General Wegener, den Franzosen zu erklären: daß er sich der Besetzung Hamburg's nicht länger widersetze, jede Verbindung mit Tettenborn abzubrechen, die Stadt zu räumen und nur das holsteinische Gebiet zu schützen. Am 18. erreichte den General ein neuer königlicher Befehl, sich mit Davoust und Vandamme zu vereinigen und mit ihnen gegen alle und jede Feinde Frankreichs gemeinschaftliche Sache zu machen. Am folgenden Tage zog sich Wegener mit seinen Truppen nach Holstein zurück, und damit war das Schicksal der unglücklichen Stadt besiegelt. Denn der schwedische Kronprinz versagte ihr die erbetene Hülfe und rief sogar den bereits eingerückten General von Döbeln zurück. Er glaubte seinen Zweck, die Erwerbung Norwegens, am sichersten zu erreichen, wenn er den Schein erweckte, daß Dänemark den Fall Hamburg's verschulde, und wenn er dasselbe dadurch dauernd mit den Alliirten entzweie. Ohne Organisationstalent, unfähig mit seinem leichten Reitercorps und den weit hinter dem Bedürfniß zurückbleibenden einheimischen Truppen die weitläufige Stadt zu vertheidigen, und jeder Hülfe von außen entbehrend, sah sich Tettenborn genöthigt, am 29. Mai Hamburg zu räumen. Vier dänischen Bataillonen wurde die traurige Aufgabe, am nächsten Tage den Franzosen als Vortrab bei der Besetzung der Stadt zu dienen, welche sie noch kurz zuvor zu beschützen berufen waren. Schon am Abend kehrten sie still nach Altona zurück. Es waren Schleswig-Holsteiner, die mit ihren Sympathien ungetheilt auf Seiten der Alliirten und mit den jetzigen Verbündeten ihres Landesherrn auf so gespanntem Fuße standen, daß Davoust sich bitter mit den Worten über sie beklagte: sie seien „ni Danois ni Français“. Es waren eben Deutsche! — Was Hamburg jetzt bis zum 31. Mai 1814 unter der Gewaltherrschaft Davoust's zu leiden hatte,

ist zu bekannt und liegt meinem Gegenstande zu fern, als daß es näherer Erwähnung bedürfte. Lübeck, wo nach der ersten Vertreibung der Franzosen am 19. März die alte Verfassung wiederhergestellt war, wurde am 3. Juni von dänischen Truppen besetzt und erst am 5. December 1813 für immer vom Feinde befreit.

Schon am 21. Mai war der präsumtive dänische Thronfolger, Erbprinz Christian Friedrich — der spätere König-Herzog Christian VIII. — zum Statthalter von Norwegen ernannt. Jetzt entsandte Friedrich VI., unerschüttert durch neue Drohungen Englands, den Kanzleipräsidenten von Kaas nach Dresden, um die Einmischung in Hamburg bei Napoleon zu entschuldigen und mit dem Herzog von Bassano über einen neuen Alliancevertrag zu verhandeln, der demnächst am 10. Juli in Kopenhagen unterzeichnet ward. Der zweite Artikel desselben bestimmte: daß Frankreich nach Ablauf des Waffenstillstands von Poischwitz an Schweden, Dänemark an Schweden, Rußland und Preußen den Krieg erklären solle. Sofort wurde ein Auxiliarcorps von 10,000 Mann unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Hessen mit dem Armeecorps des Marschalls Davoust vereinigt. Am 3. September erfolgte die Kriegserklärung an Schweden und vier Tage nach der Völkerschlacht bei Leipzig auch diejenige an Rußland und Preußen, obgleich in den Herzogthümern laut der Anschluß an die Coalition gegen Frankreich verlangt wurde. Man muß zur Ehre der dänischen Regierung annehmen, daß der entscheidende Sieg der Alliirten bei Leipzig damals noch nicht in Kopenhagen bekannt war oder nicht daran geglaubt ward.

Der in Gemeinschaft mit den Franzosen unternommene Feldzug nach Mecklenburg trug keine Lorbeeren ein. Der Gang der allgemeinen Kriegsereignisse nöthigte zum Rückzug nach Lauenburg. Als der Kronprinz Karl Johann mit seinen Schweden und der russischen Reservearmee unter Bennigsen gegen Hamburg vorrückte und Davoust sich am 2. December hinter die Bille zurückzog, wurde das in Folge von schlechter Verpflegung und Krankheiten schon auf die Hälfte reducirte dänische Hülfscorps durch ein Kosakenstreifcorps von diesem abgedrängt. Es zog sich nach einem rühmlichen Gefecht bei Bornhöved, an der Grenze von Ascheberg, am 8. December durch Kiel zurück und erreichte nach glücklichem Kampfe bei Sehestedt (10. December) die Festung Rendsburg. Widerstandslos überschwemmten die Kosaken und Alliirten die Herzogthümer bis an die jütische Grenze, nahmen die Landescassen in Beschlag, erhoben Contributionen, machten Requisitionen und beraubten vielfach die Landleute ihrer Pferde und Werthgegenstände. Das hatte man in Kopenhagen nicht vorausgesehen, als man

die große Armee unthätig auf den dänischen Inseln stehen ließ. Ehe der Kronprinz von Schweden am 16. December sein Hauptquartier in Kiel aufschlug, hatte er am Tage vorher einen 14tägigen Waffenstillstand bewilligt, der demnächst bis zum 6. Januar 1814 verlängert ward. Seine bisherigen Erfolge und der unverkennbare Unwille der Schleswig-Holsteiner über die dänische Politik ließen ihn auf deren Unterstützung hoffen, wenn er jetzt seine Ziele höher steckte, statt der bloßen Erwerbung Norwegens die völlige Zerstörung der dänischen Monarchie und die Begründung eines Königreichs Cimbrien ins Auge faßte, zu dessen Herrscher er selbst durch die nach Kiel zu berufenden Stände der Herzogthümer und Abgeordneten Jütlands erwählt zu werden erwartete. Alle seine hierauf gerichteten Bemühungen und Intriguen scheiterten jedoch an der Loyalität und dem conservativen Rechtssinn der Bevölkerung. Als die vom Landesherrn eingesetzte provisorische Verwaltungscommission die auf die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne berechneten Patente, welche er derselben nach Ablauf des Waffenstillstandes am 8. Januar zugestellt hatte, nicht veröffentlichte, veranlaßte er selbst deren Anheftung an den Straßenecken von Kiel. Da überbrachte am 9. Morgens ein Courier die Zustimmung des Königs Friedrich VI. zur Abtretung von Norwegen, und damit fielen die hochfahrenden Projecte des Prinzen zu Boden.

Fünf Tage später, am 14. Januar 1814, wurde, allen Vorstellungen des französischen Generals Lallemand zum Trotz, in Kiel der Friede mit Schweden unterzeichnet. Dänemark mußte das Königreich Norwegen, das seit 1387 mit seiner Krone vereinigt gewesen war, abtreten und erhielt dafür Schwedisch-Pommern wieder, welches schon im nächsten Jahre durch Vertrag mit Preußen vom 4. Juni 1815 gegen das Herzogthum Lauenburg und eine Geldentschädigung wieder ausgetauscht wurde. „Der erste in dem allgemeinen Kampfe gegen Frankreich geschlossene Friede genehmigte eine Ungerechtigkeit," lautet Manso's Urtheil über den Kieler Frieden. Durch den gleichfalls am 14. Januar abgeschlossenen Friedensvertrag mit England mußte Friedrich VI. diesem die zum Herzogthum Schleswig gehörige und in der englischen Garantie von 1720 einbegriffene Insel Helgoland überlassen und sich verpflichten, gegen eine Subsidie von £ 33,333 monatlich 10,000 Mann zum Kriege gegen Frankreich zu stellen. Seine übrigen von den Engländern occupirten Besitzungen erhielt der König zurück, aber nicht die 1807 weggeführte Flotte. Mit dem 14. Januar erreichten auch die Feindseligkeiten zwischen Dänemark, Rußland und Preußen ihr Ende. Der definitive Friede mit Rußland, durch den sich beide Staaten gegen-

seitig ihre Gebiete garantirten, kam am 8. Februar in Hannover zu Stande. Derjenige mit Preußen, welcher die früheren friedlichen Beziehungen wiederherstellte, verzögerte sich bis zum 25. August. Er war, merkwürdig genug, von dem preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg mit dem eigenen Sohn, dem Grafen Hardenberg-Reventlau, als dänischem Bevollmächtigten verhandelt. Ausgleichungen mit Spanien und Mecklenburg beendigten den Kriegszustand, in welchem sich die dänische Monarchie seit 1807 befunden hatte. Aber die Herzogthümer, welche allein den Schauplatz eines allen ihren Sympathien widerstrebenden Krieges abgegeben hatten, wurden noch nicht von den Lasten desselben befreit. Eine russische Armee von Polen, in der Durchschnittszahl von 36,450 Mann, blieb noch bis zum Januar 1815 in Holstein stehen und mußte verpflegt werden. Der Betrag der damals von den Herzogthümern erlittenen Kriegsschäden wurde officiell auf mehr als 8,000,000 Reichsbankthaler berechnet. Der Wohlstand des Landes war tief erschüttert. Der größere Theil der Grundeigenthümer Schleswig-Holsteins war zu Grunde gerichtet oder doch völlig entkräftet. Selbst die minder verschuldeten Landeigenthümer vermochten bei dem erschwerten Absatz ihrer durch den Krieg gewaltig im Preise herabgedrückten Producte und bei den vermehrten Kosten der Cultur ihre Steuern und Zinsen häufig nicht mehr aus dem Ertrage ihrer Besitzungen abzuhalten, sondern mußten das Deficit durch Anleihen zu decken suchen.*) Aller trüben Erfahrungen ungeachtet bewahrten jedoch die Schleswig-Holsteiner ihrem Landesherrn die alte Treue. Nur vereinzelt machte sich der Unwille über die unselige dänische Politik und die immer erneuerten Danisirungsversuche in dem Rufe laut: „Los von Dänemark!" Der unbekannt gebliebene, offenbar sehr sachkundige und im Herzen streng conservative Verfasser einer „Deutschland 1814" erschienenen, viel gelesenen Schrift: „Das Herzogthum Holstein unter dänischer Herrschaft. Ein Beytrag zur Zeitgeschichte," scheute sich nicht, (Seite 53 ꝛc.) den revolutionären Wunsch auszusprechen, sein Heimathland mit Oldenburg oder mit Preußen vereinigt zu sehen, dessen Weisheit und Kraft Deutschland am meisten seine Befreiung verdanke.

Die geschilderten Verhältnisse sind der düstere Hintergrund des Bildes, welches ich nunmehr von dem Leben und Thun meiner Eltern auf Ascheberg

*) Vergleiche über die Lage der Besitzer der adeligen Güter in den Herzogthümern die oben angeführte Sammlung der wichtigsten Actenstücke, insbesondere N. XVI. S. 53 ff., N. XXVI. S. 71 ff. und N. XL. S. 120 ff.

zu entwerfen versuchen will. Sie dienen zugleich zum besseren Verständniß der späteren Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage, die in meinem Mannesalter eine so bedeutende Rolle spielte, während ich mit den Kinderaugen nur die heitere Seite meiner Umgebung zu erfassen vermochte, hinter welcher sich oft ein schwerer Ernst barg.

* * *

Die Gegend von Ascheberg erhält ihren Hauptreiz durch den fast eine Quadratmeile großen Plöner See, der auf einer Strecke von einer halben Meile das Gut bespült und in einer Breite von ungefähr 1/4 Meile zu diesem gehört. Eine schön abgerundete, bewaldete Höhe, der Ascheberg, von welchem das Gut den Namen trägt, beherrscht den vollen Blick über den See mit seinen Einbuchten und Landzungen, seinen Inseln und seinen abwechselnd mit Dörfern, Meierhöfen, Wiesen, Feldern und Wäldern geschmückten welligen Ufern. Gerade gegenüber liegt auf höherem Vorsprung das stattliche Plöner Schloß. Der Hamburger Domherr Dr. Meyer hat in seiner Schilderung eines Besuchs bei Schleidens*) den ziemlich unvermittelt aus seiner verhältnißmäßig flachen Umgebung hervorragenden Berg mit dem vulkanischen Monte Nuovo am Lukriner See, an der Bai von Bajae bei Neapel, verglichen, der im Volksmunde der Aschenberg genannt wird, und auch ihm einen vulkanischen Ursprung vindicirt. Die immerhin merkwürdige Erscheinung, daß im Jahre 1803 plötzlich eine größere Insel aus dem See auftauchte und nach längerer Zeit ebenso plötzlich wieder versank, ist das einzige mir bekannte Argument, das sich vielleicht mit einigem Grund dafür anführen ließe. Meine etwas poetisch angehauchte Großmutter von Nuys ließ es sich nicht ausreden, daß der an der ehemaligen Grenze der germanischen und der slavischen Völkerschaften belegene Berg einst der Sitz der Gottheiten des nordischen Heidenthums, der Asen, gewesen sei und eigentlich Asaberg heiße. Der Name „Askeberg“ kommt übrigens schon 1190 vor. Der ganze Berg ist in den weit ausgedehnten Park hineingezogen, dessen Beschreibung Professor Hirschfeld schon 1779 einen längeren Artikel in seiner „Theorie der Gartenkunst“**)

---

*) Darstellungen aus Norddeutschland von Dr. Meyer, Domherrn. (Hamburg, Hoffmann & Campe. 1816.) S. 146—165.

**) C. C. L. Hirschfeld, Theorie der Gartenkunst. Leipzig 1779. 4. Bd. I. S. 75—81. Auch der Dichter Friedrich von Matthisson (vgl. dessen Schriften, Ausgabe letzter Hand. Zürich 1825. Bd. III. S. 256), der Bremer Senator

widmete. Die Natur hat dem Landschaftsgärtner seine Aufgabe sehr erleichtert. Zwei lange, prachtvolle Alleen von vier Reihen ungewöhnlich hoher und starker Linden, deren Zweige bis zur Erde hinabreichen, und von denen die eine von der Landstraße nach dem auf einer künstlichen Insel belegenen Herrenhause, die andere von dessen Gartensaal nach dem See führt, sind neben einer geschickten Mischung der verschiedensten Baumarten das Bemerkenswertheste, was Menschenhand bei dieser Anlage gethan hat. Zahlreiche mit gutem Geschmack angelegte Wege führen längs des Wassers und an dem Hügel zu dessen Gipfel hinauf. Ab und zu gestatten durch den Wald gehauene Oeffnungen reizende Ausblicke auf den See und das Plöner Schloß, auf das Dorf Dersau mit seiner Windmühle und auf andere malerische Punkte der Umgegend. Hier und da sind einfache Moos- und Borkhütten, ein kleines Belvedere, Ruhesitze an einer Quelle und an anderen lauschigen Plätzen angebracht. Hirschfeld vermißt auf der höchsten Spitze einen dem Sonnengott geweihten Tempel mit Kuppel. Ein solcher würde jedoch „den Schweizer-Prospeckt, wenn Gewölke die Zinnen der Alpen verschleyern", welchen der Dichter Matthisson 1794 diesem Punkte nachrühmte, und den ganzen Charakter der kühlen Schatten bietenden Waldeinsamkeit dieses Theils des Parks nur beeinträchtigen können. Die große, lediglich durch einzelne Fischerböte und Vögel belebte Wasserfläche giebt an bewölkten Tagen unleugbar der ganzen Landschaft etwas Melancholisches. Jeder Sonnenstrahl aber, der die bebauten, fruchtbaren Ufer des Sees mit Licht übergießt, während er über den Wasserspiegel am Waldrande dunkle Schatten wirft, verwandelt dieselbe in ein heiteres, lachendes Bild.

Ihren ersten Umgangskreis fanden Schleidens an den Verwandten und näheren Bekannten in Kiel, das in wenigen Stunden zu erreichen war, an den Besitzern der benachbarten Güter und in dem eine kleine Meile von Ascheberg entfernten freundlichen Städtchen Plön, das von jeher der Sitz einer Anzahl höherer Landesbeamten und der bevorzugte Aufenthaltsort vieler Pensionäre und nicht mit Grundbesitz angesessener Familien des schleswig-holsteinischen Adels war. An der Spitze der dort stationirten Dragoner stand der dritte Sohn des Grafen Andreas Petrus von Bernstorff,

---

Dr. Deneken („Reise von Bremen nach Hollstein." Bremen 1797. S. 45), der Engländer George Downes („Letters from Mecklenborg and Holstein, written in the summer of 1820." London 1822. S. 249), F. A. Löwe („Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken des Joh. Wilhelm Rautenberg, Pastoren zu St. Georg in Hamburg." Hamburg 1866. S. 54—72) und Andere haben die Schönheit von Ascheberg geschildert.

der Oberst und Kammerherr Graf Magnus Karl, mit dessen liebenswürdiger Gemahlin Josephine, geborenen Gräfin von Baudissin-Knoop, meine Mutter schon bei ihrem ersten Besuch in Holstein 1804 bekannt geworden war, als man Beide ihrer Aehnlichkeit wegen wiederholt mit einander verwechselt hatte. Auf dem Plöner Schlosse residirte damals der 1754 geborene Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg, welcher 1785 als „geisteskrank" von der Thronfolge ausgeschlossen war, bei dem eine Störung des geistigen Gleichgewichts jedoch meistens nur dann bemerklich ward, wenn er sich gelegentlich in bitteren Ausfällen gegen den König von Dänemark, den regierenden Herzog Friedrich August von Oldenburg und gegen seine Hofleute erging. Gegen Alle, die er für seine Freunde hielt — und zu diesen zählte er bald auch Schleidens —, zeigte er sich liebenswürdig und gutmüthig. Längere Zeit hielt sich auch der Herzog Wilhelm von Holstein-Beck — der Vater des jetzigen Königs Christian IX. von Dänemark und Großvater des regierenden Herzogs Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg — in Plön auf und gehörte zu den fleißigen Besuchern auf Ascheberg. Es würde kein Interesse bieten, wenn ich schon hier weitere Namen nennen wollte, welche der Mehrzahl nach heute selbst in ihrer engeren Heimath nur noch Wenigen bekannt sein werden. Für die ersten Jahre des Aufenthalts auf Ascheberg liegen ohnehin nur dürftige Nachrichten vor.

Mein Vater war vollauf durch die Verwaltung seines neuen großen Besitzes in Anspruch genommen. Wenn er auch Sinn und Verständniß für die moderne Landwirthschaft dazu mitbrachte, so bedurfte er doch der ganzen ihm eigenen Energie, um allmälig aus einem theoretisch gebildeten ein praktisch tüchtiger Landwirth zu werden. Dazu kamen dann manche obrigkeitliche Obliegenheiten. Denn jedes adelige Gut bildete damals, wie für Justiz und Polizei, so auch für die innere Administration einen abgeschlossenen District, in welchem der Gutsherr nicht blos die Stelle der Ober- und Unterbeamten in den landesherrlichen Districten zu vertreten hatte, sondern auch gewissermaßen in seiner Person die Commune darstellte. Die Ausübung dieser Functionen wurde aber durch die ernsten politischen Verhältnisse noch vielfach erschwert. — Auch für meine Mutter brachte ihre Stellung als Gutsherrin manche neue Pflichten mit sich. Sie erkannte es als ihren Beruf, nicht nur das große Hauswesen selbst zu leiten und den Gärten und Parkanlagen ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen, sondern auch die Fürsorge ihres Mannes für die Schulen und die Armen des Gutes zu theilen. Es ist begreiflich genug, daß sie sich

trotz, oder vielleicht auch wegen dieser anspannenden Thätigkeit, Anfangs nicht ganz des Heimwehs nach dem geliebten Bremen erwehren konnte. Als bestes Heilmittel dagegen erschien eine Reise dorthin, die im Frühjahr 1812, während Schleiden auf mehrere Monate in Geschäften nach Kopenhagen mußte, unternommen ward und ihren Zweck völlig erfüllte. In einem erhaltenen Briefe, den sie nach ihrer Heimkehr an ihren noch in Kopenhagen weilenden Mann richtete, rühmt sie dankbar, daß die Reise ihr viele wohlthuende geistige Anregung gebracht und das Gefühl gegeben habe, doch nicht auf immer von den alten Freunden getrennt zu sein. Dann fährt sie fort:

„Du lebst ja in recht vornehmer Gesellschaft, bist wiederholt vom Könige empfangen, und das nicht allein. Prinz Christian (— der spätere König Christian VIII. —) soll ja auch sehr liebenswürdig sein, und er ist wenigstens Dein Namensverwandter. Ich lebe recht still und häuslich mit Julie Hegewisch und muß mir selbst das Zeugniß geben, daß ich sehr fleißig bin. Aus der Wolle unserer Schafe mache ich eine Decke, deren Ueberzug ich nach selbst erfundenem Muster zierlich zusammenstické, aus den Daunen unserer Gänse ein Federbett für den erwarteten ganz Kleinen, so daß es nichts kostet. Diese Nacht hat mich auch eine unserer Hennen mit elf Küken beschenkt; eine Ente habe ich auch sitzen, und daß eines unserer Schafe ein niedliches Junges hat, schrieb ich wohl schon.“ — Zugleich wird über den Besuch der Schulen und Armenhäuser so wie über die Gartenanlagen berichtet, der Gärtner Kaufner sehr gerühmt und über die „Theuerkeit“ aller Dinge geklagt, die man von auswärts beziehen müsse.

„Der erwartete ganz Kleine,“ der den Namen Woldemar erhielt, wurde am 22. Juli 1812 in Kiel geboren, wohin die Wöchnerin sich begeben hatte, um dem ebenso berühmten wie befreundeten Arzte Professor Franz Hegewisch nahe zu sein. Durch diesen wurde sie damals auch mit der liebenswürdigen und geistreichen Gräfin Charlotte Rantzau*) auf der nahen Seeburg bekannt, die, obwohl zwölf Jahre älter, bald ihre liebste Freundin ward und das bis zum Tode (1846) blieb. Die Gräfin war eine Tochter des Freiherrn Diede zum Fürstenstein auf Ziegenberg in Hessen und schon als Kind dem späteren dänischen und preußischen Minister Grafen Christian von Bernstorff bestimmt, der jedoch, als er sie vierzehnjährig zum Erstenmale sah, den Edelstein in ihr nicht erkannte,

*) Sympathische Mittheilungen über sie finden sich in den schon erwähnten Lebenserinnerungen Rist's I. S. 110 ff. u. 130.

das Verhältniß löste, und dafür später, als er sie in Kopenhagen als Gräfin Rantzau wiedersah, durch die heftigste Leidenschaft, welche sie ihm einflößte und vielleicht im Herzen theilte, aber pflichttreu niederkämpfte, bitter bestraft wurde. Der Freiherr vom Stein war nur durch die politischen Verhältnisse verhindert, mit seiner Schwester, Frau von Werther, in der Absicht nach Ziegenberg zu gehen, um die Freiin Charlotte kennen zu lernen und, wenn sie den Schilderungen seiner Schwester entspreche, um ihre Hand anzuhalten. So vermählte sie sich mit dem Grafen Christian Detlev Karl zu Rantzau, der sie anbetete, und den sie, so verschieden ihre Naturen auch waren, sehr gern hatte. Der Graf war zur Zeit ihrer Vermählung Besitzer von Ascheberg, verkaufte jedoch, von brennendem Ehrgeiz getrieben, 1799 das alte Familiengut, um in Kopenhagen Carrière zu machen, und kaufte sich in Seeland an. Seine umfassenden Kenntnisse und seine Arbeitskraft verschafften ihm dort schon in jungen Jahren eine angesehene Stellung als Mitglied erst des Commerzcollegiums, dann der Deutschen Kanzlei, und die durch deutsche Bildung verbunden mit französischer Feinheit ausgezeichnete Gräfin unterstützte durch ihre Liebenswürdigkeit und seltenen gesellschaftlichen Eigenschaften seine ehrgeizigen Bestrebungen. Dennoch glaubte er seine Verdienste nicht nach Gebühr anerkannt. Kränklichkeit und unangenehme Vermögensverluste steigerten seine Ungeduld. Mißmuthig wandte er Kopenhagen den Rücken und nahm die Stelle eines Oberpräsidenten und Universitätscurators in Kiel an, wo er schon am 23. Februar 1812 starb. — Ich erwähne diese Einzelheiten nach mündlichen Erzählungen meiner Eltern, weil der unerfüllt gebliebene Wunsch des Grafen, Ascheberg zurückzukaufen, von Einzelnen zur Erklärung einer wunderlichen Spukgeschichte angeführt ist, die sich gerade während seiner letzten Krankheit dort zutrug.*)

Meine Mutter hat oft erzählt, wie sie eines Abends, als mein Vater nach dem Gasthof gegangen war, wo er den Bauern des Gutes und der gesammten Dienerschaft ein Vogelschießen und einen Tanz veranstaltet hatte, mit Julie Hegewisch in dem damals als Wohnstube benutzten früheren Arbeitszimmer des Grafen, gerade an der Stelle gesessen habe, wo dieser einst zu sitzen pflegte. Da sei plötzlich zwischen ihnen ein so schmerzliches Seufzen und Stöhnen ertönt, daß sie aufs Aeußerste erschreckt aufgesprungen seien, jede ein Licht

---

*) Diese Deutung findet sich auch in den schon erwähnten Denkwürdigkeiten des Pastors J. W. Rautenberg, der in den Jahren 1814 und 1815 Hauslehrer auf Ascheberg war. Doch wird dort der vormalige Besitzer des Guts, dessen Geist die Störung hervorgebracht haben soll, irrthümlicher Weise von Ahlefeld, statt Graf Rantzau, genannt.

ergriffen habe und sie auf den Hausflur geeilt seien. Mein Vater, der gleich darauf zurückgekommen, habe sofort mit dem Diener Alles untersucht, aber nichts entdecken können. Beim Zubettegehen habe ihr dann ihre Jungfer erzählt, daß sie schon zwei Tage vorher, als sie einer großen Wäsche wegen, sich in der Uhr irrend, zu früh aufgestanden sei und sich noch etwas auf dem Sopha in jenem Zimmer hingelegt habe, durch denselben schrecklichen Ton ganz erschüttert sei, aber nicht gewagt habe, davon zu sprechen, weil sie gefürchtet habe, ausgelacht zu werden. Seit jener Zeit wiederholten sich nun die beängstigenden lauten Töne allabendlich. Nur einmal, als der zum Besuch anwesende Maler Tischbein spottend den Geist citirte, der sich so lästig vernehmbar mache, sollen sie ausgeblieben sein. Der Ofen und der Schornstein wurden abgebrochen, der Fußboden aufgenommen, die Ursache jedoch nicht ermittelt. Vorurtheilsfrei fanden sich Schleidens bald in die unangenehme Störung, obgleich das Gestöhn manchmal so laut ward, daß es nicht möglich war, mit dem Vorlesen eines Buches fortzufahren, und die Diener sich stritten, wer das Theegeschirr in das unheimliche Zimmer hineinbringen solle. Sonderbar genug verstummte es in derselben Woche — der Tag ist wegen einer kurzen Abwesenheit der Bewohner nicht genau zu bestimmen gewesen —, in welcher Graf Rantzau starb, und es ist später niemals wieder vernommen.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1813 brachten in rascher Folge freudige und schmerzliche Eindrücke. Als die Franzosen von Lübeck abzogen, eilten die Eltern dorthin, um den Einzug der Russen zu sehen und unter glücklichen Menschen den großen Augenblick zu genießen, wo ein neues Licht der Freiheit für Deutschland wieder aufzugehen schien. Auch Hamburg, wo der älteste Bruder meines Vaters als Dr. jur. und vielbeschäftigter Advocat, der zweite, unser vielgeliebter Onkel André, als angesehener Arzt und später Physikus lebte, besuchten sie, nachdem Tettenborn es befreit hatte, um noch einmal den Enthusiasmus zu theilen, der Alle hinriß. Die schönen Erinnerungen und frohen Hoffnungen, welche sie nach Ascheberg zurückbrachten, erreichten ein jähes Ende, als am 22. Mai die Hamburger Verwandten zu ihnen flüchteten und erzählten, wie schrecklich sich die Lage verändert habe. Nur der gewissenhafte Arzt war durch seine Berufspflichten in der unglücklichen Stadt zurückgehalten. Zahlreiche andere Hamburger Flüchtlinge quartirten sich in der Nähe und in Plön ein und machten durch häufige Besuche das Leben noch unruhiger, als es durch den immer lebhafter entwickelten Verkehr ohnehin schon war. Von der warmen patriotischen Theilnahme, mit welcher man den Ereignissen folgte,

giebt ein noch vorhandenes Taschentuch Zeugniß, an welchem meine Mutter zufällig gerade am Tage der Völkerschlacht von Leipzig arbeitete, und in welches sie in der bestimmten Ahnung, daß an diesem Tage etwas Ungeheueres geschehe, das Datum des 18. October stickte.

Wenige Wochen später zog sich in Folge des unseligen Bündnisses Dänemarks mit den Franzosen der Krieg nach Holstein. Vater schickte deshalb Mitte November meine Mutter mit den drei Kindern nach Kiel. Auch die Hamburger Verwandten siedelten dorthin über und fanden im Hause seiner Mutter freundliche Aufnahme während des ungewöhnlich kalten Winters. Nur seine Schwiegermutter und deren jüngste Tochter blieben bei ihm in Ascheberg zurück. Für die damals in Kiel herrschenden Zustände ist die Anecdote charakteristisch, daß Großmutter Schleiden, weil man nie wissen konnte, wer heute oder morgen Herr in der Stadt sein würde, immer eine Anzahl der verschiedensten Cocarden auf ihrem Nähtisch liegen hatte, um jedesmal die passende an ihre Haube stecken zu können. Nach dem fluchtartigen Rückzug der Dänen rückten am 9. December die Schweden in Kiel ein, und acht Tage später schlug der schwedische Kronprinz dort sein Hauptquartier auf. Mein Vater konnte sich jedoch, als er bald nachher die Mutter einmal besuchte, nicht entschließen, dem Prinzen seine Aufwartung zu machen, obwohl beide 1809 bei ihm, der damals nur Fürst von Pontecorvo war, in Hamburg an einem glänzenden bal paré et masqué Theil genommen und auch seine Gemahlin kennen gelernt hatten, die mit angeborener Grazie zu repräsentiren verstand. So glücklich sie darüber waren, daß Karl Johann sich endlich der Sache der Befreiung Deutschlands vom französischen Joch entschieden angeschlossen hatte, konnten sie doch nicht vergessen, daß seine Intriguen vor Allem die traurige Lage Holsteins verschuldeten.

Ueber das an Gemüthsbewegung und interessanten Begegnungen reiche Leben meiner damals sehr leidenden Mutter in Kiel geben die nachstehenden Auszüge aus ihren Aufzeichnungen und Briefen Auskunft:

Tagebuch. Kiel, 31. December 1813.

„Heute verließ mich auch Schleiden. Keiner darf sich jetzt den Stellen entziehen, die ihm zugetheilt werden.*) Er erhielt einen solchen Ehrenposten bei der Armee und wird demnächst wahrscheinlich zu Tettenborn gehen. Ach! wer weiß, wann ich ihn wieder sehen werde! Beneidens=

*) Näheres über Schleidens damalige Stellung bei der Armee ist nicht mehr zu ermitteln.

werth glücklich sind doch die Männer, die hinkönnen, wohin ihr vaterländisches Gefühl sie ruft! Wie viel schlimmer sind wir Frauen daran, die nichts für die gute Sache zu thun, nur für sie und ihre Vertheidiger zu beten vermögen!“

Brief an Schleiden. Kiel, 24. Januar 1814.

„Das offene Schreiben, welches der König am 18. dieses von Middelfahrt aus an seine Unterthanen und an Europa über die Beweggründe zum schmählichen Kieler Frieden erlassen hat, hat hier als ein Zeugniß der geringen staatsmännischen Befähigung seiner Rathgeber, wie seiner eigenen Unentschlossenheit nur Mitleiden erregt. Ach! wenn Du doch in Bremen für unsere Zukunft etwas beschließen könntest, was Dir die Sorgen, die Ascheberg Dir macht, erleichterte! Das arme Holstein ist jetzt wie eine ausgepreßte Citrone; es kehrt in sein altes Joch zurück, und bald wird auch die Schale zusammenschrumpfen. Auf einen grünen Zweig wird hier Niemand kommen. Furchtbar theuer ist hier jetzt Alles. Eine Tasse Milch kostet einen ganzen Schilling (= 6²/₃ Pf.). Für 4 Thaler (= 14 Mark 40 Pf.) Torf, den ich eben bezahlte, wird wohl nur bis morgen Abend ausreichen. Ich habe aber doch, so viel aller Unterricht jetzt auch kostet, einen guten Lehrer für Emil angenommen; denn das scheint mir eine sehr nothwendige Ausgabe zu sein. Er hat dadurch schon soviel Lust zum Lernen erhalten, daß ich gar nicht daran denken mag, daß die Stunden während des Sommers unterbrochen werden könnten und er in Allem dann zurückginge. Du bist deshalb gewiß damit einverstanden, daß ich Professor Dahlmann gebeten habe, unter den hiesigen Studirenden einen tüchtigen Hauslehrer für uns ausfindig zu machen. — Heute Morgen war die ganze Armee abgezogen. Aber es hat so fürchterlich geschneit, daß um Mittag Alles zurückkam. Ich kann wohl sagen, daß es mir eine recht angenehme Erscheinung war, als auf einmal Schlegel hereintrat. Er hat uns jeden Abend besucht, vorgelesen, declamirt, unterhalten, was wir wollten; er war offen und mittheilend im höchsten Grade, und wir werden diese geistreichen Unterhaltungen, woran die Rantzau, Graf Wolf Baudissin, Hegewisch, Dahlmann, Valemann und Professor Wiedemann am häufigsten Theil nahmen, noch oft vermissen. Da kommt er wieder.“

Aug. Wilh. von Schlegel begleitete damals den schwedischen Kronprinzen als Secretär und brachte mit diesem längere Zeit in Kiel zu. Auch in dem Tage- und Erinnerungsbuch wird seiner oft erwähnt. Er las aus seinen Uebersetzungen Shakespeare's, aus seinen Gedichten und den

„herrlichen" Nibelungen vor. „Er spricht unendlich geistvoll und declamirt, man kann nicht schöner," heißt es in dem Tagebuch. „Aber so empfänglich sein Herz auch ist, so halte ich ihn doch für einen gefühllosen Menschen, der im Grunde nur sich selbst liebt." Als er am 26. Januar Kiel verließ, sandte er noch als letzten Gruß einen Zettel mit den Worten: „Den drey Schönen, Liebenswürdigen, Freundlichen Lebewohl!" — Dazu bemerkt das

Erinnerungsbuch:

„Diese Worte galten meiner Mutter, die er lange geliebt und um deren Hand er sich einmal beworben hatte, Julie Hegewisch, in die er sich ebenfalls verliebt, von der er sich aber auch einen Korb geholt hatte, weil sie schon Dahlmann, den sie später heirathete, im Herzen trug, und mir, die er seine vertraute Freundin zu nennen pflegte." *)

Der in den Briefe vom 24. Januar gleichfalls genannte Graf Wolf Baudissin — der bekannte Mitübersetzer Shakespeare's und Uebersetzer Molière's ꝛc. — war damals erst vor Kurzem aus der Festungshaft in Friedrichsort entlassen, wohin König Friedrich VI. ihn geschickt hatte, weil er sich als guter deutscher Patriot geweigert, den Minister von Kaas als Legationssecretär in das Hauptquartier Napoleon's zu begleiten, um das französische Bündniß abzuschließen. **) Bei einem seiner Besuche bei meiner Mutter zeichnete er ihr mit ihrer Schreibfeder in wenigen Minuten sein eigenes wohlgetroffenes Bild, wie er, von einem Soldaten gefolgt, auf den Festungswällen spazieren geht. In ihrem Tagebuch nennt sie ihn „einen sehr unterrichteten jungen Mann, der auch vortrefflich zeichnet, malt, Clavier spielt und hübsche Verse macht". Ich möchte diese Charakteristik nach späterer eigener Bekanntschaft noch dahin vervollständigen, daß er ein ideal angelegter, edler Mensch und ein feiner Beobachter von großer persönlicher Liebenswürdigkeit und vielem Geist war.

Tagebuch. Kiel, 3. Februar.

„Heute ist Schleiden zurückgekommen. Welche Freude! Seine fast täglichen Briefe, der vertraute Umgang mit Charlotte Rantzau und die

---

*) Von dem empfänglichen Gemüthe Schlegels giebt auch „Frau von Bunsen, ein Lebensbild von Augustus J. C. Hare, deutsche Ausgabe von Hans Tharau" (Gotha 1881.) I. S. 52. eine weitere Probe.

**) Gustav Freytag hat in seiner biographischen Skizze des Grafen in „Im neuen Reich" und eingehender noch in seinem 1880 als Manuscript gedruckten „Wolf Graf Baudissin. Ein Gedenkbuch für Freunde", hübsch geschildert, wie der junge Mann, um sich reiseunfähig zu machen, sogar Hegewisch vergeblich angefleht hatte, ihm den Arm zu zerschmettern.

Verlobung von Hegewisch mit meiner lieben Oldenburger Jugendfreundin Caroline von Linstow sind hier beinahe die einzigen Genüsse für mein Herz gewesen. Dem Geiste fehlte es allerdings nicht an Nahrung, seit ich mich von meiner langen Krankheit erholte. Manche interessante Bekanntschaft der letzten Zeit ist freilich schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen war. Der Krieg führte sie mir zu und entführte sie mir wieder. Auch in Bremen ist Schleiden gewesen. Er hat mir viel von den dortigen Freunden und Zuständen erzählt. Er brachte mir auch eine Zeichnung des Bremer Roland mit einigen scherzhaften Versen von Herrn Reidemeister mit. Ich bin schon viel mit dem Roland geneckt worden. Die Franzosen wollten ihn als das Symbol der Bremer Freiheit abbrechen lassen, und mein lieber, guter Vater, der mir gern jeden Wunsch erfüllt, und den ich geplagt hatte, ihn mir nach Ascheberg kommen zu lassen — auch im Flecken Bramstedt steht ja eine Rolandssäule —, wollte wirklich die Kosten an den Transport dieser kolossalen Steinmasse wenden, wenn er sie erhalten könnte. Aber in Paris hat man doch, ich weiß nicht weshalb, Bedenken getragen, die Statue zu entfernen. Nun sagt mir Schleiden, daß nach dem Einzug Tettenborn's die französische dreifarbige Cocarde, die man neben dem Adler daran angebracht hatte, herabgerissen, der Roland mit Eichenkränzen geschmückt sei, und an seiner Seite die Bremer Flagge flattere. Der Jubel in Bremen über die Befreiung soll unbeschreiblich sein. Ganz betrübt ist Schleiden aber darüber, daß Tettenborn, der ihm durch seine Kühnheit, Frische und vielseitige Begabung so sympathisch ist, sich in Bremen, ebenso wie schon früher in Hamburg, den, wie es scheint, begründeten Vorwurf zugezogen hat, daß er neben dem Ruhme auch seinen persönlichen Vortheil in ungebührlicher Weise verfolge." *)

Mitte April 1814 kehrte meine Mutter nach Ascheberg zurück. Kiel, wo sie Anfangs gar nicht hatte sein mögen, war ihr sehr lieb geworden. Gleichzeitig trat ein junger, von Dahlmann empfohlener Theologe Joh. Wilh. Rautenberg, der später als Pastor zu St. Georg in Hamburg und Haupt der streng orthodoxen, von Mysticismus nicht ganz freien Richtung eine Rolle spielte, als Lehrer in das Ascheberger Haus ein. Dort waren auch in diesem Sommer die gastlichen Pforten weit geöffnet. Von den

*) Die Richtigkeit von Schleiden's Mittheilungen wird durch des Bremer Senators J. H. W. Smidt „Erinnerungen aus der Zeit der Freiheitskriege" S. 431 und 402 bestätigt. Vgl. auch Joh. Krüger, „Bilder aus der Geschichte Bremens" (Bremen 1855) S. 259 und 63 Anm.

länger weilenden Gästen will ich nur den Maler Wilhelm Tischbein nennen, der auch bei jedem Ausflug nach dem romantischen Uglei- und dem lachenden Kellersee, dessen Ufer der Schauplatz von Voß' „Luise" sind, im nahen Eutin besucht zu werden pflegte, und mit dem viel gezeichnet wurde. Dann kam Dahlmann zu längerem Besuch, las Spittler's „Dänische Geschichte", Frau von Staël's „de l'Allemagne" und manches Andere vor und nahm gern an den gemeinschaftlichen Spazierritten und an dem geselligen Verkehr Theil. Damals werden auch wohl die lustigen Pläne zum Besuch des fernen Wunderlandes (Islands) besprochen sein, die, wie Heinrich von Treitschke in seinem Aufsatz „F. C. Dahlmann" erzählt*), dieser mit einer „liebenswürdigen Freundin" (Frau Schleiden) schmiedete. Eingehendere Worte noch widmet Dahlmann's trefflicher Biograph, Professor Anton Springer**), dessen Verkehr im Rantzau'schen und Schleiden'schen Hause. Er sagt: „Von dem reichen Culturschatz, dessen Besitzes sich Holstein am Ende des vorigen Jahrhunderts rühmen durfte, hatten die Frauen das größte Erbstück bewahrt. Hier war keine ständische Sonderung eingeführt, hier herrschte Lebenslust und ein feingebildeter Sinn, hier fand jeder geistig bedeutende Mann einen freundlichen Willkomm. Zur holden, alle Welt bezaubernden Gräfin Rantzau auf der Seeburg trat auch Dahlmann in sociale Beziehung; die Gastfreundschaft der vielgefeierten Frau Schleiden auf Ascheberg genoß auch er, der damals ritterliche Künste übte, ein Pferd hielt und gerne ritt, in vollem Maße; und wenn nach einer belebten Theegesellschaft noch ein fröhlicher Tanz folgte, verschmähte es der sonst etwas steife, wenig bewegliche, fast finster blickende Mann nicht, sich gleichfalls dem Reigen anzuschließen." In diesem Zusammenhange darf ich vielleicht auch die Bemerkungen hier einschalten, wodurch Heinrich von Treitschke den in beiden Häusern herrschenden Geist in seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" (Leipzig 1882. II. S. 110) geehrt hat. Sie lauten: „An dem gastlichen Tische der Gräfin Reventlow — ein Schreib- oder Druckfehler, statt Gräfin Rantzau, — auf der Seeburg und der Frau Schleiden am Ascheberger See fanden sich die besten Männer der Kieler Universität, Dahlmann, Falck, Twesten, C. T. Welker, mit dem Arzte Franz Hegewisch, dem geistsprühenden Heißsporn, und den Führern des schleswig-holsteinischen Adels, den Reventlow, Rumohr, Baudissin, Moltke, in heiterer Geselligkeit zusammen. Sie alle schwärmten für Goethe, sie alle fühlten sich stolz, das

*) H. von Treitschke, „Historische und politische Aufsätze." (Leipzig 1865.) S. 376.
**) Vgl. Anton Springer, „Friedrich Christoph Dahlmann." (Leipzig 1870.) I. S. 85.

deutsche Wesen hier in der äußersten Nordmark gegen den wachsenden Uebermuth der dänischen Krone zu vertheidigen, und wenn sie für constitutionelle Rechte sich begeisterten, so meinten sie damit nur das Ideal freier Menschenbildung, das einst in Weimar verkündet ward, zu verwirklichen. Aus dieser kleinen Welt voll Geist und Anmuth gingen Dahlmann's Aufsätze ‚Ein Wort über Verfassung' (1815) hervor ꝛc."

Ende Juli 1814 ward der lebhafte gesellige Verkehr auf einige Zeit unterbrochen, weil Hegewisch meine Mutter, um ihre immer noch angegriffene Gesundheit zu stärken, zur Cur nach Pyrmont schickte. Diese Reise brachte sie mit so vielen interessanten Persönlichkeiten in Berührung, daß man es mir, glaube ich, Dank wissen wird, wenn ich aus den erhaltenen Briefen an ihren Mann, worin sie ihre Erlebnisse schildert, hier das Wichtigste aufnehme. Vater und Dahlmann begleiteten sie bis Hamburg. In Bremen schloß sich ihr eine Jugendfreundin, Frau Henriette Klugkist, an, und mit dieser wurde die Reise in Begleitung eines bewaffneten Dieners fortgesetzt, welchen die Freunde bei den unruhigen Zeitläuften für nöthig hielten. In der schaurigen Uchter Haide, die sie bei Mondschein durchfuhren, gereichte der Schildknappe, der bei den Lützow'schen Jägern gedient hatte, den beiden Damen sehr zur Beruhigung. Im Bade Eilsen, wo der Bruder einer Bremer Freundin ihr Führer war, wurde ein kurzer Aufenthalt gemacht. Meine Mutter berichtet darüber in ihrem ersten Briefe aus Pyrmont das Folgende:

Pyrmont, 4. August 1814.

— — „Als wir am Morgen in der Allee die Badegäste Revue passiren ließen, die fast alle entsetzlich langweilig, häßlich oder krüppelig aussahen, zeigte unser freundlicher Begleiter uns den berühmten Professor Blumenbach aus Göttingen. Ich schickte ihn zu ihm, um ihm zu sagen, daß eine Holsteinerin ihm etwas von seinem Freunde Tischbein zu erzählen wünsche. Denn die Bekanntschaft interessirte mich. Mit der Lebhaftigkeit eines Achtzehnjährigen kam der liebe alte Mann — (Blumenbach war damals 62 Jahre alt) — hergeflogen und freute sich sehr darüber. Als ich ihn fragte, ob er sich gut unterhalte, und ob außer ihm noch andere interessante Menschen da seien? erwiderte er: ‚Gneisenau ist da, der hundert Andere aufwiegt, den müssen Sie kennen lernen,' und damit sprang er, ohne meine Antwort abzuwarten, in seiner gewaltigen Lebhaftigkeit fort und holte den General Gneisenau herbei. Ich freute mich sehr über diese

Bekanntschaft. Er ist ein großer, wohlgewachsener Mann von ungefähr 50 Jahren — (in Wirklichkeit 53 Jahren, geb. 27. October 1760) —, der aber mehr sehr fein und klug als wie ein Held aussieht. Man könnte ihn weder mit Ajax noch mit Diomed vergleichen, eher mit Ulysses. Er unterhielt sich in angenehmster Weise mit uns. Auf seine Frage, wie es in Norwegen aussehe, erwiderte ich, daß ich hoffe, Prinz Christian werde dort seine Sache durchführen.*) Lächelnd frug er darauf, ob ich denn etwas hoffe, was die Alliirten nicht wünschten? Ich hoffe, sagte ich, was mir recht scheine, und es habe mir mißfallen, daß die Alliirten so über ein braves, freies Volk disponiren wollten. ‚Nun, so muß ich Ihnen denn auch sagen,‘ sprach er mit vielem Feuer und Lebhaftigkeit, ‚daß ich es auch hoffe und von ganzem Herzen wünsche. Einige meiner liebsten Freunde wollten schon hinüber und dem Prinzen beistehen. Hätte ich meinem Gefühle gefolgt, so würde ich ihnen gesagt haben, thut es! Aber ich mußte ja kalt und vernünftig sein und mußte ihnen deshalb abrathen.‘ Dann erzählte er viel von dem Kronprinzen von Schweden (Bernadotte). Einer der glimpflichsten Namen, die er ihm gab, war: ‚der erbärmliche Comödiant‘. Auch sagte er, daß er es kaum verschmerzen würde, wenn das herrliche kräftige Volk der Normänner in solche Hände käme. Alles, was er sagte, sprach er mit Wärme, dem Ausdruck voller Wahrhaftigkeit und der größten Bescheidenheit. Es war mir eine sehr interessante Stunde. Entsetzlich ist, daß Gneisenau glaubt, die Franzosen würden spätestens in zwei Jahren wieder in Deutschland sein. — Der Weg von Eilsen hierher ist sehr hübsch. In Hameln aß ich seit unserer schlesischen Reise zum ersten Male wieder Forellen. Wie wünschte ich sie auf Deinen Tisch versetzen zu können, Du Lieber, Bester! Bei Allem muß ich ja an Dich denken und an die Kinder. — Gestern Abend kamen wir hier an. Herr von O. aus Oldenburg suchte uns noch auf und überredete uns zu einem Gang durch die Allee, die zu Ehren des Geburtstages des Königs von Preußen illuminirt, aber nach meinem Gefühl lange nicht so schön wie die Ascheberger war, als Du sie einmal erleuchten ließest Der Gedanke an jenen Abend nahm der Gegenwart den Reiz, und ich eilte so schnell wie möglich wieder zu Hause.“

*) Schon am 14. August 1814 sah sich Prinz Christian, dem Norwegen die Verfassung von Eidsvold abgerungen, genöthigt, im Waffenstillstand von Moß der Krone zu entsagen, und am 4. November trat die im Kieler Frieden vorgesehene Vereinigung Norwegens mit Schweden in Kraft.

Pyrmont, 6. August.

„Ach! wäre ich doch bei Dir im lieben, ruhigen Ascheberg! Denn ‚weggeschleudert, wie das Blatt vom Baume, verlier' ich mich im grenzenlosen Raume‘. Als wir heute Nachmittag eine Spazierfahrt nach dem Försterhause machten, trafen wir dort fast alle bedeutenden und vornehmen Personen der hiesigen Badegesellschaft versammelt. Durch Herrn von E. aus Holstein wurde ich rasch mit den meisten bekannt, obgleich ich lieber gleich wieder umgekehrt wäre. Was das für ein Abend war! Dem Himmel sei Dank, daß er vorbei ist. Da waren die russischen Generale Tolstoi, Murawjew, Graf und Gräfin Kreuz, Graf und Gräfin Bennigsen, Fürst Putbus und Gemahlin, ein russischer Prinz Meschtschersky rc. rc. Das Ganze war entsetzlich steif. Nur Französisch wurde gesprochen und kaum ein gescheutes Wort. Kannst Du es für möglich halten, daß die ganze Conversation dieser für ausgezeichnet geltenden Menschen sich fast nur um Blonden und Pferde drehte? Die Gräfin Bennigsen erschien mir bei weitem am liebenswürdigsten, und mit ihr habe ich mich denn auch am meisten unterhalten."

11. August.

„Gestern bin ich auch der Fürstin von Waldeck vorgestellt, die mich gleich zu heute Abend einlud. Sie ist eine sehr einfache, anspruchslose Frau, und ihre Tochter ist ein niedliches, lebhaftes und fröhliches Wesen. — — Die Gesellschaft gewährte einen sehr hübschen Anblick. Sie selbst war in tiefer Trauer, alle Uebrigen in den glänzendsten, farbigen Toiletten, welche durch die vielen Lichter noch gehoben wurden. Mir kam mein rothes Pariser Kleid sehr zu Statten. Obgleich mehr geflüstert als laut conversirt wurde, war es doch nicht steif; die sehr artige Fürstin erzählte mir, sie habe zwanzig Kinder gehabt, und wohl ein Dutzend davon von den verschiedensten Größen waren mit im Saale. Sehr viele schöne Gesichter waren dort. Die famose Prinzessin von Hessen-Philippsthal, welche Hofdame in Kassel und Geliebte des Königs Jérôme war, gehört allerdings nicht dazu. Jetzt ist sie von ihrem Vater, der auch dort war, wieder zu Gnaden angenommen. Jeder thut nun, als wenn er vergessen hätte, was zwischen ihrer Mädchenzeit und jetzt vorfiel. Das einzig Schöne an ihr war ein reich mit Silber gesticktes Ponceau-Kleid von echtem Shawlstoff. Auch ein sehr erfreuliches Wiedersehen hatte ich in dieser Soirée. Eine Dame näherte sich mir und bat mich, sie einmal recht anzusehen, ob ich sie noch erkenne. Ohne mich zu besinnen, rief ich: ‚Fräulein von Knigge!‘

Jetzt heißt sie freilich schon lange Frau von Reden; aber es ist doch wirklich merkwürdig, daß ich gleich wußte, wer sie war, da ich erst etwas über sieben Jahre alt war, als ihr Vater, der Verfasser des ‚Umgangs mit Menschen‘ und der ‚Reise nach Braunschweig‘, der damals Oberhauptmann und Scholarch in Bremen und mit meiner Mutter sehr befreundet war, sie von Bremen wegnahm. Damals war ich freilich ihr Liebling und täglich mit ihr und ihrem Vater zusammen. Sie war sehr erfreut, daß ich mich ihrer gleich erinnert hatte, und wich nicht mehr von meiner Seite.“

15. August.

„Frau von Reden kommt täglich zu mir. Sie ist wirklich ganz unvergleichlich liebenswürdig, recht das Ideal einer Frau, an das nur Wenige heranreichen. Ihre Haupteigenschaft ist Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, und was ich Dir jetzt von ihr sage, weiß ich daher nicht von ihr selbst, sondern von Allen, die sie näher kennen. Sie unterrichtet ihre Söhne selbst und bereitet sie selbst für die Universität vor, da sie ganz gründlich Latein, Mathematik, Geschichte rc. rc. versteht. Außerdem kennt sie alle neueren Sprachen und ist die unterhaltendste, angenehmste Gesellschafterin, ohne jemals merken zu lassen, wie viel mehr sie weiß als alle Anderen. Sie versteht dabei den Haushalt aus dem Grunde, steht jeden Morgen um 4 Uhr auf, um ihn mitzubesorgen, und findet dann noch Zeit, alles Neuere zu ihrem Vergnügen zu lesen, wie zu geselligen Freuden. Welchen Werth hat doch eine Erziehung, wie Knigge sie ihr gegeben hat! Darf ich es mit meinen Töchtern auch so machen? Sie müssen bis zum 14. oder 15. Jahre allen Unterricht, den die Knaben haben, bei dem Lehrer mitgenießen. Dann aber wird ihnen der Haushalt als das einzige Wichtige vorgestellt. Sie leben nur für Küche und Keller, und man sagt ihnen, das Andere sei für den Beruf einer Hausfrau unwichtig daneben. So werden sie nicht eitel auf ihr Wissen, und was ihnen einmal fest eingeprägt ist, werden sie doch nicht vergessen. Im späteren Leben sind sie dann so liebenswürdige Geschöpfe, wie meine liebe Frau von Reden.“

Durch Frau von Reden wurde Frau Schleiden auch mit dem Präsidenten von Thun aus Stralsund bekannt und so befreundet, daß er seine Abreise von Pyrmont um ihretwillen hinausschob, bis ein Eilbote ihn zurückrief. Damals schrieb sie über ihn:

22. August.

„Er hat viel mitgemacht in seinem Leben, war zwanzig Jahre

Militär, fünfzehn Jahre dienstthuender Kammerherr bei der Königin von Schweden, der Schwester Friedrich's des Großen, den er auch oft sah, und Gesandter in England und Paris, wovon er interessant erzählte. Auch in der neueren Politik ist er sehr bewandert. Er wohnte mit uns in demselben Hause, und wir sahen uns fast stündlich. Zuletzt maßte er sich aber auch eine rechte Gewalt über uns an, die wir uns jedoch gern gefallen ließen. So wollte er nicht, daß wir, so oft wir auch dazu eingeladen wurden, die Soiréen im Ballsaale besuchten, welche die Prinzessin von Hessen-Philippsthal und Frau von M., eine Polin, eingerichtet hatten, weil Beide einen schlechten Ruf haben. Ebenso hatte er, ohne uns zu fragen, eine Aufforderung Tolstoi's und des Generals Murawjew, mit ihnen und einigen anderen Herren und Damen ein gemeinschaftliches Mittagsessen einzurichten, damit abgelehnt, daß wir nach Tisch ausruhen und überhaupt unserer Gesundheit leben müßten. Und dann setzte er uns auseinander, daß diese Generale gar nicht sehr geistreich, die Damen nicht so sittsam seien, wie es sich für uns passe. Die Herren würden uns nur viel Schönes sagen, und das sei nichts für ehrbare Frauen. Wir fühlten uns auch gar nicht tentirt und versprachen ihm zum Ueberfluß noch, auch nach seiner Abreise nicht hinzugehen. Heute Morgen fehlte mir der liebe, alte Präsident recht in der Allee. Murawjew und Tolstoi wandten sich direct an mich mit der Bitte wegen des Mittagsessens. Ich schlug es höflich, aber sehr bestimmt ab; und wie sie nun anfingen, sich galant darüber zu beschweren, daß ich mich von Allem zurückziehe, sagte ich ihnen, ich sei auch gar nicht in der Stimmung, viele Menschen zu sehen und fröhlich zu sein, während mein liebes, armes Holstein so gedrückt und ausgesogen werde. Und nun schilderte ich ihnen mit grellen Farben, wie die Last der russischen Einquartirung das Land ruinire, fragte, wann das endlich aufhören werde und was der Zweck davon sei. Sie erwiderten, daß die Russen es nun einmal Schweden versprochen hätten, ihm Norwegen zu verschaffen, und sie sich dessen in Holstein versichern müßten. Die Behauptung war aber doch wirklich gar zu dumm, und ich antwortete ihnen, daß der König ja bereits verzichtet habe, also gar nichts mehr dazu thun könne. Unser Gespräch wurde ziemlich lebhaft, und schließlich meinten sie, daß jetzt Alles auf dem Congreß ausgemacht werde. Ich bitte Dich, laß die lieben, süßen Kinder den Russen ja nicht zu nahe kommen; sie sind gar zu schmutzig. Hier sind etwa ein Dutzend russische Generale ihrer Gesundheit wegen, aber sonst kaum Officiere und Soldaten. Verliere Du nur nicht den Muth über die starke russische Einquartierung!"

23. August.

„Die Zahl angenehmer Bekanntschaften vergrößert sich immer mehr, aber es ist traurig, daß sie in einem Badeorte rasch wie Erscheinungen an uns vorübergehen. Auch der Staatsrath Niebuhr und seine Frau reisten schon wenige Tage, nachdem wir näher bekannt geworden, ab. Sie scheinen Beide sehr kränklich zu sein und lebten wie die Schnecken in ihrem Hause. Am häufigsten sahen wir uns in der Allee, und dann sprach er jedesmal sehr interessant. O, wie haßt er den Kronprinzen von Schweden! Ich kann es unserer Regierung gar nicht verzeihen, daß sie solchen Mann nach Preußen gehen ließ und nicht an sein Geburtsland zu fesseln wußte."

25. August.

— — „Denke Dir, die Verfasserin der Caledonia ist hier. Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich sie sehen würde, und sprach noch darüber, wie das wohl anzufangen sei, als auf einmal eine ungewöhnlich starke Dame mit ungraciösem Gang auf mich zukam und mir sagte: sie habe mich als ein süßes, kleines Kind gekannt und nun so viel Gutes von mir gehört, daß sie die Bekanntschaft zu erneuern wünsche; sie sei — die Harms, deren ich mich vielleicht unter dem Namen Emilie von Berlepsch erinnere. Ich war wie aus den Wolken gefallen und wußte kaum, was ich sagen sollte. Ebenso wenig poetisch und interessant wie ihr Aeußeres war auch ihre Conversation. Sie hat den Kopf so voll von ihren und ihres Mannes Krankengeschichten, die sie lang und breit immer und immer wieder erzählt, daß es kaum auszuhalten ist. Nun würde mir meine Bescheidenheit vielleicht zurufen, daß nur ich nicht so glücklich gewesen sei, etwas Interessantes von ihr zu hören; aber alle geistreichen Menschen, mit denen ich über sie sprach, urtheilen ebenso wie ich."

In einem späteren Briefe wird, wie ich gleich hier einschieben will, dieses Urtheil in folgender Weise modificirt:

Bremen, 8. September.

„Die Harms gewinnt sehr bei näherer Bekanntschaft, und ich habe sie in den letzten Tagen in Pyrmont noch wiederholt gesehen. Wenn sie gemüthlich im Sopha sitzt und ein ausgezeichneter Mann oder ein Buch genannt wird, so weiß sie meistens ein geistvolles Wort darüber zu sagen. Ihre Urtheile über Schriftsteller, und namentlich über Schriftstellerinnen, sind jedoch unendlich scharf. Frau von Staël, die Westphalen und Ahlefeld *)

*) Den meisten meiner Leser werden die letztgenannten beiden Schriftstellerinnen vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt sein. Gemeint sind: die Senatorin

wirft sie beinahe in dieselbe Classe, und sie feindet Alle an. Mich hat sie sehr in amitié genommen, und deshalb spricht sie sich wohl besonders offen gegen mich aus. Ihr Mann erscheint mir wenig liebenswürdig. Ich glaube, sie quält den Armen etwas mit ihrer Liebe."

Am meisten und liebsten verkehrte meine Mutter während der letzten Zeit ihres Aufenthalts in Pyrmont mit der Gräfin Caroline von Egloffstein, der späteren Aebtissin des Stifts in Nürnberg. So schreibt sie einmal über diese:

Pyrmont, 25. August.

„Fast nie habe ich mich so schnell an ein Wesen angeschlossen. Sie ist ein wahrer Engel von Liebenswürdigkeit. Wir sehen uns täglich, oder ich sage wohl richtiger stündlich, denn sie ist in unser Haus gezogen. Die Egloffstein, die Reden, Henriette und ich bilden einen kleinen Cirkel, um den sich — lege es mir nicht als Eitelkeit aus, daß ich das sage, — Alles reißt, und in welchem nur die Elite zugelassen wird."

Am 3. September trat Mutter ihre Rückreise nach Holstein an. Dankbar blickte sie auf den Aufenthalt in Pyrmont zurück, der ihr so viele wohlthuende geistige Anregung gebracht und ihre Gesundheit gekräftigt hatte. Nur die Sorge um meinen unter den zerrütteten financiellen Verhältnissen des Landes und unter der russischen Einquartierung mitleidenden Vater und um die unter der Obhut des Lehrers und einer bewährten Haushälterin zurückgebliebenen Kinder hatte sie auch in dem belebtesten Gesellschaftstreiben nie verlassen und äußert sich vielfach in ihren Briefen und Tagebuch-Bemerkungen. — Nach einem erfreulichen Wiedersehen mit Blumenbach und anderen Bekannten in Hannover, schönen Tagen bei den alten Freunden in Bremen und einem kurzen Besuch bei ihrer damals in Hamburg lebenden Mutter kehrte sie in der zweiten Hälfte des Monats nach Ascheberg zurück, wo der folgende Winter angenehm und ziemlich still im gemüthlichen Familienleben verstrich.

Im Sommer 1815 erhielt das Schleiden'sche Haus einen doppelten Zuwachs. Einer der Söhne eines in beschränkten Verhältnissen verstorbenen befreundeten Advocaten, Christian Heimreich, wurde als Pflegesohn in die

Engel Christine Westphalen, geb. von Axen, in Hamburg und Charlotte Sophia Luise Wilhelmine von Ahlefeld, geb. von Seebach, die auch unter dem Pseudonym Elisabeth Selbig schrieb. Selbst die Schriften der zu ihrer Zeit berühmteren Frau Emilie Harms (geschiedenen von Berlepsch), geb. von Oppel, dürften heute so ziemlich vergessen sein.

Familie aufgenommen, und der Herausgeber dieser Erinnerungen wurde am 22. Juli geboren.

Im September verließ Rautenberg Ascheberg, um seine Studien fortzusetzen, und ein aus Kiel warm empfohlener, sehr begabter Herr Termöhl trat in seine Stelle als Lehrer ein. Man sah Rautenberg ungern scheiden, und er selbst empfand den Abschied wohl noch schmerzlicher. In seinen von dem Licentiaten Löwe herausgegebenen „Denkwürdigkeiten" heißt es, daß ihm Ascheberg eine Art von „Vor-Elysium" geworden war und unvergeßlich blieb, und daß er sich „in der lieblichsten Gegend des gesegneten holsteinischen Landes bei einer durchaus liebenswürdigen und gebildeten Familie" sehr wohl fühlte. „Der Hausherr jovial, humoristisch, wohlwollend, Freund der Geselligkeit und Musik und gastfrei über Alles; die Hausfrau schön, von zarter, feiner Anmuth, höchst gebildet und von tiefem Gemüth." An seinen beiden Zöglingen Emil und Christian hatte er große Freude. Auch über das „ungewöhnlich reiche Idyll" des Lebens auf Ascheberg, dem neben hochadeligem Umgang närrische und bäuerische Statisten und Nebenpersonen gleichfalls nicht fehlten, und über die „allzugroße Gutmüthigkeit" des Grundherrn gegen seine Pächter werden manche Bemerkungen in dem Buche gemacht. Nur einen Freund vermißte der „melancholisch-sentimentale und oft kränkelnde" junge Mann in seiner sonst so anziehenden Umgebung, und er spricht die Sehnsucht darnach in den folgenden für seine Persönlichkeit charakteristischen Worten eines mitgetheilten Briefes aus: „Wohl duftet hier süß das Veilchen, wohl prangt still dort des Vergißmeinnichts liebliches Blau, wohl rieselt die Silberwelle im Dunkel des Hains, doch ich habe dafür hier kein Herz, oder mein Herz ist bei seiner nahen Nähe dennoch zu fern dafür. Es fehlen hier zum Paradies nichts als etwa einige Tiger, Löwen und — Adam und Eva. Schlangen, wilde und zahme Vögel, Eichhörnchen sind hier im Ueberfluß, und selbst das Wild ist fast zahm. Komm' nur, und wir wollen die Schlangen lebendig haschen, und Du sollst eine, oder so viel Du willst, mit nach Hause nehmen." — Zu seiner Bemerkung über das fast zahme Wild wird Rautenberg wohl nur dadurch veranlaßt sein, daß zwei mit Halsbändern gezierte zahme Rehe „Soso" und „Lala" frei umher liefen und seinen Zöglingen aus der Hand fraßen. Er hätte auch noch der in großer Menge vorhandenen eßbaren weißen Weinbergschnecken (helix adspersa) erwähnen können, welche ein früherer Besitzer als Leckerbissen für den Liebhaber aus Frankreich eingeführt hatte.

Die vielen politischen Streitigkeiten, deren Zeuge zu sein mir im

späteren Leben beschieden war, erhielten schon bei meiner Taufe ein kleines Vorspiel in einer rasch und freundlich beseitigten Differenz der Eltern über den Namen, welchen ich führen solle. Mein Vater war nicht nur ein strenger Royalist, sondern ein fast fanatischer Anhänger des absoluten Königthums. Der Bürgermeister und spätere Präsident des Kopenhagener Magistrats, Hans Nansen, welcher 1660, in Verbindung mit dem Bischof Svane von Seeland, am meisten dazu beigetragen hatte, daß es König Friedrich III. von Dänemark gelang, die Macht der dänischen Stände zu brechen und die durch das sogenannte Königsgesetz vom 14. November 1665 definitiv festgestellte absolute Souveränetät zu erlangen, erschien ihm als ein Wohlthäter seines Volkes. Nach ihm wollte mein Vater mich genannt wissen. Die in Folge vielfacher Uebergriffe und der unseligen auswärtigen Politik der dänischen Regierung seit dem Anfange des Jahrhunderts in den Herzogthümern rasch gesteigerte Agitation für eine zeitgemäße Umgestaltung der alten, vielfach verletzten Landesverfassung war ihm im hohen Grade antipathisch. Obwohl im großentheils dänisch redenden Norden von Schleswig geboren, war er im Herzen ein guter deutscher Patriot. Aber es ist nicht zu verwundern, daß er die Abneigung vieler seiner Landsleute gegen jede nähere Verbindung mit den von ihm als Brudervolk betrachteten Dänen nicht zu theilen vermochte, zumal da seine persönliche Anhänglichkeit an den Landesherrn, den König-Herzog Friedrich VI., mit dem Unglück, das diesen in so reichem Maße betroffen hatte, noch gestiegen war. — Meine Mutter dagegen, wenn auch ebenso royalistisch, war durch und durch constitutionell gesinnt und brachte, im Reiche geboren und groß geworden, allem Dänischen nur geringe Sympathien entgegen. Sie wünschte mich nach Wellington und Blücher, die für Deutschlands Befreiung gekämpft hatten, Arthur Leberecht zu nennen. Erst am Tauftage selbst (28. November), als schon alle Gäste versammelt waren und der Prediger nach den Namen des Täuflings fragte, verständigten die Eltern sich, mir diejenigen ihrer Väter zu geben.

Den Anlaß zu dieser Differenz hatten offenbar die historischen Studien über das staatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer zu einander und zum Königreich Dänemark gegeben, in welche sich Schleiden damals vertieft hatte, und deren Resultate er bald darauf in einer anonymen kleinen Schrift: „Das wahre Verhältniß des Herzogthums Schleswig zum Königreich Dänemark. Eine historische Skizze“ (ohne Angabe des Druckorts, 1815), mit dem Motto: „La vérité! Rien que la vérité,“ veröffentlichte. Die von seinem Vater

hinterlassene, namentlich für die vaterländische Geschichte sehr vollständige und auch an darauf bezüglichen Handschriften reiche Bibliothek hatte ihm die Materialien dazu geboten, und die neuesten politischen Ereignisse, denen er mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war, ließen es ihm als eine patriotische Pflicht erscheinen, mit seinen Ansichten nicht zurückzuhalten. Er liebte England und bewunderte dessen Verfassung, hielt eine solche jedoch nur für ein reiches Inselland ohne unmittelbare Nachbarn für möglich und nützlich. Die kaum vorüber gegangenen ernsten Kriegszeiten hatten ihn in der Ueberzeugung bestärkt, daß Deutschland nur durch die unumschränkte Gewalt eines Einzigen vor den Gefahren beschützt werden könne, welche es von seinen mächtigen Nachbarn, Frankreich und Rußland, gleichmäßig bedrohten. Er verkannte nicht, daß der Zeitgeist eine constitutionelle Verfassung verlange. Das hinderte ihn jedoch nicht, sie als ein Uebel anzusehen, und er pflegte zu sagen, daß Friedrich der Große niemals den siebenjährigen Krieg siegreich zu Ende geführt haben würde, wenn er, statt den genialen Eingebungen des Augenblicks zu folgen, bei seinen Entschlüssen an die Zustimmung eines vielköpfigen Parlaments gebunden gewesen wäre. Noch bedenklicher erschien ihm eine repräsentative Verfassung für ein so ohnmächtiges und in seinen Finanzen gänzlich zerrüttetes Land wie die dänische Monarchie oder gar für deren einzelne Theile. Er hatte keinen Anstoß an der willkürlichen Einführung der Grund- und Benutzungssteuer von 1802 und an der damaligen oberflächlichen und viel zu hohen neuen Einschätzung alles Grundbesitzes genommen, obwohl auch er noch fortwährend darunter mitzuleiden hatte. Denn wenn auch die adeligen Güter nach dem ausdrücklichen Wortlaut einer Resolution vom 25. Januar 1712 in Friedenszeiten von jeder eigenmächtigen Erhöhung der ordentlichen Contribution befreit sein sollten, und diese Zusicherung früher niemals verletzt war, so erblickte er in dem Erlaß der Verordnung von 1802 unter den damaligen drohenden Verhältnissen doch nur einen Formfehler und betrachtete es im Interesse des guten Verhältnisses zwischen Volk und Regierung als ein Glück, daß der von der Ritterschaft, auf Grund eines Gutachtens des bekannten Staatsrechtslehrers Leist, beabsichtigte Recurs an die deutschen Reichsgerichte durch die Auflösung des Reichs unmöglich geworden war. Den gewaltthätigen Eingriff in das Privateigenthum durch die Reichsbankverordnung vom 5. Januar 1813 und das Uebermaß der neuen Steuern entschuldigte er mit der Noth der Zeiten. Nun war durch die Abtretung Norwegens an Schweden das bisherige materielle Uebergewicht Dänemarks

den Herzogthümern gegenüber seit 1814 wesentlich verringert, durch den Beitritt Holsteins zum deutschen Bunde (1815) ein Schutz gegen weitere Willkürlichkeiten gewonnen, und im Artikel 13 der deutschen Bundesacte eine landständische Verfassung in Aussicht gestellt, von der nicht zu befürchten war, daß sie die Gewalt des Landesherrn in bedenklicher Weise lähmen werde. Die alte schleswig-holsteinische Landesverfassung von 1460 betrachtete Schleiden als mehr oder weniger obsolet. Denn seit 1675 war, aller Versprechungen ungeachtet, kein ordentlicher Landtag, zu dem auch die Städte geladen wären, mehr gehalten, und ungefähr ein Drittel des Landes — darunter die Städte Altona und Glückstadt — war niemals in diesem vertreten gewesen. Die Thätigkeit der 1775 von der Regierung genehmigten, aus einem Prälaten und sechs ritterschaftlichen Beisitzern bestehenden sogenannten „fortwährenden Deputation", welcher auch die Verordnungen in Verfassungs- und Polizeisachen vor der Bekanntmachung zur Aeußerung etwaiger Bedenken mitgetheilt wurden — eines Landtags im kleinsten Maßstabe! — kam allerdings auch den nicht zur Ritterschaft gehörigen Besitzern adeliger Güter zu Statten. Zu erwärmen vermochte mein Vater sich jedoch nicht für diese Institution, obgleich er mit deren angesehensten Mitgliedern, den Grafen Reventlow von Emkendorf und Adam Moltke von Nütschau, und deren jetzigem ständigen Secretär, Professor Dahlmann, befreundet war. Denn naturgemäß war das Hauptbestreben der fortwährenden Deputation auf Wiederbelebung der alten ständischen Verfassung gerichtet, welche nur den Prälaten, der Ritterschaft und den Städten Sitz und Stimme auf den Landtagen einräumte. Es war immerhin zweifelhaft, ob die namentlich von Dahlmann angestrebte zeitgemäße Umgestaltung dieser Verfassung seinen Ueberzeugungen Rechnung tragen würde. Dennoch würde Schleiden mit diesen seinen vielfach für ketzerisch gehaltenen Ansichten schwerlich vor die Oeffentlichkeit getreten sein, wenn nicht Dahlmann in seiner berühmten Waterloo-Rede*) am 7. Juli 1815 entschieden für das schleswig-holsteinische Landesrecht eingetreten wäre und dem Wunsche, daß auch Schleswig dem deutschen Bunde angehören möge, deutlichen Ausdruck gegeben, bald nachher aber in seiner nicht minder bedeutenden Abhandlung: „Ein Wort über Verfassung" **) von Neuem das Recht der Herzogthümer

*) Wieder abgedruckt in „F. C. Dahlmann's Kleine Schriften und Reden" (Stuttgart 1886) S. 1 ff.

**) Wieder abgedruckt daselbst S. 12 ff.

auf Verfassung und auf engste Verbindung unter einander stark betont hätte. Zwar hatte Dahlmann in diesem Aufsatze anerkannt, daß die weibliche Erbfolge nach dem dänischen Königsgesetz von 1665 durch den Huldigungseid von 1721 auf das Herzogthum Schleswig ausgedehnt sei, aber geleugnet, daß das Herzogthum im Uebrigen der Lex Regia unterworfen und ein Theil Dänemarks sei. Diese Auffassung des königlichen Patents vom 22. August 1721, wodurch der vormals Gottorfische Antheil des Herzogthums Schleswig mit dem altköniglichen vereinigt ward, und des in Folge davon von den bis dahin in ungetheilter Gemeinschaft mit dem Gottorfischen Hause regierten Prälaten und Besitzern adeliger Güter und den sogenannten privativ-Gottorfischen Unterthanen verlangten Huldigungseides „secundum tenorem legis Regiae" (nach dem Wortlaut des Königs-Gesetzes) war damals in den Herzogthümern die verbreitetste. Schleiden und manche Andere dagegen leiteten aus dem Formulare des Huldigungseides vom 4. September 1721 ab, daß dadurch nicht nur die dänische Erbfolge des Weiberstammes, sondern auch die unumschränkte Gewalt des Königs nach dem dänischen Königsgesetz für Schleswig anerkannt sei. Erst spätere Forscher haben unwiderleglich nachgewiesen, daß beide Auslegungen auf Irrthum beruhen, unter der in dem Huldigungseid angezogenen „Lex Regia" nicht die „Lex Regia Danica" (das dänische Königsgesetz von 1665), sondern entweder die „Lex Regia Slesvico-Holsatica" (das schleswig-holsteinische Erbstatut vom 21. Juli 1650), oder auch das königliche Patent vom 21. August 1721, welches zur Huldigung aufforderte, verstanden werden müsse, und 1721 nur die Incorporirung des vormals Gottorfischen Antheils in den königlichen und die Leistung der Huldigung an den König als nunmehr alleinigen Landesherrn des souveränen Herzogthums Schleswig erfolgt sei. Droysen und Sammer haben es überdies wahrscheinlich gemacht, daß König Friedrich IV. die zweideutige Fassung des Huldigungseides von 1721 in der Absicht gewählt habe, um seinen Nachfolgern die Möglichkeit zu eröffnen, dereinst — wie das 1815 dänischer Seits wirklich versucht ward — auf Grund derselben das ganze Herzogthum Schleswig für Dänemark in Anspruch zu nehmen*).

*) Vgl. über die im Texte gemachten historischen Angaben, außer den oben bei Besprechung der politischen Verhältnisse am Anfange dieses Jahrhunderts angeführten Werken, auch meine 1850 bei Firmin Didot frères in Paris anonym erschienene Schrift: „L'Intérêt de la France dans la question du Schleswig-Holstein" S. 50 ff. und 83 ff.

Eines näheren Eingehens auf den Inhalt der Schrift meines Vaters, dessen bereits kurz charakterisirte politische Gesinnungen darin deutlich zum Ausdruck kommen, bedarf es hier nicht. Sie besteht zum weitaus größten Theil in einer historischen Darlegung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Herzogthums Schleswig, unter Nachweis der benutzten reichhaltigen Quellen, und in einer scharfen Polemik gegen die Ausführungen Dahlmann's, dessen Name jedoch nicht genannt wird.

Die Schrift erregte ein ungewöhnliches Aufsehen. Dahlmann kündigte im „Hamburger Correspondenten" eine Gegenschrift an, konnte dieselbe jedoch nicht publiciren, weil die schleswig-holsteinische Kanzlei ihm am 24. Februar 1816 auf Befehl des Königs die Veröffentlichung und jede Kritik über das Königsgesetz und dessen Geltung für Schleswig untersagte. Statt seiner übernahm der Consulent der nicht zur Ritterschaft gehörigen Gutsbesitzer, Professor Falck, die Erwiderung in einer Schrift: „Das Herzogthum Schleswig in seinem gegenwärtigen Verhältniß zum Königreich Dänemark und zum Herzogthum Holstein; eine historische und staatsrechtliche Erörterung" (Kiel 1816, 154 Seiten), in welcher er nachzuweisen suchte, daß die Vereinigung Schleswigs mit Dänemark unter Einem Regenten keinen Einfluß auf die verfassungsmäßige Verbindung des Herzogthums mit Holstein haben könne. — Auch A. W. von Schlegel ergriff die Feder in diesem Streit. In einer bei Schultz in Kopenhagen 1816 als Manuscript gedruckten Broschüre: „Aperçu sur la liaison politique entre les Duchés de Sleswig et de Holstein et sur le droit de rassembler les États dans ces deux provinces" beleuchtet er die beiden Schriften von Schleiden und Falck. Unter Beiziehung einiger neuer Argumente kommt er im Wesentlichen zu dem Resultat, daß 1721 zwar die dänische Erbfolge, aber nicht die souveräne absolute Gewalt des Königs nach dem Königsgesetz in Schleswig eingeführt sei, Schleswig keinen getrennten Staat bilde, die Verbindung beider Herzogthümer nicht der Art sei, daß man die alte Landesverfassung noch als geltend ansehen könne. Er schließt mit den Worten: „Ce n'est ainsi pas une réorganisation, mais une organisation politique toute nouvelle qu'il faudrait souhaiter; une telle constitution ne peut être exigée comme un droit, mais suppliée comme faveur." Die fortwährende Deputation der Prälaten und Ritterschaft sah sich dadurch gemüßigt, in einer unmittelbaren Vorstellung und Bitte an den König vom 8. October 1816, betreffend die Ertheilung und Stärkung der gemeinsamen Verfassung und alten Verbindung der

Herzogthümer Schleswig und Holstein*), gegen einzelne Behauptungen Schlegel's Verwahrung einzulegen. Noch im Herbst 1817 tönte in der wissenschaftlichen Presse diese Angelegenheit wieder, indem eine „Wd" unterzeichnete ausführliche Besprechung der Schriften Schleiden's und Falck's in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" (151. Stück vom 20. September 1817) die Vorwürfe, welche Letzterer gegen die bona fides des Ersteren erhoben hatte, als zu hart und unverdient zurückwies.

Schleiden's Schrift fand einen sehr großen Leserkreis. Obgleich nur 84 Seiten stark, brachte sie einen Erlös von 144 Reichsbankthalern Silber (324 deutschen Reichsmark). Diesen Ertrag hatte der Verfasser von vornherein für den Fonds zur Unterstützung der Verwundeten und Hinterlassenen der Gefallenen bestimmt und dies bei Einsendung eines Exemplars seiner Broschüre dem König Friedrich VI. am 9. Februar 1816 angezeigt. Schon am 20. s. M. erfolgte darauf die nachstehende Allerhöchste Erwiderung:

„Auf Veranlassung Deines allerunterthänigsten Schreibens vom 9. d. M. wollen Wir Dir hierdurch zu erkennen geben, daß Wir mit allergnädigstem Wohlgefallen die dabey eingesandte Schrift aufgenommen und die wohlthätige Bestimmung des Ertrags derselben erfahren haben, so wie Wir auch Deine gute Gesinnungen und persönliche Ergebenheit für Uns mit allerhöchster Zufriedenheit erkennen.

Wir befehlen Dich in Gottes Obhut!

Gegeben in Unserer Residenzstadt Kopenhagen, den 20. Febr. 1816.

(gez.) Frederick R.

An

Unseren Lieben getreuen

den Gutsbesitzer Chr. Schleiden."

Nicht minder gnädig war ein zweites Allerhöchstes Schreiben vom 3. August 1816, nachdem Schleiden den Ertrag von 144 Reichsbankthalern eingesandt hatte.

Ganz anders lautete das Urtheil der Kieler Freunde. Es macht einen fast komischen Eindruck, heute die viele Bogen füllenden, mir abschriftlich vorliegenden Verhandlungen der dortigen Harmonie-Gesellschaft über die Frage zu lesen, ob ein von meinem Vater, noch ehe seine Schrift in den Buchhandel gekommen war, am 8. Februar anonym an die Ge-

*) Vgl. Sammlung der wichtigsten Actenstücke, Nr. XXXVI. S. 90 ff.

sellschaft eingeschicktes Exemplar derselben angenommen und der Bibliothek einverleibt werden solle oder nicht? Von einer Seite wurde die Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung, von einer anderen die Veröffentlichung einer Aufforderung an den unbekannten Verfasser vorgeschlagen, seine Schrift, welche die wichtigste Harmonie der Herzogthümer stören könnte, wieder zurückzunehmen 2c. 2c. Die Professoren Hegewisch und C. Th. Welcker, Heinrich und Falck eröffneten die lange Reihe der Erklärungen voll Bitterkeit und Persönlichkeiten und ergriffen wiederholt das Wort. Am ruhigsten äußerte sich der Professor der Philosophie Reinhold, voll feiner Ironie die Advocaten Balemann — wohl der Einzige, der schon damals den Namen des Verfassers kannte, — und Witthöft. Schließlich verlief die Geschichte im Sande, als Hegewisch anzeigte, daß nächstens eine berichtigende Abhandlung „von einem gründlich unterrichteten und aufrichtigen Manne" (es ist die Schrift von Falck gemeint) zu erwarten sei, und Falck mahnte, den Streit, der einen unpassenden Ton angenommen habe, ruhen zu lassen, da zu besorgen sei, daß Extracte aus dem Protokoll mit diesen Discussionen ins Publicum gebracht würden.

Natürlich blieb es nicht lange unbekannt, daß Schleiden der Verfasser der ketzerischen Schrift sei. Am meisten litt meine Mutter darunter. Sie fürchtete, schon ehe er sich als Autor bekannt hatte, Duelle und unendlichen Verdruß für ihn, als er zu einer auf den 18. Januar einberufenen Versammlung von Prälaten, Ritterschaft und den übrigen Gutsbesitzern nach Kiel gereist war. Das drohende Gewitter ging glücklich vorüber, wenn ihm auch nicht einige unangenehme Empfindungen erspart blieben, ohne welche ja Niemand, der unter Menschen lebt, durch das Leben kommt. Schon der Sommer 1816 führte übrigens manche, zeitweilig entfremdete alte Freunde nach Ascheberg zurück. Auch der heißblütige Hegewisch erschien dort wieder als treuer Arzt, und im Herbst auch Dahlmann's Schwester als ein willkommener Vorbote naher Versöhnung mit dem Bruder. Aber erst im Mai 1817 kam auch diese endlich zu Stande. Meine Mutter schreibt darüber:

Tagebuch. Mai 1817.

„Wir waren in Kiel. Ich ging zu Julie Dahlmann. Er kam gleich herein. Wir reichten uns sehr bewegt die Hände. Von da ging ich zu meiner Rantzau, die immer dieselbe, unaussprechlich lieb und hold ist. Schöne Stunden brachte ich bei ihr zu, bis ich mit Schleiden in

die Kirche ging. Selten bin ich so ergriffen, wie durch Harms' Predigt. Er sagte, daß er uns hinaus führen möchte aus diesem Tempel in jenen dort draußen, dessen blaue Kuppel von unsichtbaren Säulen getragen werde, wo ein Teppich ausgebreitet sei, von unzähligen Blumen durchwebt, wo die Wände strahlten im schönsten Grün. Und kein Evangelium? Keine Epistel? Ist denn nicht die ganze Natur ein Evangelium? Ihr großes schönes Buch ist weit vor uns aufgeschlagen. Die Pforten ihres Tempels stehen weit geöffnet; sie ist es, die dich leitet, und du kannst nicht widerstreben; sie ladet dich, und du kannst nicht widerstehen; sie lehrt dich, und du kannst nicht widersprechen; sie lindert deinen Kummer, darum gieb dich ihr hin. Und wie er dann darüber redete, daß in dieser schönen Schöpfung doch Menschen, Kinder eines Vaters, neben einander hergingen und sich feind seien, — o, wie ward da mein Herz bewegt, und ich betete recht inbrünstig zu Gott, daß er Schleiden versöhnen möge mit seinen Feinden. Und er erhörte mich. Noch an demselben Abend kam Dahlmann, kam Hegewisch her, und freundlich reichten sich die Männer die Hand. Nie bin ich so dankbar froh gewesen!"

Ob es mit dem durch meines Vaters Schrift hervorgerufenen Zerwürfniß mit manchen Freunden zusammenhängt, daß er im Frühjahr 1816 ernstlich daran dachte, Ascheberg zu verkaufen, ist aus der einzigen darüber erhaltenen Notiz in dem Tagebuche der Mutter nicht mit Sicherheit zu ersehen. Wahrscheinlicher ist, daß die auch nach wiederhergestelltem Frieden und nach dem Abzuge der Russen fortdauernden drückenden Steuern und für die Landwirthschaft höchst ungünstigen Verhältnisse den Gedanken nahe legten, der jedoch nicht zur Ausführung kam.

Während manche alte Freunde sich 1816 von Ascheberg fern hielten, erschienen dort verschiedene andere mehr oder weniger interessante Menschen, und zunächst die bekannte Schriftstellerin Fanny Tarnow, zum ersten Male. Großmutter von Nuys hatte dieselbe auf der Rückreise von Doberan nach Hamburg in Wismar kennen gelernt, Gefallen an ihr gefunden und veranlaßt, daß meine Eltern sie, ehe sie im Juli nach St. Petersburg ging, zu einem längeren Besuche einluden. Die Nichte von Fanny Tarnow, Amely Bölte, hat in dem von ihr entworfenen Lebensbild ihrer Tante*) dem Verhältniß derselben zu Schleidens und den häufigen Besuchen bei diesen viele Seiten gewidmet. Da sie aber den Stoff dazu den Tagebüchern, Briefen und Erzählungen der sich selbst

*) Fanny Tarnow. Ein Lebensbild von Amely Bölte. Berlin 1865.

vergötternden, phantasiereichen Schriftstellerin entnommen hat, ist es nicht zu verwundern, daß dabei eine eigenthümliche Mischung von Wahrheit und Dichtung herausgekommen ist. Fanny Tarnow, die ich 20 Jahre später, als sie in Weißenfels lebte, viel gesehen habe, war unzweifelhaft eine Dame von Geist, Kenntnissen und angenehmer Unterhaltungsgabe. Solche sind aber zu jeder Zeit und waren wahrscheinlich vor 70 Jahren — schon weil sie damals seltner waren — noch mehr als heut' zu Tage in jedem gebildeten Hause willkommene Gäste, auch wenn sie keinen Vergleich mit Frau von Staël aushalten und nicht „für ihr Vaterland ein unerhörtes Phänomen sind", wie Fräulein Bölte beides ihrer Tante nachrühmt. So fand auch Fanny Tarnow auf Ascheberg die freundlichste Aufnahme, lernte dort, in Kiel, Eutin und Plön viele bedeutende Menschen kennen und konnte vielleicht mit Recht an ihren Bruder schreiben: „Ich habe in Holstein die glücklichsten Tage meines Lebens verlebt." Sie „vergötterte", wie ihre Nichte sagt, meine Mutter, und es lag ganz in ihrer Natur, daß „der geniale Gatte ihrer Freundin" tiefen Eindruck auf sie machte, und sie sich von ihm, wie von jedem Manne, der sich höflich mit ihr unterhielt, geliebt glaubte*). Selten habe ich meine damals schon mehr als achtzigjährige Mutter so herzlich lachen sehen, wie als ich ihr das Buch von A. Bölte vorlas. Häufig unterbrach sie mich dabei mit dem Ausruf: „Welche Illusionen! Welche Selbstüberhebung!" Bei Erwähnung der ihr selbst dedicirten, bei Engelmann in Leipzig erschienenen „Erzählungen" bemerkte sie, wie sie gar nicht den halberstaunten, halb verlegenen Gesichtsausdruck von Fanny Tarnow vergessen könne, als mein Vater auf deren Frage, ob er das Buch gelesen, und wie es ihm gefallen habe? mit feiner Ironie erwidert habe, daß er, als er in dem Vorwort an die schöne Stelle gekommen, wo sie ihn den liebenswürdigen Gatten seiner Frau nenne, das Buch rasch zur Seite gelegt habe und es auch nicht weiter lesen werde, um sich nicht den angenehmen Eindruck verwischen zu lassen, den diese Worte natürlich auf ihn gemacht hätten.

Außer Fanny Tarnow brachte auch der später in Folge seiner von ihm selbst geschilderten politischen Abenteuer eine Zeit lang viel genannte Johannes (eigentlich Ferdinand Johann) Wit von Dörring wiederholt längere Zeit mit seiner Mutter auf Ascheberg zu. Obgleich noch Student,

---

*) Daß ich Fanny Tarnow mit dieser Bemerkung nicht Unrecht thue, wird durch zahllose Stellen in dem erwähnten Buche ihrer Nichte unwiderleglich bewiesen.

zeigte er bereits neben gutem Verstand und persönlicher Liebenswürdigkeit Spuren der Ueberspanntheit und Phantasterei, die ihm nachmals in hohem Maße eigen waren. — Der gefeiertste Gast des Sommers 1816 war der berühmte Theologe Schleiermacher, den Professor Twesten und Niebuhr's würdige Schwägerin, die Doctorin Hensler, mit seinem Begleiter, dem Buchhändler Georg Andreas Reimer aus Berlin, bei Schleidens einführten.

Tagebuch.

„Es war mir eine Freude, deutlich zu bemerken, daß sie sich in unserem Kreise eben so wohl fühlten, wie uns manch geistvolles Wort der bedeutenden Männer ein wahres Labsal nach den vorangegangenen Alltagsgesprächen verschiedener früherer Besucher war."

Die nachstehenden Bemerkungen mögen als Beweis dienen, wie mit diesem anregenden persönlichen Verkehr auch ein schriftlicher Hand in Hand ging:

Tagebuch. Ascheberg, September 1816.

„Meine noch immer jugendlich schöne Mutter versteht es wirklich in seltener Weise, bedeutende Menschen durch ihren Geist und ihre Anmuth an sich zu fesseln. Sie war kürzlich in Berlin und Doberan, und in einem hübschen Briefe, den ich von ihr hatte, erzählt sie höchst interessant von Hitzig, de la Motte Fouqué, dem geistvollen Verfasser der ‚Phantasiestücke in Callot's Manier', Hoffmann, dem berühmten Reisenden, Professor Lichtenstein, und Anderen, mit denen sie in Berlin viel verkehrt hat. Auch Devrient hat sie dort mehrmals gesehen und die Catalani und Milder-Hauptmann wiederholt gehört. Höchst amüsant schildert sie ihren Aufenthalt in Doberan. Der Minister von Schuckmann hatte ihr Briefe an den alten Blücher und an Fürst Hardenberg mitgegeben, und als sie den ersteren bei einer Begegnung im Concertsaal übergiebt, umarmt der Feldmarschall sie in Gegenwart von hunderten von Menschen und küßt sie. Bei ihrer Bemerkung: „Ein solcher Kuß, muß er nicht größer machen?!" mußte ich laut auflachen. Auch der Großherzog (Friedrich Franz I.) hat ihr dort die Hand geküßt. Wundern kann ich mich darüber allerdings kaum. Mir fiel dabei wieder ein, daß, als Mutter 1809 in Wien, um Napoleon zu sehen, einer Kirchenfeierlichkeit beizuwohnen wünschte und an der Thüre zurückgewiesen wurde, ein französischer Officier sich mit den Worten: ‚Passez toujours, Madame,' an sie wandte und zu Demjenigen, der sie abgewiesen hatte, sagte: ‚Elle est trop belle!'

Die seitdem verflossenen sieben Jahre sind fast spurlos an ihr vorübergegangen.“

So sehr Schleidens auch die wohlthuende geistige Anregung, welche ihr ausgedehnter geselliger Verkehr mit sich brachte, zu schätzen wußten, begrüßten sie doch jedesmal den Winter als eine Zeit des ungestörten Familienlebens und der Sammlung mit Freude. Die ihnen näher stehenden Freunde ließen sich durch Eis, Schnee und schlechte Wege nicht von häufigen Besuchen abhalten. Zahlreiche andere Gäste aber, denen es mehr um einen genußreichen Tag in schöner Gegend als um die Menschen zu thun war, hielten sich fern. Meine Mutter hat oft erzählt, daß sie sich, wenn es ihr in der guten Jahreszeit bisweilen mit dem nicht abzuwehrenden, gar zu unruhigen und aufreibenden Gesellschaftstreiben zu viel geworden sei, wohl einmal, sobald der Diener meldete, daß wieder eine Equipage die Allee heraufkomme, mit einem Buch in den Park geflüchtet habe oder sich, wenn sie sich auch dort nicht sicher gefühlt, nach einer der Inseln im See habe hinüberrudern lassen und erst zu später Stunde nach Hause zurückgekehrt sei. Einmal sei sie auch bei solcher Gelegenheit mit ihrer Schwester auf eine Wiese gelaufen, wo man gerade mit Heuen beschäftigt war, habe fleißig mit geholfen und sei, oben auf dem letzten Heufuder sitzend, Abends wieder nach Hause gefahren. Daß die durch Schleiden's Schrift zeitweilig entfremdeten Freunde seit den Pfingsttagen 1817 wieder vollzählig auf Ascheberg erschienen, gereichte ihr freilich ebenso zur Freude, wie die längeren Besuche der Verwandten aus Hamburg und Kiel und der Jugendfreundinnen aus Bremen, welche, ohne die gewohnte Häuslichkeit zu stören, in erfreulicher Weise zur Belebung ihres Kreises beitrugen. Auch unter den sich immer mehrenden neuen Bekanntschaften waren einzelne stets willkommene Gäste. Zu diesen gehörten neben manchen anderen insbesondere auch der in Deutschland geborene und erzogene, mit einer Tochter des Reichsgrafen Oexle von Friedenberg vermählte russische Gesandte bei den Hansestädten, von Struve, und der mit der Schwester einer besonders geliebten Bremer Freundin, der Doctorin Eugenie Breuls, verheirathete russische Generalconsul in Lübeck von Schlözer — der Sohn des bekannten Historikers und Vater des jetzigen preußischen Gesandten bei der römischen Curie. — Der Herbst 1817 führte auch die Herzogin Luise Auguste von Augustenburg — die Wittwe des mit Schiller befreundeten Herzogs Friedrich Christian und Schwester des Königs Friedrich VI. — nach Ascheberg.

Tagebuch. Ende September 1817.

„Meine liebe Rantzau hatte der Herzogin viel von mir erzählt, und so ließ sie mir, als sie nach Plön kam, eines Morgens sagen, daß sie meine Bekanntschaft zu machen wünsche und mich am Nachmittage besuchen werde. Besondere Vorbereitungen ließen sich nicht mehr treffen, und ich würde mich wahrscheinlich ein wenig geängstigt haben, wenn ich vorausgesehen hätte, daß außer ihr und ihrem Gefolge auch der ganze Adel der Umgegend, der am Vormittage bei ihr zur Cour gewesen war, sich gerade an jenem Tage bei uns rendez-vous geben werde. Es ging aber Alles ganz gut von Statten, und auf einem langen Spaziergang unterhielt ich mich sehr angenehm mit der geistvollen Frau."

Hätte schon vor siebenzig Jahren ein auch nur annähernd gleicher Luxus wie heutigen Tages geherrscht, so würde eine so großartige Gastlichkeit wie auf Ascheberg, wenn sie überhaupt durchführbar gewesen wäre, der Hausfrau jedenfalls unendlich viel größere Sorgen und Mühen bereitet haben. Das Leben war aber damals noch überaus einfach. Auch dem verwöhntesten Gaste genügten das Wildpret, welches Wald und Feld, die berühmten Brassen, Hechte, Spickaale und anderen Fische, welche der Plöner See, die frischen Gemüse und schönen Früchte, welche der große Garten im Ueberfluß lieferten, die Meierei-Producte, das im Hause bereitete Brod und Backwerk, sowie eine einzige Sorte Tischwein. Wenn bei den alljährlichen großen Fuchsjagden oder anderen außergewöhnlichen Veranlassungen die Tafel einmal reichlicher besetzt war, so sperrte ich in meinen Kinderjahren weit die Augen auf, und ich erinnere mich nur einer einzigen Gelegenheit, wo ein besonderes kunstvoll ausgeziertes und mit allen möglichen mir noch unbekannten Leckereien prangendes Büffet meine Bewunderung erregte. Es war dies im Juli 1824, als König Friedrich VI. von Dänemark auf einer seiner Rundreisen durch das Land mit der Königin, den beiden Prinzessinnen und zahlreichem Gefolge auch auf Ascheberg zu kurzem Besuche Halt machte. Das war für die ganze Einwohnerschaft ein um so größeres Ereigniß, weil man sagte, daß seit 1762 kein gekröntes Haupt dort gewesen sei. Ueberraschender noch als jenes Büffet und die glänzenden Ehrenpforten war freilich für den damals neunjährigen Knaben die überaus einfache Erscheinung der Majestäten. Wenn ich auch nicht erwartet hatte, daß ein König mit Krone und Scepter reise, so hatte ich mir doch eingebildet, daß er, wie Saul, „eines Hauptes länger denn alles Volk" sein, die Königin und ihre Töchter alle Anderen

an Schönheit überstrahlen müßten. Das war nun keineswegs der Fall, und ich würde die Enttäuschung darüber wahrscheinlich noch stärker empfunden haben, wenn mir nicht durch die gnädigen Worte, welche auch an uns Kinder gerichtet wurden, und dadurch, daß die Königin segnend ihre Hand auf meinen Kopf legte, eine neue Ueberraschung bereitet wäre. Trotzdem war übrigens die erst kurz vorher confirmirte Prinzessin Wilhelmine für mich weitaus die angenehmste Erscheinung. Es war vielleicht ein Vorzeichen davon, daß ich im späteren Leben das Glück und die Ehre haben sollte, gerade von dieser nach ihrer Vermählung mit dem Herzog Carl von Glücksburg viel Wohlwollen zu erfahren.

Als die höchsten Festtage wurden auf Ascheberg die Geburtstage der Eltern gefeiert. Beide wetteiferten mit einander, sich hübsche Ueberraschungen zu bereiten. Ein von ihnen selbst, der Großmutter oder den Lehrern gedichtetes Festspiel, mit welchem irgend eine neue Anlage auf einer der Inseln, im Park oder in den angrenzenden Hölzungen eingeweiht wurde, bildete meistens den Hauptheil der Feier. Diese kleinen Festlichkeiten sind für das ganze Leben auf Ascheberg so charakteristisch, daß ich wenigstens die Schilderung einer derselben nach den Aufzeichnungen meiner Mutter hier aufnehmen zu müssen glaube.

Vater hatte im Jahre 1819 in dem schönen Gehölz Mühlenbeck einen neuen Weg anlegen lassen, der sich an dem dort ziemlich steilen Ufer des Baches anmuthig hinzieht, stellenweise auf Stufen in die Schlucht hinabführt und dieselbe mehrfach überbrückt. An einem besonders malerischen Punkte dieser Gebirgsgegend im Kleinen war eine Einsiedelei errichtet, der auch das Crucifix und ein Todtenkopf nicht fehlten. Den gemeinschaftlichen Spaziergang durch die neuen Anlagen von diesem Punkte an und die sonstige Feier ihres Geburtstages schildert meine Mutter in den folgenden Worten:

Tagebuch. Juli 1819.

— — „Hier lud mich Ratjen (der damalige Lehrer), als Einsiedler gekleidet, mit hübschen Versen zur Rast in seiner Klause ein. Weiterhin begrüßten uns meine Mutter, Harriot und Fanny Tarnow als Pilgerinnen in gereimter Anrede. Wieder an einer anderen Stelle, wo am Abhange des Hügels Ziegen kletterten und aus der Ferne harmonisches Glockengeläute einer Heerde erklang, kam uns, einen Wechselgesang anstimmend, ein Trupp Schweizer Bauern entgegen. An der Spitze ging der Verwalter und überreichte mir eine Scholle Erde mit dem Wunsche, daß ich noch lange in Glück und Freude auf diesem Boden wandeln möge.

Andere brachten mir verschiedene Kornähren; Malvina führte an einer Blumenkette ein weißes Lämmchen. Emil und Christian wollten mir ein Körbchen voll Erdbeeren und eine Schale voll Milch reichen, konnten aber vor Rührung nicht sprechen, und bewegt schloß ich sie in meine Arme. Auf dem Rückwege wohnten wir im Gasthofe der Traurede bei der goldenen Hochzeit eines Bauernpaares bei, dem mein Schleiden dort ein kleines Fest gab. Der Mann war 90, die Frau 80 Jahre alt. Dann begrüßten wir die Armen des Guts, welche Schleiden, wie immer an diesem Tage, in der großen Allee speisen ließ. Sie nahten sich mir froh und dankbar mit einem Gedichte, das einer von ihnen selbst verfaßt hatte. Zum Mittagsessen überraschten mich meine liebe Gräfin Rantzau und einige andere Kieler und Plöner Freunde. Damit nicht genug, führten die Kinder am Abend ein allerliebstes Divertissement auf. Woldemar und Angelika stellten, in Silberflor gekleidet und mit allen Attributen versehen, an einen Altar gelehnt, Amor und Psyche dar und sahen wirklich schön wie die Liebesgötter aus. Charlotte Rantzau, welche ja bei Angelika Gevatter gestanden hat, und Professor Wiedemann, der ihre Taufe mit einem italienischen Gedicht auf die „angelica bambina" verherrlicht hatte, waren auch ganz entzückt von der Kleinen. Malvina hielt als arkadische Schäferin eine niedliche poetische Anrede, und zum Schluß führten Christian, Emil und Amélie Groux mit vieler Grazie einen hübschen Tanz auf."

Auch an komischen Zwischenfällen fehlte es bei solchen Gelegenheiten bisweilen nicht. Einen derselben beschreibt meine Mutter der ihrigen in den Worten:

Ascheberg, 13. Juli 1820.

— — „Du weißt, daß Schleiden und ich uns ganz besonders für die Verbesserung unserer Schulen interessiren. Nun kam, als wir nach Tisch gerade Kaffee trinken wollten, ein Zug die Allee herauf. Es waren die Schullehrer mit 12 bekränzten Kindern. Der Lehrer Schlick hatte nämlich Schleiden gebeten, mir gratuliren zu dürfen; er wolle auch gern einmal eine Rede halten, es solle etwas werden, wie es noch nie auf Ascheberg gesehen sei. Hättest Du doch diese Rede hören können! Es wogten viel Blumendüfte darin, und die geräuschvolle Stille meines edlen, weisen Herzens machte mit meiner englisch-huldvollen Gütigkeit den Hauptgegenstand derselben aus. Satirisch lächelnd stand einer seiner Collegen neben dem stotternden Redner, und ich hatte Mühe, Contenance zu halten."

Ein anderes Mal führte ich selbst eine scherzhafte Störung herbei. Zu einem kleinen allegorischen Festspiel, in welchem auch ich mitwirken sollte, war mein weißer Kittel mit einer Blumenguirlande umnäht. In diesem Anzuge machte ich meinem großen Ziegenbock, mit dem ich später spazieren zu fahren gedachte, noch einen Morgenbesuch. Das prächtige Thier fand aber solchen Geschmack an der ungewohnten Verzierung meines Rocks, daß nur noch wenig davon übrig war, als ich zum Beginn der Feier gerufen ward. Nur nothdürftig konnte der Blüthenschmuck in der Eile wieder hergestellt werden.

Besonders hübsch wurde auch jedesmal Weihnachten als ein Fest gefeiert, dessen Reiz, wie wir gelehrt wurden, durch den Gedanken erhöht werde, daß ein großer Theil der Welt sich dann mit uns freue, und das auch für Diejenigen, welchen die Mittel dazu fehlten, soweit wir vermöchten, zu einem Feste zu machen Pflicht sei. An die Weihnachtsfeier des Jahres 1817 knüpft sich meine erste eigene Erinnerung. Nicht nur der Lichterglanz der bis zur Decke des Saales reichenden geschmückten Weihnachtsbäume, sondern auch eine kleine rothe Patrontasche, ein Geschenk von Großmutter Schleiden, machten auf den noch nicht volle 2½ Jahre alten Knaben einen unverlöschlichen Eindruck. Das Letztere ist mir selbst um so auffallender, weil ich im späteren Leben zwar wiederholt im Kugelregen gestanden, aber niemals selbst eine Patrontasche getragen habe, da ich nach dem damals in meiner Geburtsheimath geltenden Recht als Sohn des Besitzers eines adeligen Guts vom Militärdienst befreit war, und die Verhältnisse in meinen Jünglingsjahren nicht der Art waren, daß man sich hätte versucht fühlen können, freiwillig in die Armee einzutreten. Am tiefsten hat sich mir die Weihnachtsfeier 1824 eingeprägt, die dadurch sehr verschönert ward, daß mein Vater die beiden ältesten Brüder, welche seit dem Vorjahre die Prima des Gymnasiums in Bremen besuchten, heimlich hatte kommen lassen. Als die Thüren zum festlich geschmückten und ganz mit Tannenzweigen ausgeschlagenen Saale, in welchem auch eine hübsche Blumengruppe mit poetischer Inschrift zur Erinnerung an die vermeintlich Abwesenden errichtet war, geöffnet wurden, mußten wir Kleinen vorangehen, Emil und Christian den Zug schließen. Die Ueberraschung und Freude Aller war groß. Die nach Bremen adressirten Kisten mit den Geschenken für die beiden Primaner waren nicht abgesandt, und während dieselben nun von ihnen ausgepackt wurden, staunte ich eine reizende Nachbildung des Ascheberger Hauses mit den beiden prächtigen Alleen und den nächsten Parkanlagen an, welche

meine Mutter mit Hülfe des geschickten Gärtners aus bemaltem Pappendeckel, Moos und vielfachem Grün angefertigt und auf dem Flügel und einigen Tischen aufgestellt hatte. — Damals durfte ich auch zum ersten Male den Beginn des neuen Jahres mit heranwachen, das, wie immer, feierlich mit dem schönen Liede von Voß: „Des Jahres letzte Stunde" begrüßt ward.

Ich habe der chronologischen Folge vorgegriffen und kehre zum Jahre 1818 zurück, für welches mir noch ein ziemlich vollständiges urkundliches Material zu Gebote steht. Es begann zu Aller Freude mit der Verlobung der einzigen Schwester meiner Mutter Harriot. Der Bräutigam war der stattliche Candidat der Theologie Grosse, welcher im Herbst 1816 an Termöh's Stelle als Hauslehrer in die Familie eingetreten, durch seinen Charakter, seine schöne allgemeine Bildung und seine angenehmen Umgangsformen rasch Allen sehr werth geworden war und jetzt einen Ruf als Prediger in seine thüringische Heimath erhalten hatte. Ich habe den Onkel erst in meinen Studentenjahren, als er Director und Prediger des Waisenhauses in Langendorf bei Weißenfels war, näher kennen gelernt und lieb gewonnen und bin damals wie später, als er das Amt eines Oberpredigers in Düben bekleidete, oft Zeuge seines häuslichen Glücks gewesen. Sein Nachfolger als Hauslehrer auf Ascheberg war der ausgezeichnete Jurist Henning Ratjen, ein Schüler Savigny's, der mir später als Professor und Oberbibliothekar in Kiel ein treuer väterlicher Freund geworden und dort am 21. Januar 1880 im 87. Jahre als Conferenzrath gestorben ist.

Der freudigen Gemüthsbewegung über die Verlobung der Schwester folgten bald schmerzliche.

Tagebuch. 25. Februar 1818.

„Ich sitze am Bette meines kleinen Rudolph, der sehr krank ist, und ließ die Anderen allein zu einer theatralischen Aufführung bei Josephine Bernstorff nach Plön fahren. Mit Herzklopfen sehe ich Hegewischens Ankunft und Entscheidung entgegen. Ach, wenn er doch Trost und Hülfe brächte! Vor 14 Tagen besuchte ich meine liebe Gräfin Rantzau in Kiel und hatte Abends die Freude, bei der prächtigen alten Schwiegermama Harms näher kennen zu lernen. Er führte mich zu Tische und sprach auch nachher noch viel mit mir. Welch ein Mann ist das! Jedes seiner Worte dringt bis in die tiefsten Tiefen der Seele. In seinen Predigten hatte mich jedesmal die Eigenthümlichkeit seiner Gedanken und seiner Ausdrucksweise gefesselt. In der Privatunterhaltung merkt

man, daß Beides ihm natürlich ist, und da stört auch nicht sein wenig glückliches, etwas weinerliches Organ, wie das bisweilen der Fall ist, wenn er die Stimme stark erhebt. Bis jetzt hat er wegen seiner zum Jubiläum der Reformation veröffentlichten Thesen in dem rationalistischen Kiel wohl noch mehr Gegner als warme Anhänger. Es sollen aber doch schon Manche, die Anfangs nur aus Neugierde zu ihm in die Kirche gingen, von ihm gewonnen sein, und ich wunderte mich nicht, als Jemand sagte, Twesten bekehre seine Zuhörer, und Harms taufe sie."

Die vortreffliche, aber sehr abergläubige alte Wärterin Sophie hat immer bestritten, daß Hegewisch mich damals hergestellt habe, und das Verdienst für sich selbst in Anspruch genommen. Ich war in meinen ersten Lebensjahren fortwährend kränklich und völlig unfähig zum Gehen, so daß ich immer im Kinderwagen gefahren wurde. Von einer Hungercur, der ich damals auch eine Zeit lang unterworfen ward, ist mir noch deutlich in Erinnerung geblieben, daß ich auf einer Fahrt durch den Dohnensteig anfing, die Schnäbel der gefangenen und mir zur Aufbewahrung übergebenen Krametsvögel aus Hunger zu beknabbern. Die alte Sophie theilte den bis in die Mitte dieses Jahrhunderts in Norddeutschland, Rußland, Cornwallis und sogar in den amerikanischen Staaten New-York und New-Jersey weit verbreiteten Aberglauben, daß ein schwächliches Kind geheilt werden könne, wenn man es in einer mondhellen Nacht durch eine gespaltene Eiche oder Esche ziehe. Das versuchte sie dann, mit Hülfe eines der Gärtnerburschen, hinter dem Rücken der Eltern auch mit mir. Ob dies bei Gelegenheit der erwähnten ernsten Krankheit oder erst später geschehen ist, vermag ich nicht zu sagen. Aber die Spuren des Spaltes in der jungen Eiche, der ich angeblich meine Heilung verdanken sollte, habe ich noch mehrere Decennien später selbst gesehen, und dankbar erkenne ich an, daß ich nach Ueberwindung dieser frühen Krankheitsperiode sehr kräftig wurde.

Kaum war der jüngste Sohn einigermaßen genesen, als am 20. März ein Bote meinen Vater an das Sterbebett seiner 74jährigen Mutter nach Kiel rief. Seine Frau, die noch an ihrem letzten Geburtstage ein allerliebstes Gedicht von ihr erhalten hatte, das mit den Worten schließt:

„Behalte mich auch immer lieb,
Du süßer kleiner Herzensdieb!"

folgte ihm am nächsten Morgen und schrieb dort um Mitternacht:

„Die gute, liebe alte Mutter ist nicht mehr! O, wie hängen doch

im Leben Freude und Schmerz so nahe zusammen; vor drei Tagen war sie noch völlig wohl, und nun — o Gott! o Gott!"

Auch die Aufzeichnungen der nächsten Tage zeugen von dem tiefen Eindruck dieses unerwarteten Trauerfalles.

Tagebuch. Kiel, 23. März.

„Diese Nacht träumte mir, wir alle, die wir um die liebe alte Mutter trauern, wären mit ihr in einem hohen, gewölbten Saal, aus dessen großen Fenstern wir auf das Meer hinausblickten, das in weiter Ferne mit dem Himmel zusammen zu fließen schien. Da kamen herrliche Rosse auf den schäumenden Wogen daher gesprengt. Uns ergötzte der Anblick; wir eilten zu ihnen, schwangen uns auf ihre Rücken und ließen uns, ohne des Abgrunds zu gedenken, über welchem wir schwebten, von ihnen tragen und heben in fröhlichem Lauf. Da blickte ernst, aber doch freundlich die liebe Mutter aus dem Saale herab und rief: ‚Laßt's doch genug sein mit dem leichtfertigen Spiel! Seht ihr denn gar nicht, wo ihr seid? Kommt zu mir, ihr Lieben, hier nur ist Sicherheit und Ruhe!'"

Den 25. März.

„Heute sagte die Doctorin Hensler, als sie von der unaussprechlichen Herzensgüte der geliebten Mutter und davon sprach, wie diese immer so fromm und in sich selbst eins gewesen, und Hegewisch dabei bemerkte, diese Generation sterbe jetzt allmälig aus: ‚Im irdischen Treiben bedarf der Mensch etwas Höheres. Früher war dies die Religion, jetzt ist es das Wissen und das Streben nach Bildung; und nur im Irdischen sind wir der früheren Zeit gleich geblieben.' Wie wahr ist das, wie wahr! Wie oft hascht man nicht nach Vermehrung der Kenntnisse, die doch nur eitler Tand sind, und denkt dann zu wenig an Gott, von dem doch Alles kommt. Aber ein solcher Tod weckt auf, macht besser und frömmer."

Drei Jahre später, am 15. März 1821, verlor meine Mutter auch ihren Vater. Wie schmerzlich sie dessen Tod empfand, beweisen die nachstehenden, nicht datirten Worte in ihrem

Tagebuch:

„Noch bei meinem letzten Besuch hatte ich sein theueres Angesicht, trotz seiner 83 Jahre, ganz so, wie ich es schon in meiner frühesten Kindheit kannte, und sein Haar noch völlig braun gefunden. Und nun wurde er abgerufen, ehe er mich noch einmal an sein treues Herz gedrückt, mich noch einmal gesegnet hatte."

Der Trauer wegen verfloß der Sommer 1818 ruhiger als in früheren Jahren. Die Feier der kleinen Familienfeste unterblieb jedoch deshalb nicht. Ueber eines derselben schrieb meine Mutter:

Tagebuch. 22. Juli.

„Heute ist der lieben Knaben Woldemar und Rudolph Geburtstag. Gott erhalte sie mir und mache sie zu braven Männern! Ich will die süßen Jungen mit einer Puppencomödie erfreuen. Aus unseren Kindern entspringen doch unsere größten, reichsten, einzigen Freuden. Wie vergänglich sind die meisten anderen. Doch es ist undankbar, daß ich so rede. Wie viel Gutes und Erfreuliches ward mir außerdem zu Theil."

Die Erwähnung unseres Geburtstags erinnert mich an ein eigenthümliches Verhältniß zu meinem Bruder Woldemar. Als er am 22. Juli 1815 drei Jahre alt ward, erwartete meine Mutter stündlich ihre Niederkunft. Von der gewohnten Geburtstagsfeier konnte deshalb nicht die Rede sein, und auf die Frage nach seinen Geschenken erwiderte Mutter: „Ich schenke Dir heute einen kleinen Bruder." Woldemar verstand diese Worte à la lettre und betrachtete mich, als ich gleich darauf geboren ward, als ihm geschenkt. Er wollte mich deshalb mit zunehmenden Jahren als ihm dienstbar behandeln, und als ich mir dies bald nicht mehr gefallen lassen wollte, kam es oft zu Streitigkeiten und sogar zu Schlägereien unter uns, bei denen ich als der Schwächere natürlich fast immer den Kürzeren zog. Um diesen Kämpfen ein Ende zu machen, erklärte Mutter, als ich fünf oder sechs Jahre alt war, meinem Bruder, daß sie mich durch ein anderes Geschenk auslösen wolle. Da erwiderte er mit großem Ernst: „Nein, dazu ist Rudolph viel zu gut; ich will ihm aber seine Freiheit schenken." Ich begann vor Freude, Woldemar aus Rührung über seine eigene Großmuth zu weinen. Wir umarmten uns feierlich, und von dem Tage an hörte aller Streit auf, und wir waren hinfort die besten Freunde und Spielkameraden.

Stiller, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde, wurde im Herbst 1818 auch die Hochzeit der jüngsten Schwester meines Vaters, unserer vielgeliebten Tante Anna, auf Ascheberg begangen. Sie hatte schon früh viele Bewerber gehabt, aber alle abgewiesen, weil eine gegenseitige Neigung sie mit dem jungen Doctor Horkel verband, welche jedoch damals stille Neigung bleiben mußte, weil er, ein geborener Fehmeraner, nach der Sitte seiner Heimathinsel, schon als Knabe mit einer Nachbarstochter verlobt war. Nach dem Tode ihres Vaters hatte sie ein reiches,

befriedigendes Leben als Stütze der Mutter und Dirigentin des immer noch bedeutenden Hauses, das sie machten, geführt. Als Adalbert von Chamisso, ehe er seine Reise um die Welt antrat, nach Kiel kam, schrieb er von dort am 21. Juli 1815 an Hitzig:*) „Fand hier überall die theilnehmendste, liebreichste Aufnahme. Die Abende brachte ich, von Twesten eingeführt, in einer Familie zu, die er wie die seinige betrachtet, — die von Madame Schleiden, deren unverheirathete Tochter ein großartiges, hochsinniges, schönes Weib ist." Die Richtigkeit dieses Urtheils können nicht nur die Angehörigen, sondern werden Alle bestätigen, welche Anna Schleiden in ihrem gastfreien Hause in Kiel oder später als Professorin Horkel in Berlin gekannt haben. Sie verband mit einem reellen, praktischen Sinn einen idealen Zug und eine begeisterte Liebe für Alles, was des Strebens werth ist. Ich habe später in ihr eine treue mütterliche Freundin und Beratherin gefunden. — Als auch ihre Mutter gestorben war, hatte sie ihr Leben auf Alleinstehen eingerichtet. Da traf sie, als sie Anfang September 1818 wieder einmal nach Ascheberg hinausfuhr, dort den Jugendfreund Professor Horkel, gealtert, schwach und hypochondrisch. Wohl um ihretwillen war er, da er seine Frau verloren und den Tod von Mutter Schleiden erfahren hatte, nach Holstein gekommen. Nach wenigen Tagen verstanden sich die Beiden in zartester Weise, und die Schwägerin ließ es sich nicht nehmen, ihnen „mit Lust und Freudigkeit" die Hochzeit auszurichten.

Tagebuch. 20. October.

„Am 16. kamen Anna und Horkel hier an. Auf der Brücke war eine Ehrenpforte errichtet und, ebenso wie das Haus, erleuchtet. Die Illumination ward am folgenden Abend nach der Rückkehr von einem Dîner bei von Cronsterns auf Rehmten wiederholt. Dann wurden nach einem von Malvina allerliebst vorgetragenen Prologe ‚die Auvergnaten' aufgeführt, und zum Schluß trug Schleiden einen von mir gedichteten Epilog, in welchem auch der lieben, verklärten Mutter warm gedacht war, selbst tief gerührt, ganz vortrefflich vor. Am 18. war die Hochzeit. Harms traute sie. Alles war feierlich und schön; nur die nächsten Verwandten waren zugegen."

Als der unentschlossene und ängstliche Professor mit einer frischen, liebenswürdigen Frau nach Berlin zurückkehrte, soll das Erstaunen seiner

*) Vgl. A. von Chamisso's Werke. 4. Auflage. (Berlin 1856.) Bd. 6 S. 7.

Freunde grenzenlos gewesen sein. Sie mußte damit beginnen, eine Wohnung zu suchen! Dann war die Aufgabe ihres Lebens, diesen zarten Mann durch treue Pflege zu einem kräftigen zu machen, ihn zu ergänzen und ihren einzigen Sohn Johannes zu erziehen, — eine Aufgabe, welche ihr völlig gelang.

Gleich hier möchte ich ein für den Bildungszustand meiner Eltern charakteristisches Tagebuchblatt aus dem Jahre 1820 einfügen. Denn es liefert zugleich den Beweis dafür, daß weder die Zerstreuungen und Störungen, welche deren ausgedehnte gesellschaftliche Beziehungen mit sich führten, noch die ernsten Zeitverhältnisse und manche geschäftliche Sorgen ihr Familienleben, die Fürsorge für die Erziehung der Kinder und die Erfüllung der täglichen Berufspflichten zu beeinträchtigen vermochten.

Tagebuch. Ascheberg, 20. Mai 1820.

„Lange habe ich nichts in diesen Blättern notirt, und doch war der verflossene Winter der ruhigste, den wir hier verlebt haben. Aber jede Minute war ausgefüllt wie mein Herz, und ein beschäftigtes Leben kann man, wenn es liebe Beschäftigungen sind, wohl mit Recht das glücklichste nennen. Dieses führte und führe ich, und ich befinde mich wohl und befriedigt dabei, komme jedoch gerade deshalb nie dazu, es zu sagen. Der treue Ratjen verließ uns, um sich in Kiel auf die akademische Carrière vorzubereiten, und so unterrichteten Schleiden und ich die Kinder selbst, und unser Zusammenleben ward dadurch noch traulicher und schöner als zuvor. Jetzt mußten wir leider einen neuen Lehrer wieder nehmen; denn die Knaben bedürfen fortdauernden Unterrichts, Schleiden ist im Sommer doppelt beschäftigt, und wir beide sind nie vor Besuchen sicher. Aber ich sah Herrn Silkrodt mit schwerem Herzen ankommen und habe mir auch einige Unterrichtsstunden reservirt, weil sie mir zu viele Freude machen."

Auf diese Lehrthätigkeit spielt in hübscher Weise auch die mit dem Poststempel „Berlin" versehene Adresse eines noch vorhandenen Briefes von befreundeter Hand an: „An Frau Elise Schleiden, Professorin der alten Sprachen und der Geschichte auf der hohen Schule zu Ascheberg." — In zwei anderen mir vorliegenden Briefen aus jener Zeit (respective vom 31. Januar und 13. Februar 1820) sprechen der Bibliothekar und der Rector der Kieler Universität, die Professoren Kordes und Falck, Schleiden lebhaften Dank für das „höchst wichtige Geschenk alter seltener Drucke" aus, wodurch er sein Interesse für die Landesuniversität bethätigt hatte.

In den erhaltenen Aufzeichnungen aus den folgenden Jahren nimmt die Entwicklung der Kinder, die Fürsorge für die Schulen, Armen und Kranken, sowie die Beurtheilung aller neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst weitaus den meisten Raum ein. Am Schlusse einiger solcher kritischen Bemerkungen heißt es einmal im Tagebuche: „Wie sich doch der Geschmack mit der Zeit ändert! Früher konnte ich manchmal recht mit Vergnügen einen Roman lesen. Dazu bin ich jetzt kaum noch im Stande. Nur das Wissenschaftliche und Ernste zieht mich an. Geschichtliche Werke interessiren mich immer am meisten."

Der gesellige Verkehr erhielt 1822 einen angenehmen Zuwachs durch die hochgebildete und liebenswürdige Familie des Etatsraths Eckardt, welcher damals das schöne Gut Wittmold am kleinen Plöner See kaufte. Daß die Frau, eine Engländerin, sich mit Schleidens in ihrer Muttersprache unterhalten konnte, trug gewiß dazu bei, die Beziehungen rasch so intim zu gestalten, daß man hinfort die Sonntage regelmäßig abwechselnd auf einem der beiden Güter zusammen verbrachte. Diese Zusammenkünfte endeten häufig mit einer improvisirten Tanzpartie, bei der mein Vater zu spielen pflegte. Wenn an Geburtstagen oder sonst einmal eine kleine theatralische Aufführung oder andere besondere Festlichkeit auf Wittmold stattfand, wurden auch wir Jüngeren ausnahmsweise dorthin mitgenommen. Dann machte es mir jedesmal großes Vergnügen, die Verschiedenheiten zwischen dem nach dem Zuschnitt einer eleganten englischen Familie eingerichteten und dem elterlichen Hause zu beobachten. Vor Allem aber interessirte mich — wohl ihres ungewöhnlichen Namens wegen — eine nicht mehr ganz jugendliche freundliche Verwandte des Hauses, Miß Kerenhapuch; denn ich wußte damals noch nicht, daß auch die dritte Tochter Hiobs diesen Namen geführt hatte (Hiob 42, V. 14.). — Seit 1824 weilte auch ein geistreicher Vetter meines Vaters, der Dr. theol. et phil. Consistorialrath Kochen, in leicht erreichbarer Nähe als Superintendent in Eutin. Dagegen hatte der befreundete Propst Hensler in Plön, zum Bedauern der Eltern, eine der besten Pfarren des Landes in Barkau angenommen, und trotz der Entfernung von drei Meilen wurde dann und wann auch dort dessen Kirche besucht und ein angenehmer Tag in dem gastlichen Pfarrhause und dessen reizender Umgebung am Ufer des Bothkamper Sees verbracht.

Indem ich nunmehr mit meinen eigenen Erinnerungen in die Erzählung eingreife, fürchte ich nicht, mir den Vorwurf der Eitelkeit zuzuziehen, wenn ich denselben einige Bemerkungen vorausschicke, welche meine Mutter in einer von ihr geschriebenen Charakteristik ihrer sämmtlichen Kinder liebevoll

über mich machte. Jedenfalls würde sich der Vorwurf, daß ich ein etwas altkluger Junge gewesen sei, ebensowohl darauf begründen lassen.

Tagebuch. 11. Februar 1822.

„Rudolph ist das lebhafteste von allen Kindern und hat Interesse für Alles. Vor dem fünften Jahre, ehe er noch lesen konnte, buchstabirte er ganze Geschichten und Gedichte aus seinen Büchern für sich durch und behielt sie so gut, daß er sie mir nachher wieder erzählen konnte und die Gedichte meist auswendig wußte. Auch lernte er dadurch in zwei Monaten lesen. Er hat ein so glückliches Temperament, daß er an jeder Sache eine erfreuliche Seite aufzufinden weiß und oft springend und die Hände zusammenschlagend ausruft: ‚Wie freue ich mich, daß ich geboren bin!‘ Fromme, Gott ergebene Herzen haben alle meine Kinder zu meiner unaussprechlichen Freude. Neulich überraschte ich Angelika und Rudolph in einem Gespräch über Gottes Güte, der ihnen so gute Eltern und so viele Freuden für andere Kinder, von denen hier gerade einige gebettelt hatten, gegeben habe, und vor einem Jahre unterhielten sie sich einmal über seine Allwissenheit und daß er jede Unart sehe und ihm nichts verborgen bleibe, auch wenn man es den Menschen verheimlichen könnte. ‚Warum ist das eigentlich so?‘ fragte Angelika. Der sechsjährige Rudolph antwortete: ‚Wir müssen alle einmal sterben, und dann kommen wir alle vor Gott. Sollte er nun Alle ausfragen, was sie ihr ganzes Leben hindurch gethan hätten, so würde ihm das zu viel Zeit hinnehmen, und man könnte ihm dann ja auch etwas vorlügen, und jede Lüge müßte von Neuem wieder bestraft werden. Aber nun weiß Gott Alles, so wie er die Menschen sieht, und er belohnt oder bestraft sie, je nachdem sie es verdient haben.‘ Rührend lieb haben die Beiden einander, und keine Freude mögen sie genießen, ohne sie zu theilen. Ach, lieber Gott, erhalte sie mir alle so gut und mache sie zu glücklichen Menschen und mich und Schleiden glücklich durch sie! Am 25. Januar, unserem Hochzeitstage, haben sie uns auch sehr erfreut. Die Kleinen hatten hübsche, von Silkrodt, der ganz unsere Wünsche für sie erfüllt, verfaßte Gedichte auswendig gelernt und trugen sie mit vielem Ausdruck vor; Woldemar hatte einen allerliebsten Brief geschrieben, und Christian, Emil und Malvina, ohne alle Hülfe, selbst Gedichte gemacht, die so kindlich fromm und lieb waren, daß sie uns zu Thränen rührten.“

Wenn ich, wie meine Mutter sagt, schon früh lesen gelernt und für Mancherlei Interesse gewonnen habe, so verdanke ich das nächst meiner

anregenden Umgebung unzweifelhaft meinem ersten Lehrer Silkrodt. Obgleich hauptsächlich mit meinen älteren Geschwistern beschäftigt, brachte er auch mir die Anfangsgründe des Wissens bei, und er verstand es meisterlich, auf die Anschauungen eines Kindes einzugehen, Nachdenken zu erwecken und zu unterhalten, während er belehrte. Wir weinten alle bitterlich, als er uns nach beinahe fünf Jahren Ende 1824 verließ, um eine Stelle als Gymnasiallehrer in Nordhausen anzunehmen, wo er später auch Prediger und schließlich Superintendent ward. Ich habe ihn leider niemals wiedergesehen.

Eine ungleich weniger angenehme Erinnerung habe ich von unserem an sich ausgezeichneten Musiklehrer, Herrn Meyer, behalten, der viele Jahre auf Ascheberg war und später einen angesehenen Wirkungskreis in Lübeck bekam. Wenn er vierhändig mit meinem Vater spielte oder dessen Gesang begleitete, spitzte ich freilich entzückt die Ohren; aber er wurde schon früh mein Schrecken, weil, außer der täglichen Clavierstunde, auch noch zwei Stunden lang unter seiner Aufsicht geübt werden mußte, die ich lieber im Freien zugebracht hätte. Viel amüsanter war der Tanzunterricht, den uns eine Zeit lang ein französischer Tanzlehrer Groux aus Hamburg gab. Er war der Vater der oben bereits beiläufig genannten Amélie Groux, eines netten und hübschen jungen Mädchens, welches die Eltern weniger deshalb, damit wir Kinder spielend Französisch und Tanzen von ihr lernen sollten, als aus Mitleid mit der Armuth ihrer Eltern Jahre lang bei sich aufnahmen. Die älteren Geschwister haben mir oft mit Lachen erzählt, daß, als sie nach Ascheberg kam, ihre ganze Garderobe aus einem Kattun- und einem Florkleide, sowie aus einem Unterrocke bestanden habe, der mit letzterem getragen werden sollte. Herr Meyer und später Methfessel in Hamburg bildeten ihre schöne Stimme und ihr musikalisches Talent aus. Sie wurde Sängerin, ging aufs Theater und verließ dasselbe als Gräfin Grote.

Wenigen Sterblichen ist eine so glückliche Kinderzeit vergönnt, wie ich sie mit meinen Geschwistern genossen habe. Die schöne Jahreszeit bot natürlich die meisten Freuden. Da zogen Woldemar und ich in den freien Stunden mit Bogen und Pfeil und später mit einem kleinen Gewehr in den Wald, Vögel zu schießen, die nicht viel von uns zu leiden hatten, Nester zu suchen und die Jungen in ihrer allmäligen Entwickelung zu beobachten. In meinem kleinen Bockgespann wurde das Fahren, auf einem norwegischen Pony — dem „Norbacker" — das Reiten geübt. An einer sumpfigen Stelle des Seeufers und demnächst etwas kunstgerechter

auf einer kleinen Insel eines Teiches im Park bauten wir eine Festung mit Wällen, Palissaden und Zugbrücke, die, wenn die Vettern und Cousinen aus Hamburg kamen, regelmäßig angegriffen, vertheidigt und schließlich unter der Anführung unseres größten Strategen, des Vetters Heinrich Schleiden, der nun schon sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert hat, genommen wurde. Die Schwestern und Cousinen mußten unter dem Titel von „Burgfräulein" die Mundvorräthe aus der Küche holen und zum Entsetzen der Großmutter, welche die Hände gepflegt sehen wollte, die Festung kehren. — Wenn bei niedrigem Wasserstande des Sees die großen Steine zum Vorschein kamen, welche ein früherer Besitzer zum Fundamente eines neuen Schlosses bestimmt hatte, gewährte es ein Hauptvergnügen, von einem auf den andern zu springen. Dabei kam es nicht selten vor, daß man ins Wasser fiel. So oft das geschah, eilten wir, um verdientem Schelten zu entgehen, nach dem Hause des Fischers und stellten uns dort auf den großen Heerd, bis die Kleider getrocknet waren. Daß die Frau des Fischers dies einmal der Mutter verrieth, weckte zum ersten Male in uns Zweifel an der Zuverlässigkeit der Menschen. — In der Nähe der Fischerwohnung war auch ein prächtiger Badeplatz, wo die älteren Brüder mich schwimmen lehrten. Als Ankleidezimmer diente uns die Cajüte eines zur Hälfte im Sande versunkenen und mit Wasser gefüllten kleinen Schoners, den einst ein Graf Rantzau für eine directe Wasserverbindung mit Kiel durch die Schwentine in der Erwartung hatte bauen lassen, daß dieses Flüßchen noch vor Vollendung des Schiffes canalisirt werden würde, was heute noch nicht geschehen ist. Dieses Wrackschiff war zugleich unser Arsenal, aus dem wir Alles holten, was zur Armirung und Einrichtung unserer Festungen verwendbar war. Bei der Belagerung dieser spielten auch die kleinen eisernen Kanonen eine große Rolle, mit denen das herrschaftliche Lustschiff „Der Nordische Löwe" ausgerüstet war, und die sonst nur bei besonders festlichen Gelegenheiten zum Salutschießen abgefeuert wurden.

Zum Angeln fehlte mir die Geduld. Dagegen wurden häufig Wasserfahrten unternommen. Sie endeten manchmal in einem prächtigen Buchenwald am sogenannten Muusberg ganz nach dem Vorbilde in Voß' Luise „Das Fest im Walde". Oft war auch eine der drei zum Gute gehörigen Inseln das Ziel dieser Fahrten. Auf den kleineren Inseln hatten Möwen, auf der größten wilde Gänse und Enten ihrer Nester. Einmal nistete dort auch auf mächtiger Eiche ein Steinadler, der starke Verheerungen unter dem kleineren Wild anrichtete. Silkrodt schoß das Männchen, welches

mit ausgestreckten Flügeln volle 7 Fuß maß und ausgestopft hinfort den Ofen der Schulstube zierte. Die beiden Jungen, welche ein Jägerbursche unter wiederholten Angriffen des Weibchens aus dem Neste herabholte, zogen wir in einem Käfig auf. — Der See war auch im Winter eine reiche Quelle der Freude, denn seine ausgedehnte Eisfläche bot einen unvergleichlichen Tummelplatz. Schon ehe die Eisdecke stark genug zum Schlittschuhlaufen war, glitten wir, nach nordischer Art auf kleinen sogenannten Peekschlitten stehend, mit eisenbeschlagener Stange pfeilschnell über die sich unter uns biegende Eiskruste, durch welche hindurch man Fische und Seepflanzen sehen konnte, hin, ohne fürchten zu müssen, durchzubrechen, so lange wir in rascher Bewegung blieben. Ab und zu wurden auch große Fischzüge auf dem Eise veranstaltet und gewährten durch die ungewohnte Art des Fanges und die Wagen voll Fische, welche nach Lübeck zum Markt geführt wurden, ein doppelt interessantes Schauspiel.

Mit den Sommervergnügungen hielt dieser Wintersport jedoch keinen Vergleich aus, und ich kann mich nicht enthalten, darüber noch etwas mehr zu sagen. — Unsere Spiele waren wohl so ziemlich dieselben, an denen sich auch heute noch die Jugend erfreut. Das beliebte „Räuber- und Soldaten-Spiel“ konnte freilich nur dann getrieben werden, wenn die lieben Verwandten aus Hamburg oder die vier Bernstorff'schen Kinder unseren Kreis ausreichend vergrößerten. Aber ein günstigerer Schauplatz dafür war auch kaum zu denken, als die dichten Bosketts und alten Bäume in der Nähe des Hauses, vor Allem eine riesige Weide, deren Aeste bis auf den großen Rasenplatz herabreichten, dazu boten. Nirgends hätte man besser „Verstecken“ spielen können, und dabei betheiligten sich denn auch bisweilen nicht nur die älteren Brüder und Lehrer, sondern sogar das frei grasende Reitpferd meines Vaters, „Castor“, das sich mehr als einmal mit einem von uns hinter einen Baum stellte und dadurch zum Verräther des Schlupfwinkels ward. — Hier wurden auch zur Osterzeit die bunt gefärbten und oft von Mutter selbst mit allerliebsten Bildern und allerhand Sinnsprüchen verzierten Ostereier versteckt und gesucht. — Aber nicht immer genügte uns der flache Boden als Spielplatz. Dann ward im Gipfel eines Baumes oder auf starkem Hollunderstrauch eine Laube oder ein großes Nest gebaut. Kinder haben ja ihre ganz besondere Vorsehung, und so kam ich denn auch mit dem Bruch des Schlüsselbeins davon, als wir dort oben eine Storchfamilie aufführten und ich zum Neste herausfiel. — Die reichen Obstgärten mit ihren Treibereien für Trauben, den Spalieren mit Pfirsich und Aprikosen und den großen

Kirschbäumen reizten natürlich auch die Naschlust der Kinder, und wiederholt ereignete es sich, daß man sich ohne Grund in der Dämmerung ängstigte, wenn man plötzlich auf einem benachbarten Baume oder hinter einem andern Stachelbeerstrauch eine dunkle Gestalt erblickte, die man für einen aufpassenden Gärtnerburschen hielt, während es doch nur ein Bruder oder eine Schwester war.

Gern erinnere ich mich auch noch der unterhaltenden und belehrenden Besuche, welche wir Kinder gelegentlich bei einem alten Pflegling des Guts, dem blinden Jäger Horn, machten. Er hatte schon als junger Mann durch einen unglücklichen Schuß eines Jagdgefährten beide Augen verloren und erregte nun immer von Neuem mein Staunen durch seine Heiterkeit und die Sicherheit, mit welcher er sich ohne Hülfe in seinem Häuschen bewegte, jede Blume in seinem Garten kannte, ganz geschickt Holzschnitzerei betrieb und jede Streitaxt, jedes Opfermesser und jeden Keil einer kleinen Sammlung holsteinischer Alterthümer, die er sich angelegt hatte, zu erklären wußte. Selbst seinen Dohnensteig vermochte er ohne den Beistand seiner netten Tochter Lieschen, unserer großen Freundin, allein zu besorgen.

Ganz besonderen Genuß und reiche Belehrung gewährte es, wenn wir den Vater bisweilen auf seinen täglichen Wanderungen durch die Holländerei und seinen Inspections-Gängen und Ritten über die vom Haupthofe aus bewirthschafteten Felder und zu den großen Viehheerden begleiten durften oder auf einer Fahrt zu den entfernteren Meierhöfen mitgenommen wurden. Da bekamen wir spielend einen Einblick in das unter dem Namen der holsteinischen Koppelwirthschaft bekannte Wirthschaftssystem, die Bodenbeschaffenheit, die Bedeutung der Einführung der Brache, des Kleebaus und der Mergelung, die Eigenthümlichkeiten des Großbetriebs der Milchwirthschaft und der Butterbereitung, die Absatzwege, die Rechte und Pflichten der Arbeiter und die Wichtigkeit einer würdigen und freundlichen Behandlung derselben. Erzählungen von den in anderen Ländern üblichen Wirthschaftssystemen und obwaltenden Verhältnissen dienten zur Erläuterung, und wenn später einmal die Antwort auf eine verfängliche Frage zeigte, daß man doch noch nicht Alles richtig aufgefaßt habe, fehlte es nicht an Neckereien. Die älteren Brüder und der Vetter Heinrich, welcher seine Schulferien auf Ascheberg zuzubringen pflegte, und den der Vater scherzweise zu seinem „Geh-, Reit- und Fahrjunker" ernannt hatte, wußten noch von anderen Schelmereien auf solchen Inspectionstouren zu erzählen. Da machte sich mein Vater wohl einmal den Spaß, auf einer der großen

Koppeln, wo die ganze Viehheerde versammelt war, laut zu rufen: „Seht Euch vor, der Bull kommt!“ und dann spornstreichs davon zu jagen. Von lebhafter Furcht vor dem vermeintlich wüthenden Thier ergriffen, folgten ihm Alle nach, so rasch die schwächeren Pferde laufen konnten, und wurden tüchtig ausgelacht, wenn sie wieder mit ihm zusammentrafen. — Wenn wir zu anderen Zeiten einmal mit dem Vater am Seeufer entlang durch den Park wandelten, wies er darauf hin, wie es bei allen Anlagen namentlich darauf ankomme, sie den von der Natur gegebenen Verhältnissen in einer Weise anzupassen, daß die Kunst, welche darin herrsche, gar nicht bemerkbar sei. Zugleich machte er wohl darauf aufmerksam, wie sehr ein einzelner Ausblick noch gewinnen würde, wenn die ins Gesichtsfeld fallenden Bauernhäuser im schweizerischen Styl gebaut und mit Gärtchen umgeben wären, die Landestracht der Bewohner eine malerischere wäre. Das sei jedoch, fügte er jedesmal hinzu, eine Träumerei, die den Genuß der Wirklichkeit nicht beeinträchtigen dürfe, zumal weil sich auch mit bescheideneren Mitteln noch manche kleine Verschönerung anbringen und dadurch zugleich Arbeitslosen ein Verdienst zuwenden lasse. Damit wurde denn auch in jedem Jahre fortgefahren. Daß die Namen, welche die beiden letzten neuen Anlagen erhielten: „Nur der Augenblick ist unser“ und „Fare well“, wohl schon einer sorgenvollen Stimmung des Vaters Ausdruck gaben, ist mir freilich erst später klar geworden.

Reizend waren auch die Spazierfahrten, welche die ganze Familie ab und zu auf großen holsteinischen Stuhlwagen unternahm. Da wurde mitunter an einem schönen Punkte ausgestiegen, unter den Bäumen ein Feuer angemacht und, im Grünen lagernd, das mitgenommene Abendbrod verzehrt. Mich freute es immer am meisten, wenn diese Fahrten nach einem ziemlich entfernten prächtigen Tannenwalde gingen, weil wir Kinder dort in einer Lichtung aus dürren, mit üppigem feuchtem Moos bedeckten Reisern einen „Feuer speienden Berg“ errichten durften, der freilich mit einem wirklichen Vulkan nur den Rauch gemein hatte.

Einmal in jedem Sommer pflegte auch in zahlreicher Gesellschaft großer und kleiner Leute ein weiterer Ausflug unternommen zu werden, wozu die frohnpflichtigen Erbpächter die nöthigen Vier- und Zweispänner stellten, und bei dem ein eigener Proviantwagen natürlich nicht fehlen durfte. Das Ziel dieser Ausflüge war meistens das ziemlich entfernte, in der Nähe der Ostsee reizend belegene Hessenstein'sche Gut Panker. Auf dem Rückwege wurde in dem Städtchen Lütgenburg Abends noch einmal eine längere Rast gemacht. Wenn die Jugend dann auf der Bank vor

dem Wirthshause am Markt saß und schon etwas ermüdet war, wurde sie durch Silkrodt's Recitation des „Peter in der Fremde" oder durch den von der freundlichen Tante Leonore (der Frau von Onkel André) vorgetragenen „Abt von St. Gallen" neu belebt, und jubelnd, lachend, schwatzend und singend ging es nachher durch die stille, sternendurchglänzte Nacht heimwärts. Solche Eindrücke bietet das Leben nicht gar oft.

Tief haben sich mir auch die Treibjagden eingeprägt, denen ich ein paar Mal am Rande einer Waldwiese, wo das Wild durchbrechen mußte, zusehen durfte, nachdem mir schon am Abend vorher die von anderen Gütern vorangeschickte colossale Menge von Hunden und die Futtermassen, welche dafür in Anspruch genommen wurden, gewaltig imponirt hatten. Zu den großen Ereignissen gehörte gleichfalls das Fest des Ringreitens und Vogelschießens, welches den Bauern und allen Beamten des Guts alljährlich einmal gegeben wurde. Dann kamen die reichen Erbpächter und ihre Söhne auf stattlichen Pferden in langem Zuge vor das Haus geritten und wurden nach gewechselten Anreden mit einem Glase Wein — einmal auch durch ein rasch entdecktes und verbessertes Versehen des Dieners mit Essig — bewirthet, ehe sie nach dem eigentlichen Festplatze abrückten, wo Abends beim Scheine vieler Lichter ein munterer Tanz die Festlichkeit abschloß. Jeder solcher Aufzüge rief in mir eine meiner frühesten Erinnerungen wach. Denn ein solcher hatte uns auch, als wir bei der Hochzeit von Tante Harriot, am 16. Juni 1819, von der Trauung in der Plöner Kirche zurückkehrten, bei einer an der Grenze des Guts errichteten Ehrenpforte empfangen, wo geschmückte Kinder dem jungen Paare Kränze überreichten; und am Abend war damals die nach dem See führende große Allee mit brennenden Theertonnen erleuchtet, von denen auch einige auf dem Wasser schwammen. Das war ein Anblick gewesen, der, in Verbindung mit einem kleinen Feuerwerk, wohl geeignet war, unvergeßlich zu bleiben, obgleich ich noch keine volle vier Jahre alt war.

Bei schlechtem Wetter gewährte das halb verfallene, mit wildem Wein und Epheu überwachsene ehemalige Herrenhaus einen prächtigen Spielplatz. Dort befand sich auch die Gerichtsstube, wo der von meinem Vater, als Erb- und Gerichtsherrn, zum Justitiarius bestellte würdige Professor Tönsen aus Kiel alle paar Wochen seines Amtes waltete. Unter derselben war das Gefängniß mit seinen vergitterten Fenstern, dessen gelegentliche Insassen uns reichen Unterhaltungsstoff boten. Daneben war die Wohnung des alten Polizeidieners Gey, einer wahren Märchengestalt.

Ein großer Saal enthielt die von Großvater Schleiden begründete reichhaltige Bibliothek, die mich, trotz der Unhöflichkeit der Bücher, dem Beschauer den Rücken zuzuwenden, zuerst die Schönheit solcher Wandbekleidung erkennen ließ. Ein anderer Saal mit reicher Stuccatur an der Decke diente dem Gärtner zur Aufbewahrung mancher Wintervorräthe, namentlich herrlichen Obstes, und wir versäumten nie, ihm dort einen Besuch zu machen, wenn er den Schlüssel der Thüre nicht abgezogen hatte. Alle sonstigen Räume des alten Hauses hatten etwas ungemein Unheimliches, waren aber vielleicht gerade deshalb um so anziehender für uns. Das galt besonders von einem größeren, im Souterrain befindlichen Gelaß, zu welchem ein dunkler Gang führte. Wir pflegten es das Burgverlies zu nennen, weil die älteren Geschwister uns Jüngeren, als wir diesen Raum zum ersten Male betraten, die noch vorhandenen Ueberreste der Mahlzeit eines der Hunde, um uns bange zu machen, als Menschenknochen bezeichnet hatten. — In der großen Vorhalle dieses Gebäudes sah ich auch einmal von einer herumziehenden Truppe die „Thaten und die Höllenfahrt des Doctor Faust" auf einem Puppentheater aufführen. Der Eindruck davon war ungleich größer als derjenige, den eine gleichfalls von Marionetten mit wunderbaren Verwandlungen dargestellte Posse mit dem eigenthümlichen Titel: „Casperle's Trauer mit dem großen Umschwung" auf mich machte. Er ward auch nicht durch die Scene in der Wolfsschlucht verwischt, als ich bald nachher bei einem Besuche in Hamburg zum ersten Male in einem wirklichen Theater der Aufführung des „Freischütz" beiwohnen durfte.

Theatralische Vorstellungen fanden auch in unserem Hause öfter statt. Mit den Plöner Freunden wurden kleine Lustspiele aufgeführt, in denen das Spiel meines Vaters — die Mutter betheiligte sich nur selten dabei — immer am meisten meine Bewunderung erregte. Namentlich ist mir eine Aufführung der „Zerstreuten" von Kotzebue erinnerlich geblieben, in welcher er und Silkrodt die Hauptrollen gaben. Die äußeren Vorbereitungen dazu entsprachen dem anspruchslosen Charakter der damaligen Zeit und überraschten mich doch jedesmal durch ihren Geschmack und ihre Zweckmäßigkeit. In wenigen Stunden ward in dem großen Saale eine kleine Bühne aufgeschlagen. Der Gärtner Kaufner besaß eine eigene Kunstfertigkeit, aus vier zusammen genagelten und mit den schönsten grünen Buchenzweigen bedeckten Latten die herrlichste Garten- und Walddecoration herzustellen und mit gleich einfachen Mitteln die übrigen nöthigen Requisite zu beschaffen. Für die Garderobe sorgten die Mutter, die Tanten und die geschickte Jungfer

Marie. — Auch die Kinder — ich selbst als der jüngste Sohn spielte dabei natürlich die untergeordnetste Rolle — machten auf dieser improvisirten Bühne die ersten Proben ihrer Darstellungskunst, indem gewöhnlich bei den Geburtstagsfesten Kinderschauspiele aus „Weißen's Kinderfreund", einem Wochenblatt für die Jugend aus dem Jahre 1781, aufgeführt wurden. Ich freute mich der poetischen Gerechtigkeit, wenn in der „Schlittenfahrt" der böse Informator Bibulus entlarvt und bestraft ward, und konnte dem einige Jahre älteren Vetter Heinrich seinen Stolz nachempfinden, wenn er einen aus rothen Bändern angefertigten Hosenträger anlegte, um einen Bauernburschen zu repräsentiren. Dabei fehlten niemals die der festlichen Veranlassung angepaßten Pro- und Epiloge. Die größte Wirkung unter allen diesen Gelegenheitsdichtungen brachte ein Epilog hervor, welchen Onkel André zur Feier des letzten Geburtstages meiner Mutter vor dem Abschiede von Ascheberg sehr geschickt in der Weise des bekannten Monologs aus der „Jungfrau von Orléans": „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften," gedichtet hatte, und den Tante Leonore so ergreifend vortrug, daß Alt und Jung tief davon gerührt wurden.

Von den vielen interessanten Gästen auf Ascheberg habe ich begreiflicher Weise, soweit ich nicht im späteren Leben mit ihnen bekannt geworden bin, keine deutliche Erinnerung. Nur zwei besonders eigenthümliche Erscheinungen stehen auch heute noch so lebhaft vor meiner Phantasie, als ob ich sie erst eben gesehen hätte. Es sind dies ein alter Etatsrath von S. und der Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg, die häufig aus Plön herüberkamen. Der Erstere, ein Vetter von Großmutter Schleiden, den wir „Onkel" nannten, war eine überaus komische Figur. Sehr klein und untersetzt, mit einem großen Buckel auf der rechten Seite, ließ er sich immer von seinem fast ebenso gestalteten Diener begleiten, der auf der linken Seite einen starken Höcker hatte. Obgleich im gewöhnlichen Leben höchst gutmüthig, konnte er zu Zeiten doch eine so leidenschaftliche Heftigkeit äußern, daß mir angst und bange dabei ward. So sprang er einmal, als durch irgend ein Versehen das vor ihm stehende Salzfaß umgestoßen ward, weil er darin ein böses Omen erblickte, wüthend vom Tische auf und rannte hinaus, um sofort selbst seinen Wagen zu bestellen. Wochen vergingen, ehe es den Eltern gelang, ihn zu einem neuen Besuche zu bewegen. — Ganz anderer Art war der Herzog. Es sind noch ein paar von dem talentvollen Fräulein Luise von Witzleben, einer Nichte der Grafen Christian und Leopold von Stolberg, die auch mich einmal als Studenten in wenigen Minuten sehr ähnlich zeichnete,

hübsch in Farben ausgeführte Bilder von ihm vorhanden. Eine so schöne Stirn und einen so guten, ruhigen Gesichtsausdruck wie auf dem einen derselben wird man wohl nur selten bei einem wirklich Geisteskranken finden. Das andere Bildchen, welches den Herzog sehr geschickt am Clavier sitzend und dem Beschauer den Rücken zuwendend darstellt, dient als Vignette einiger scherzhafter Knittelverse, mit welchen die Zeichnerin den freundlichen, wohlbeleibten Fürsten einst zu seinem Geburtstage begrüßt hatte. Die folgenden Strophen daraus, welche auf eine amüsante Aufzählung seiner angeblichen Reize folgen, sind für den ungenirten Umgangston, welchen der dem Throne so nahestehende Prinz seinen Freunden gestattete, charakteristisch:

„Das sind die sieben Reize, doch es fehlen
So viele noch, wie soll ich sie erzählen?
Was ich wohl nie genug besingen könnte,
Sind deine mannigfaltigen Talente.
Du stickst, o Herzog, wie die Penelope,
Machst entre-chats, trotz einer Antilope,
Du singst, als käm's aus Philomelen's Kehle,
Und malst in Wasser, in Pastell und Oele.*)
Du bist ein Meister in Cäcilien's Kunst,
Stehst in der Heiligen und Musen Gunst.
Du spinnest besser als die Parzen spannen,
Und überall kannst du den Unmuth bannen." rc. rc.

Mir imponirte besonders die große vierspännige Kutsche, mit zwei, trotz des ziemlich weiten Weges, auf dem Rückbrett stehenden Livréebedienten, in welcher der Herzog seine Besuche zu machen pflegte. Fast noch auffälliger als dies Gefährt war mir, daß ihm — ich weiß nicht, ob das damals vielleicht Mode war — immer aus der einen Seitentasche seines blauen Leibrocks ein rothes, aus der anderen ein blau geblümtes seidenes Taschentuch weit heraushing. Die Erinnerung an ihn mußte sich uns Kindern um so tiefer einprägen, weil er, begeistert für die Seidenwürmerzucht, wovon noch zwei erhaltene, von ihm selbst geschriebene kleine Aufsätze zeugen, Seidenwürmer nach Ascheberg brachte, für welche die Knaben die Maulbeer=

---

*) Ueber des Herzogs schwache Versuche zu malen sind auch in von Alten, „Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel" (Leipzig 1872) S. 222 einige Andeutungen enthalten. Der Herzog hatte große Neigung zu Tischbein und zeichnete oft dessen eigenes Bildniß auf die Tischplatte, wenn er der Arbeit des Künstlers zusah, um das Lasiren zu lernen; „denn er könne wohl ein Bild anfangen, aber fertigmachen, das verstehe er nicht, und möchte es doch so gern lernen."

blätter pflückten, während den Schwestern die mühsamere Arbeit zufiel, die Würmer mit Nadel und Pinsel auf die frischen Blätter umzuquartiren, ohne daß sie die Wahrheit des italienischen Sprüchwortes erlebt hätten:

„Mit Geduld und Zeit
Wird's Maulbeerblatt zum Seidenkleid."

Lebhafter als diese einzelnen charakteristischen Figuren steht mir natürlich unsere tägliche Umgebung vor Augen, in welcher, soweit meine Erinnerung reicht, nur geringe Aenderungen vorkamen. Wenn ich zu zeichnen verstände, so würde ich, glaube ich, auch jetzt noch ähnliche Bilder des Gärtners, des Kutschers, des schmucken Jägers, der ein hübsches Mädchen aus unserem Hause geheirathet hatte, des Fischers und seiner Frau, des kräftigen Schmieds und sogar des in der Nähe wohnenden Flickschneiders, wie er mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Tische saß, entwerfen können. Die gute Gelegenheit, von allen diesen gründlich Plattdeutsch zu erlernen, mußte leider unbenutzt bleiben, weil meine Mutter, besorgt, daß das Hochdeutsche und Französische darunter leiden könnten, uns verboten hatte, Plattdeutsch zu sprechen. Meine Kenntniß der ebenso poetischen wie gemüthlichen Volkssprache ist deshalb auch stets mangelhaft geblieben. Denn als ich später beim Eintritt in das praktische Leben abermals viel Anlaß hatte, mich damit zu befassen, erschwerte mir bereits die Aehnlichkeit mit dem Englischen und dem Dänischen, es zu irgend welcher Vollkommenheit darin zu bringen. Vor Allen lieb war uns Kindern der langjährige Diener des Hauses, Carl Severin, der bei den Eltern eine Vertrauensstellung einnahm und voll Gefälligkeiten für uns Kleinen war. Sehr verschieden von seinem früheren Collegen, dem alten Friederich, der mit großer Gewandtheit eine derartige Liebhaberei für starke Getränke verband, daß er, als ich ihm einst für meine Mutter ein Fläschchen Eau de Cologne zum Oeffnen brachte, einen tüchtigen Schluck daraus nahm, weil es gar so gut schmecke, war Carl in jeder Beziehung ein Muster von Solidität und Tüchtigkeit. Mit warmem Antheil bin ich denn auch seinem ferneren Lebenswege gefolgt, so selten ich ihn auch wiedergesehen habe. Er war von meinem Vater, ehe derselbe 1825 Ascheberg verließ, nach dem Tode des alten Gey zum Polizeidiener des Guts ernannt, pachtete später den zu demselben gehörigen großen Gasthof, durch dessen umsichtige, vortreffliche Bewirthschaftung er viele Besucher anlockte, und zog sich schließlich als unabhängiger Mann nach Plön zurück. Dort feierte er am 18. Mai 1884, umgeben von seinen Söhnen, denen er eine vorzügliche Erziehung gegeben, von zahlreichen Enkeln und Urenkeln, unter allgemeiner Theilnahme und beglückt durch die

ihm vom Kaiser verliehene große Ehejubiläums-Medaille, das seltene Fest seiner diamantnen Hochzeit, in voller geistiger und leidlicher körperlicher Gesundheit. Vor sechzig Jahren hatte er meiner Mutter recht gebildetes Lieblingsmädchen Marie geheirathet, deren Geschicklichkeit ich oft bewundert hatte, als sie nach frisch aus dem Garten geholten Blumen die Ueberzüge zu einem neuen, aus Ascheberger Lindenholz gefertigten Ameublement stickte, welches ihre Herrin selbst mit Ranken und Blüthen für ihr als Weinlaube decorirtes Cabinet bemalt hatte. Beispiele solcher Treue und Anhänglichkeit, wie das glückliche Jubelpaar seiner früheren Herrschaft und den wenigen überlebenden Kindern derselben, unter völlig veränderten Verhältnissen, mehr als sechzig Jahre lang bewahrt hat, sind zu selten, als daß ich dieses hier hätte unerwähnt lassen können.*)

Der schöne Ascheberger Jugendtraum erreichte im Sommer 1825 sein Ende. Wir Kinder ahnten nicht, zu welchen Sorgen die Zeitverhältnisse den Eltern schon seit Jahren Anlaß gegeben hatten. Ich habe dieselben erst viel später, als ich mich eingehend mit der inneren Geschichte meines Heimathlandes beschäftigte, völlig zu würdigen gelernt. Ohne diese Kunde würden mir selbst die vereinzelten Andeutungen unverständlich geblieben sein, die sich in dem Tagebuche meiner Mutter aus jener Zeit finden, dem sie Geßner's Worte:

„Willst du getragen sein,
So lerne ertragen mit Liebe,"

als Motto vorgesetzt hat. Da heißt es einmal:

Tagebuch. 11. Februar 1822.

„Ich bin jetzt fast immer sehr trübe gestimmt. Mit jedem Jahre wird das Leben ernster. Denn man genießt nicht mehr bloß den gegenwärtigen Augenblick; auch die Zukunft liegt uns am Herzen. Sie wird mir hoffentlich in meinen Kindern noch schön erblühen; das ist doch ein heller Lichtpunkt, den ich festhalten will."

Und ein anderes Mal:

Tagebuch. 22. September 1823.

„Mein Sinn ist nicht leicht und nicht heiter genug, um die Gegenwart zu genießen, ohne an die Zukunft zu denken."

Die einzige Bemerkung, welche den Grund dieser Stimmung bestimmter errathen läßt, datirt schon weiter zurück:

---

*) Am 26. und 27. März d. J. sind die beiden treuen Menschen fast gleichzeitig sanft entschlafen.

Tagebuch. 3. December 1820.

„Nun ist es schon wieder Winter. Mag die rasch eilende Zeit heiter oder trübe verfließen, in der Rückerinnerung ist es fast dasselbe. Ruhiger als gewöhnlich brachten wir den Sommer zu, und dadurch ist mir Ascheberg noch lieber geworden. Ach, wenn ich mir doch mit Gewißheit sagen könnte: hier werde ich immer bleiben! Aber trüb' und ernst ist diese Zeit, und Gott weiß allein, wie es enden wird!

„Doch der den Himmel mit Sternen schmückt
Und der Erde Kleid mit Blümchen stickt,
Welche die emsigen Bienchen küssen,
Die alle Augen bewundern müssen,
Wird uns gewißlich nicht verlassen!
Und was Er thut, ist wohlgethan,
Ihm vertrau' ich, Ihn bet' ich an."

Trüb' und ernst war die Zeit fürwahr. Das ganze Land befand sich in der traurigsten Lage; vor Allem aber war über die Landwirthschaft eine Krisis hereingebrochen, wie sie dort weder früher noch später jemals stattgehabt hat. Der Steuerdruck dauerte unverändert fort. Während in Dänemark schon früher und wiederholt im Jahre 1816 erhebliche Ermäßigungen der verfassungsmäßig ausgeschriebenen Steuern eingetreten waren, wurden in den Herzogthümern die verfassungswidrig ausgeschriebenen rücksichtslos durch militärische Execution beigetrieben. Die Ritterschaft und die übrigen Besitzer adeliger Güter wurden nicht müde, um Steuererlaß, um Aufschub, um rechtliches Gehör oder den Schiedsspruch eines unparteiischen Gerichts zu bitten, fanden aber damit eben so wenig Gehör, wie mit dem Antrage, sich unter sich über einen ihren Kräften angemessenen Beitrag zu den Staatsausgaben vereinbaren zu dürfen, wodurch man hundert Jahre früher (1717) eine damals versuchte Erhöhung der ordentlichen Contribution erfolgreich abgewehrt hatte. Als 1818 auch die einer Steuerverweigerung nahe kommenden Proteste der fortwährenden Deputation gegen die Landsteuer von 1802 und die 1813 zur Dotirung der Reichsbank auferlegte Steuer mit Androhung der Aufhebung der Deputation in ungnädigster Weise beantwortet waren, entschloß man sich zu der schon im Juni 1816 ins Auge gefaßten, aber immer wieder verschobenen Berufung an den Bundestag. Jedoch auch diese, welche, weil Schleswig nicht zum Deutschen Bunde gehörte, nur von der holsteinischen Ritterschaft angebracht werden konnte, blieb erfolglos. Der rechtliche Bestand der alten schleswig-holsteinischen Landesverfassung wurde allerdings

nur von dem dänischen Bundesgesandten bestritten, aber deren factisches Bestehen von der Mehrheit der Bundesversammlung nicht anerkannt. Trotz des den Reclamanten günstigen Commissionsberichts wies dieselbe am 27. November 1823, auf Andringen Oesterreichs und Preußens, welche auf die von König Friedrich VI. verheißene neue Verfassung vertrösteten, die Ritterschaft definitiv ab, nachdem deren wärmste Fürsprecher, von Wangenheim und von Lepel, vorher abberufen waren. Damit war auch das letzte Mittel, auf verfassungsmäßigem Wege Abhülfe zu erlangen, erschöpft. Denn mit Recht hielt man es der Ehre Deutschlands und dem Patriotismus zuwider, den Kaiser von Rußland anzurufen, dessen Vorfahren durch die Verträge von 1767 und 1773 der Ritterschaft ihre Privilegien und Freiheiten garantirt hatten. Die Publication der schon seit 1819 bereit liegenden neuen Verfassung, wodurch die bisherige Verbindung der beiden Herzogthümer gelöst werden und das kleine Holstein drei Kammern mit nur berathender Stimme erhalten sollte, unterblieb, weil die Regierung Widerstand im Volke erwartete und es bequemer fand, ohne Stände zu regieren. Eine Herabsetzung der Steuern würde freilich wohl auch durch diese Verfassung nicht zu erreichen gewesen sein, weil die hohen Abgaben nicht zu den Ausgaben für die innere Staatsverwaltung, sondern zur Deckung der jährlichen Zinsen der Staatsschuld nöthig waren. Die gemeinschaftliche Staatsschuld war nämlich in den letzten Jahren, nach Verbrauch des größten Theils der gemeinschaftlichen Activa — der bei der Abtretung Norwegens und dem Umtausch von Schwedisch-Pommern empfangenen Millionen, der von Frankreich empfangenen Reclamationsgelder u. s. w. — wesentlich für dänische Interessen noch weiter erhöht. Zwar wurden, als die Lage der Landwirthe immer bedrängter ward, und namentlich in den so überaus ungünstigen Jahren seit 1820, auch in den Herzogthümern einzelne Steuerremissionen bewilligt, aber um viele Millionen weniger als im Königreich Dänemark, wo überdies den Gutsbesitzern mehrfach Anleihen aus der gemeinschaftlichen Staatscasse gemacht wurden, die nachmals in Concursen verloren gingen, und wo den Bauern gestattet ward, ihre Abgaben mit Papiergeld, das weit unter pari stand, zum Nennwerth oder in Korn zu einem höheren als dem Marktpreise zu zahlen. Diese neue Prägravation dem Königreiche gegenüber wurde in den Herzogthümern um so tiefer empfunden, weil die Abgaben nicht nur den Reinertrag von Grund und Boden verschlangen, sondern bereits die Zinsen des Betriebscapitals angriffen, neue Anleihen aber selbst unter drückenden Bedingungen nicht mehr zu erhalten waren. Hypotheken galten nicht länger

für eine sichere Capitalanlage, seit bei zahlreichen Concursen adeliger Güter einzelne derselben zum vierten und sogar zum fünften Theil ihres Steuerwerths verkauft waren, so daß nach Berichtigung der Steuerrestanten, der Bankhaft und der Concurskosten wenig oder nichts für die Hypothekenschulden übrig blieb. Wer überhaupt noch Capitalien anzulegen hatte, zog es vor, Staats- oder Bankobligationen zu kaufen, die höhere Zinsen gaben und von denen keine Steuern zu entrichten waren. In Hamburg aber verweigerte man den Schleswig-Holsteinern neue Anleihen, weil man wegen der Langsamkeit des Mandatsverfahrens und des Mangels eines strengen Wechselrechts in den Herzogthümern Weitläufigkeiten und Verluste dabei fürchtete. Die Kündigung eines einzigen Hypothekenpostens konnte unter diesen Umständen einem Gutsbesitzer leicht verderblich werden.

Wenn man die alljährlich in den „Schleswig-Holsteinischen Provincialberichten" veröffentlichten ausführlichen Uebersichten über alle erheblichen Vorgänge im Lande und über dessen allgemeine Lage, die Jahresberichte der schleswig-holsteinischen patriotischen Gesellschaft aus jener Zeit und einzelne Aufsätze über die Landwirthschaft in dem seit 1821 von Carstens und Falck herausgegebenen „Staatsbürgerlichen Magazin" liest, so erhält man ein so überaus trauriges Bild von den damaligen Zuständen, daß alle Klagen unserer heutigen Agrarier, wie begründet sie auch sein mögen, im Vergleich damit als unbedeutend und frivol erscheinen. — Von 1812 bis 1817 waren die Korn- und namentlich die Gerstenpreise bei meistens mißrathenen Ernten ungewöhnlich hoch und immer steigend gewesen. Die Ernte von 1817 schien dauernde Besserung zu versprechen; aber die folgenden Jahre vernichteten diese Hoffnung, und das Jahr 1820 setzte alle Landleute so zurück, daß, wer nichts mehr zuzusetzen hatte, seinen Ruin vor Augen sah. Ungünstige Witterung hatte die überaus reiche Ernte beim Einbringen stark beschädigt, früher Frost verhinderte die Ausfuhr; die Preise aller Landesproducte waren so niedrig, wie man sie nie gekannt hatte. Jedes der folgenden Jahre verschlimmerte den Zustand. Die Preise gingen selbst bei der schlechten Ernte des Jahres 1822 immer tiefer herab. Weizen sank auf 6 Mark, Butter von 50 auf 24 Rthlr. die Tonne; Ochsenfleisch wurde nur mit $1^1/_2$—2 ß. ($11^1/_4$—15 Pfg.) das Pfund, ein gutes Pferd nur mit 40 Rthlr., eine Kuh mit 12 Rthlr. bezahlt. Durch die Abtretung Norwegens war ein wichtiges Absatzgebiet verloren gegangen. Die englischen Korngesetze (3. George IV. c. 60) verhinderten die Ausfuhr dorthin. Selbst die am günstigsten belegenen Güter brachten höchstens die Administrationskosten auf. Die Pächter blieben schuldig oder

zahlten in unveräußerlichem Korn. Verarmung, Verzweiflung, Bankerotte nahmen unter den Landwirthen immer mehr zu und übten auch in den Städten ihre Nachwirkung. Als vom October bis December 1822 der Congreß von Verona versammelt war, hörte man den Wunsch äußern, daß er zum Kriege führen möge, wovon man sich Steigerung der Preise versprach. Niemand aber dachte an socialistische Vorschläge: die Pfandbücher zu schließen und alle Hypothekenschulden unter Reduction von Capital und Zinsen abzulösen, welche der Reichstagsabgeordnete Freiherr von Hornstein-Binningen*) und andere Agrarier sich nicht gescheut haben neuerdings zu befürworten.

Auch mein Vater litt schwer unter dieser allgemeinen Calamität. Nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und unerschütterliches Gottvertrauen ließen ihn ausharren, weil er voraussah, daß er bei dem Verkauf Ascheberg's unter den obwaltenden ungünstigen Umständen Alles verlieren werde. Endlich waren auch seine Mittel erschöpft. Im Mai 1823 machte er einen letzten Versuch, in Kopenhagen ähnliche Hülfe zu erlangen, wie sie manchen dänischen Gutsbesitzern zu Theil geworden war. Die Mutter begleitete ihn dorthin. Bei dem Könige und der Königin fanden sie die gnädigste Aufnahme, bei dem leitenden Minister von Möfting die schönsten Worte. Seine Hoffnung wurde jedoch nicht erfüllt, und damit war zugleich entschieden, daß er sich bei längerer Fortdauer der ungünstigen Verhältnisse auf Ascheberg nicht zu halten vermöge. Schweren Herzens schloß er im Sommer 1824 mit einem in Surinam reich gewordenen Kaufmann aus Hamburg einen verhältnißmäßig günstigen Verkaufscontract ab. Derselbe wurde jedoch nicht perfect, weil der Käufer starb, ehe er ihn unterzeichnet hatte, und da auch das neue Jahr keine Besserung brachte, wurde Ascheberg im Juli 1825 für — soweit mir bekannt — 170,000 Rthlr. (612,000 Reichsmark), — also 95,000 Rthlr. (342,000 Reichsmark) weniger als er selbst dafür gezahlt hatte — an den Landrath und Klosterpropsten von Uetersen, Grafen von Ahlefeldt, verkauft. Um sich ein neues Feld der Thätigkeit zu schaffen und seiner Familie eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, entschloß sich Vater zu einer längeren Trennung von derselben und nahm den von Elberfeld aus wiederholt in dringender Weise an ihn ergangenen Antrag an, für den Deutsch-Amerikanischen Bergwerksverein

*) Vgl. Hermann Freiherr von Hornstein-Binningen, „Die Ursachen der gegenwärtigen Lage der Landwirthschaft und über die Mittel zur Verbesserung derselben." Stuttgart 1883.

nach Mexico zu gehen. Sein Haar war vor der Zeit gebleicht, und als sein Lieblingsbruder André ihn bei einem Abschiedsbesuch auf Ascheberg in herzlicher Weise daran erinnerte, daß ihm, wie viel er auch verloren habe, doch das Beste, die Seinigen, geblieben sei, hatte er mit den Worten Wallenstein's wehmüthig erwidert: „Die Blume ist hinweg aus meinem Leben, und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.“ Aber seinen tapferen Muth hatte er doch erhalten und hat er auch in den kommenden, nicht immer leichten Zeiten bewährt, wenn er es auch manchmal schmerzlich empfunden haben mag, daß das Schicksal ihn auf einen Beruf hingewiesen hatte, in welchem eine großartige Entfaltung seiner Kräfte kaum möglich war.

Wie tief meine Mutter dies alles bewegte, ergeben ihre nachstehenden Bemerkungen:

Tagebuch. Hamburg, 25. November 1825.

„Zwei verhängnißvolle Jahre sind dahingerollt, seit ich zuletzt an diesen Blättern schrieb. Ein Riß ist durch mein ganzes Leben geschehen, und eine völlig neue Periode desselben beginnt. Wie entsetzlich betrübt ist doch ein solcher Wechsel, wenn man über die erste Jugendblüthe hinaus ist, wo Alles im rosenfarbenen Lichte erscheint und man sich leicht an Alles gewöhnt. Ich habe in dieser ganzen Zeit nicht soviel Gemüthsruhe gehabt, um niederschreiben zu können, was mich bewegte. Ich mußte schon um Schleiden's willen alle meine Kräfte anstrengen, mich aufrecht zu halten. Jetzt ist diese entsetzliche Spannung vorüber. Gott hat uns gestärkt zu tragen, was er uns auferlegte. Ein herber, schmerzvoller Abschied steht uns noch bevor; auch dazu wird seine Gnade Kraft verleihen! — Zwei Jahre sind es nun, seit es zur Gewißheit wurde, daß mein armer Schleiden sich nicht auf Ascheberg halten könnte, wenn die Verhältnisse sich nicht völlig änderten. Aber in dieser Zeit der Sorgen sproßten zwischen den Dornen auch Freudenblüthen, vor Allem die, daß unsere Freunde sich bewährten, daß Alle dieselben für uns blieben, daß Beweise der Liebe, Theilnahme und Achtung uns erquickten, die unserem Herzen unendlich wohl thaten. Wie ergriff es uns, als die reichen Erbpächter kamen und Schleiden ihr ganzes Vermögen anboten, wenn er sich damit helfen könne! Er lehnte es natürlich ab, um nicht außer dem eigenen vielleicht auch das ihrige zu verlieren. Aber solche Erinnerungen thun doch bis in die spätesten Lebenstage wohl. In unserem äußeren Leben wurde eigentlich nichts verändert, wenn wir auch den geselligen Verkehr so viel wie möglich zu beschränken suchten. Schmerzlich war mir die Trennung von den lieben Knaben Emil und Christian, die während

des letzten Jahres das Gymnasium in Bremen besuchten und jetzt in Kiel das Rechtsstudium begonnen haben; schmerzlich auch der von deren vortrefflichem Lehrer Silkrodt, der uns Weihnachten verließ, und den sein Nachfolger nicht ersetzte. Im Juli ist nun Ascheberg an Graf Ahlefeldt verkauft. Der treue Freund Valemann und seine Schwester nahmen uns alle nöthigen Besorgungen ab, als wir am 29. August, nachdem ich mit Schleiden und den Kindern noch von jedem Platze wehmüthig Abschied genommen hatte, den geliebten Ort verließen. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie damals der ganze Hof voll weinender Menschen stand, und daß, wie Valemann mir nachher erzählte, bei der Ablieferung des Guts an den Grafen alle Bauern geweint und ihrem neuen Herrn gesagt hatten: sie könnten sich nicht über den Wechsel freuen und würden ihre vorige Herrschaft nie vergessen. — Langsam nur erhole ich mich von aller Gemüthsbewegung, welche das Losreißen von Ascheberg und vielen theueren Freunden mir brachte, und, ach! die schwerste steht mir ja noch durch die Trennung von meinem Schleiden bevor. Auch den Kindern liegt dieser Abschied viel schwerer auf dem Herzen, als derjenige von dem Schauplatz ihrer glücklichen Kindheit. Aber jugendliche Gemüther sind darin doch viel besser daran, daß sich schmerzliche Eindrücke bei ihnen rascher verwischen. Gott wird mir hoffentlich Kraft verleihen, ihnen Bremen, wo wir während Schleiden's Abwesenheit leben wollen, zu einer neuen lieben Heimath zu machen."

Schulzeit in Bremen.

Der Uebergang von dem idyllischen Leben auf Ascheberg zu dem völlig davon verschiedenen in Bremen wurde mir durch einen zweimonatlichen Aufenthalt bei den lieben Verwandten in Hamburg erleichtert. Sie wetteiferten miteinander, mir Vergnügen zu machen und mich die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese meiner Kindheit und die kurze Trennung von meinen nächsten Lieben leichter ertragen zu lassen. Neben dem bewegten Leben in den Straßen der großen Stadt, Spazierfahrten in der anmuthigen Umgegend, wiederholten Besuchen einer reichhaltigen Menagerie, der Oper und der Rutschbahn im Tivoli spielen in meinen erhaltenen, an die Mutter gerichteten ausführlichen Tagesberichten vor Allem das zweimalige Besteigen des hohen Michaelisthurms und der Hafen mit seinem Mastenwald die Hauptrolle. Aber die tropischen Producte, welche ich dort ausladen sah, ließen mich wehmüthig des nahen Abschieds von meinem Vater gedenken, und ich konnte mich gar nicht darin finden, daß er die Fahrt über den Ocean nicht in dem elegant eingerichteten englischen Passagierdampfschiffe zurücklegen konnte, das meine Bewunderung erregte und mir hinlänglich groß für eine solche Reise erschien. Zwar läßt schon Seneca in seiner Medea den Chor prophetisch aussprechen, daß Jahrhunderte kommen würden, in welchen der Ocean die Fesseln der Dinge lockern, Thetis neue Erdtheile entdecken, und Thule nicht mehr das entlegenste der Länder sein werde, und schon 1819 wagte zum ersten Male ein Dampfschiff die Fahrt von New-York nach Liverpool, aber die Verbindung mit Mexico blieb doch noch Decennien auf Segelschiffe beschränkt.

Im November (1825) holten mich die Eltern in Hamburg ab, und nachdem mein Vater uns in Bremen in einer freundlichen Wohnung installirt hatte, riß er sich am 7. December von uns los, um seine weite Reise anzutreten. So jung ich war, empfand ich doch die Trennung sehr schmerzlich. Die Briefe, womit er auch mich häufig erfreute, und die ich sorgsam bewahrt habe, waren mein bester Trost. Ihr Inhalt gipfelte meistens in dem Wunsche, daß Gott mich segnen, mir Gesundheit, Gedeihen und Kraft zum Guten geben und mich so sanft wie möglich durch das Leben führen möge. Aber an weisen Lehren und Mahnungen fehlte es gleichfalls darin nie. So schrieb er einmal:

Mexico, 22. Juli 1826.

„Fahre fort die Zeit zu benutzen, zu lernen, um das Erlernte dereinst zu Deinem und Deiner Mitmenschen Nutzen anwenden zu können. Versäume auch nicht, dem lieben Gott zu danken, der Dich vor vielen anderen Menschen gesegnet hat."

Und ein anderes Mal:

Mexico, 15. Januar 1827.

„Die Kunst, sich in alle Lagen zu schicken, sich an jedem Orte wohl zu fühlen und aus jedem Verhältnisse Freude zu schöpfen, thut dem Manne ganz besonders Noth. Wie sollte ich wohl das Leben hier, so fern von Allem, was mir lieb ist, und was allein demselben Werth giebt, ertragen, wenn ich es nicht gelernt hätte, die Gegenwart zu benutzen, und das Bewußtsein, meine Pflicht zu erfüllen, mich tröstete und stärkte? Möge Gott Dich mit seinem Schutze durchs Leben geleiten, Dir für jedes Verhältniß Kraft und Muth geben! — — Ein Ascheberg ist freilich Mexico nicht; aber wärest Du hier bei mir, so würde Dich doch Manches interessiren und erfreuen, was Dir sonst noch nicht vorgekommen ist. Wer weiß, ob Du dieses Land nicht auch noch einmal zu sehen bekommst? —"

Das war ungeahnt ein prophetisches Wort, welches dreißig Jahre später, als ich in außerordentlicher diplomatischer Mission für die Hansestädte dorthin ging, seine Erfüllung fand.

Einstweilen kam die mir angeborene Neigung, jeder Sache eine gute Seite abzugewinnen, der mir ertheilten Mahnung zu Hülfe; denn auch Bremen war kein Ascheberg, und der erste Winter, den wir dort verlebten, wurde dadurch noch besonders traurig, daß meine Mutter in Folge aller Gemüthsbewegung um Weihnachten ein heftiges Nervenfieber bekam, von dem sie sich erst im folgenden Frühjahr langsam erholte. Das Ungewohnte des Lebens in einer Stadt und des Besuchs einer öffentlichen Schule,

sowie der sich rasch entwickelnde freundschaftliche Verkehr mit einigen Mitschülern mußten mir über den Verlust all' des Schönen, das hinter mir lag, hinweghelfen und thaten es auch.

Bremen war damals noch eine verhältnißmäßig kleine Stadt von weniger als 40,000 Einwohnern. Die ausgedehnte hübsche Vorstadt mit ihren freundlichen, nach englischer Art meist nur für eine Familie eingerichteten Häusern und Vorgärten existirte noch gar nicht. Die alten Befestigungen waren zwar schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts größtentheils niedergelegt und die Wälle schon in den reizenden Park umgewandelt, welcher der Stadt zur größten Zierde gereicht; aber allabendlich, im Hochsommer um neun, im Winter schon um vier Uhr, wurden alle Thore geschlossen und nur gegen eine hohe, mit jeder Stunde steigende Gebühr geöffnet. Gerade 1826 wurde eines der letzten und schönsten Festungswerke, der malerische runde Zwinger, welcher drei Jahrhunderte lang am Osterthore Wacht gehalten, abgebrochen, und ich machte manchmal, wenn ich aus der Schule kam, einen Umweg, um die Fortschritte des Zerstörungswerks, das mir wie eine Barbarei erschien, anzustaunen. Von allen Denkmälern, welche jetzt die Wallanlagen und öffentlichen Plätze schmücken, waren nur der ehrwürdige Roland und das jenseits des Stadtgrabens, damals noch auf freiem Felde stehende Vasmerkreuz vorhanden. Von den größtentheils eng umbauten Kirchen wollte mir keine so gut gefallen, wie die schöne helle Kirche in Plön. Dagegen erregten manche andere Baulichkeiten mein lebhaftes Interesse. Da stand ich oftmals, halb bewundernd, halb kritisirend, still vor einzelnen der gleichzeitig Wohnung, Comtoir und Packhaus umfassenden mitteralterlichen Kaufmannshäuser mit ihren schmalen Façaden und Ausbauten, vor dem stattlichen früheren Gildehause der Kaufleute, dem Schütting, mit seinen vielen hohen Fenstern, dem unschönen alten Giebelgebäude der Stadtwage, dem Krameramthause mit seinem Steinschmuck, und vor Allem vor dem im reichsten Renaissancestyl erbauten Rathhause. Viel zu denken gab mir auch die Inschrift: „Navigare necesse est, vivere non necesse est“ (Schiffen ist nothwendig, leben nicht) an dem ehemaligen Gildehause der Schiffer, dem „Hause Seefahrt“, dessen Bedeutung als Stiftung für Seeleute und deren Wittwen und dessen viele merkwürdige Eigenthümlichkeiten ich erst in späteren Jahren kennen und schätzen lernte. In die wenig belebte, viel regelmäßiger gebaute Neustadt, mit ihren meist kleinen und niedrigen Häusern, kam ich nur selten, wenn ich einen in dem schönsten, mit großem Garten versehenen Hause am Deich wohnenden Freund besuchte, oder von der

großen Weserbrücke aus, die noch durch ein Thor von der Wachtstraße getrennt war, dem Hochwasser und Eisgange zuzusehen wünschte. Die Schifffahrtsbewegung auf dem Flusse vermochte nach dem Hamburger Hafen nur geringes Interesse zu gewähren. Außer oberländischen Kähnen und Lichterfahrzeugen, gelangten nur die kleinsten Schiffe bis zur Stadt. Bei der zunehmenden Versandung der Weser verödete selbst der zwei Meilen stromabwärts belegene Hafen von Vegesack mehr und mehr, und die größeren in der europäischen, sowie alle in der transatlantischen Fahrt beschäftigten Schiffe gingen nach Brake. Erst im Januar 1827 erstand Bremen von Hannover das Terrain, auf welchem jetzt die Hafenstadt Bremerhaven erblüht ist. Die Bedeutung dieser Anlage für die Entwickelung Bremen's — das große Verdienst des eminenten Bürgermeisters Johann Smidt — erkannten damals nur Wenige in vollem Maße, und ich erinnere mich noch deutlich, daß, als am 1. Mai 1827 die Bremer Flagge zum ersten Male auf dem neuen Gebiete aufgezogen und zu Ehren des Ereignisses auch in der Stadt vielfach geflaggt wurde, ein alter Bürger, den ich fragte, warum das geschehe? mir mit Kopfschütteln sagte: „Da makt see wedder dumm Tüg" (Da machen sie wieder dummes Zeug).

Mit Lust besuchte ich die sogenannte Vorschule, eine Art Progymnasium, und fand bei meinen Klassenlehrern, Dr. Ulrich und später Dr. Meyer, viel freundliche Förderung. Mit mehreren meiner Mitschüler ward ich rasch befreundet, und wie von den Freunden meiner Eltern, erfuhr ich auch von deren Familien viel Wohlwollen. Mit zweien dieser Jugendgenossen, dem späteren verdienten Senator Dr. Heinrich von Gröning und dem nachmaligen bremischen Consul in New-York und Chef eines der angesehensten dortigen deutschen Handelshäuser Edwin Oelrichs bin ich bis auf den heutigen Tag in den freundschaftlichsten Beziehungen geblieben. Ein Dritter, den ich nicht minder werth hielt, Friedrich Ludolf Grave — von 1857 bis 1882 als Senator und Bürgermeister eine Zierde der heimischen Regierung, ein Mann von edelster Gesinnung und großer persönlicher Liebenswürdigkeit, — ist seinen zahlreichen Freunden und Verehrern im Januar 1885 durch den Tod entrissen.

Der Frühling und Sommer 1826 riefen wieder Ascheberger Erinnerungen wach. Meine Mutter bezog erst das einem Verwandten gehörige, nach einem Plane ihrer Mutter erbaute und von einem kleinen Waldpark umgebene hübsche Landhaus „Landruhe", dann eine freundliche Wohnung in einem einfachen Bauernhause in Oberneuland. Dort brachten auch mein Bruder Woldemar, der die Handelsschule besuchte, und ich

alle Sonntage und unsere Pfingst- und Sommerferien zu. So wenig landschaftliche Reize die Umgebung Bremen's im Ganzen bietet, lassen sich diese der Gegend von Oberneuland doch nicht absprechen. Weit zerstreut liegt das ziemlich große Dorf und liegen zahlreiche anmuthige Landsitze zwischen wogenden Kornfeldern, üppigen Wiesen und prächtigen Eichenhölzungen, von denen man schon auf dem Wege dorthin durch die von der staubigen Chaussee abbiegende alte Rhiensberger Straße mit ihrem Laubdache von knorrigen Eichen einen Vorgeschmack bekommt. Dort verlebten denn auch wir genußreiche Tage. Consul Delius, der unmittelbar neben dem von uns bewohnten Hause ein Landgut hatte, gestattete uns, auf der äußersten Spitze eines zwischen zwei Wasserläufen belegenen Feldes eine kleine Festung anzulegen, half selbst freundlich mit, auch die dritte Seite durch einen Graben und Wall zu schützen, lieh uns eine große Flagge von einem seiner Schiffe und erquickte uns mit dem schönsten Obst aus seinem Garten. Am Nachmittage pflegten wir nach der eine halbe Stunde entfernten Wumme zu gehen, die einen trefflichen Badeplatz bot. Wir waren gottlos genug, auf dem Heimwege zuweilen eine Kuh anzumelken, die Milch direct aus dem Euter in den Mund leitend. — Der Geburtstag der Mutter wurde auf dem benachbarten Landsitze einer Jugendfreundin gefeiert und erhielt durch das rechtzeitige Eintreffen guter Nachrichten aus Mexico noch eine besondere Weihe. Mein Vater hatte seinem Briefe ein reizendes Glückwunschgedicht beigefügt, das mit einem wehmüthigen: „Wenn es wie vor'm Jahre wäre," beginnt und mit dem Wunsche schließt:

„Blaue Tage, Rosenpfade,
Frisches Leben, frisches Herz,
Friede, Liebe, Lust und Scherz,
Menschenhuld und Gottesgnade!"

Ungern trennten wir uns beim Wiederbeginn der Schule von unserer Festung; aber da meine Mutter sich ganz erholt hatte, und die beiden ältesten Brüder ihre Universitätsferien mit uns verlebten, fanden wir uns leicht wieder in das zwar einfache und stille, aber gemüthliche Familienleben in der Stadt. Auch an Ereignissen, die wohl geeignet waren, auf das Gemüth eines Knaben Eindruck zu machen, fehlte es nicht. Die gräßliche Giftmischerin Gesche Margarethe Gottfried, welche ihre Eltern, ihre drei Kinder, zwei Männer, ihren Bruder und viele Andere durch Arsenik aus der Welt geschafft hatte, und die wir auf unserm Schulwege oft geputzt an ihrem Fenster hatten sitzen sehen, wurde endlich von der

Nemesis Adrastea erreicht und eingezogen. — Dann kam die glänzende Feier des 18. Octobers, die in Bremen nicht blos als ein deutsches Siegesfest, sondern zugleich als ein bremisches Dankfest für die Befreiung vom französischen Joche begangen wurde. Viel des Ueberraschenden und Neuen brachte auch der fast den Charakter eines Volksfestes tragende Freimarkt mit seinen Carousells, Zauberkünstlern und holländischen Waffelbuden. — Die Winterfreuden auf der Eisbahn des Stadtgrabens wurden durch die Masern und nachfolgenden anhaltenden Husten unterbrochen, und der damit verbundene Hausarrest gab zu einem heitern Zwischenfall Anlaß. Meine Eltern gingen bei der Erziehung von dem Grundsatze aus, daß man nicht zum Körper der Kinder sprechen dürfe, sobald eine Einwirkung auf deren Verstand oder Gemüth möglich sei. Ich erinnere mich denn auch nicht, jemals einen Schlag von ihnen erhalten zu haben; damals war mir aber doch ein solcher einmal zugedacht. Als meine Mutter eines Abends auf der Treppe stark husten hörte, glaubte sie, daß ich ihr strenges Verbot, auszugehen, übertreten habe, eilte auf den Vorplatz hinaus und applicirte der hinter meinem Bruder Woldemar hustend heraufkommenden kleineren dunkeln Gestalt, welche sie in der Dämmerung für mich hielt, eine Ohrfeige. Sie hatte, statt meiner, den Sohn einer ihrer liebsten Freundinnen, der Senatorin Klugkist, der mich besuchen wollte, getroffen. Er verschmerzte das unangenehme Mißverständniß rasch bei Spiel und vergnügter Unterhaltung, und meine Mutter, welche dadurch in dem Grundsatze, daß Schläge ein gefährliches Erziehungsmittel seien, bestärkt wurde, ließ es sich gern gefallen, daß wir sie bisweilen damit neckten.

Das Frühjahr 1827 führte mich in völlig andere Verhältnisse. Mutter reiste mit meiner jüngsten Schwester nach Holstein, um der Confirmation der ältesten durch den befreundeten Propsten Hensler in Barkau beizuwohnen und nachher das Seebad in Kiel zu gebrauchen. Woldemar und ich wurden für die Zeit ihrer Abwesenheit bei dem Dispacheur und Oelmüller Herrn Köcheln in Pension gegeben. Wir waren in dessen liebenswürdiger Familie aufs beste aufgehoben und wurden wie deren eigene Kinder — bis auf einen kleinen Sohn lauter Mädchen, mit denen wir uns rasch befreundeten, — auf das liebevollste behandelt. Das Haus war auf dem Weserdeiche vor dem Stephanithore sehr hübsch belegen. Ein großer, gut gehaltener Garten, häufige Landtouren und Wasserfahrten nach Lilienthal, Lankenau, Vegesack u. s. w., gelegentliche Einladungen von den Freunden der Eltern oder den Familien meiner Schulgenossen,

und in den Pfingstferien ein Ausflug nach Delmenhorst brachten Abwechselung und Erholung in das stille Schulleben. In den Sommerferien durften Woldemar und ich zum Besuch der Mutter und Geschwister nach Kiel reisen. Dort wohnten wir im Badehause, und gerade gegenüber am andern Ufer des Hafens hatte sich in einem zum Dorfe Neumühlen gehörigen Hause, mit dem wir Signale wechseln konnten, mein Bruder Emil unter einem angenommenen Namen heimlich einquartiert, weil er zum großen Kummer der Mutter, aber zu seinem eigenen Glück, wegen Betheiligung an einem dem Rector der Universität gebrachten Pereat consilirt war. Der treue ehemalige Lehrer Professor Ratjen trug kein Bedenken, ihm dort ein Privatissimum zu geben. Wir besuchten ihn häufig, unternahmen Wasserfahrten und Spaziergänge zusammen, und manchmal kam er auch, trotz des akademischen Verbots, Abends zu uns herüber. War es schon eine große Freude, wieder einmal in der geliebten Geburtsheimath zusammen zu sein, so wurde diese noch wesentlich erhöht, als uns dort gerade an meinem Geburtstage die Nachricht überraschte, daß mein Vater glücklich von Mexico zurückgekehrt und bereits in London angelangt sei. Ich sah ihn freilich erst im Spätherbst wieder, hörte aber schon bald mit Entzücken von meiner Mutter, die sofort zu ihm an den Rhein eilte, daß sie ihn völlig unverändert, sehr wohl und fast verjüngt angetroffen habe.

Nach manchen Zwischenverhandlungen entschloß sich Vater, zu Neujahr 1828 die Stelle des geschäftsführenden Directors des Deutsch-Amerikanischen Bergwerksvereins in Elberfeld zu übernehmen, und er gab gleichfalls seine Zustimmung dazu, daß mein Bruder Emil, welcher, je tiefer er in die Jurisprudenz eingedrungen war, um so weniger Gefallen daran gefunden hatte, dieses Studium mit dem der Mineralogie vertauschte. Bonn erschien als der geeignetste Ort, das neue Studium zu beginnen, und um des Sohnes willen, sowie wegen der Nähe von Elberfeld, machten auch die Eltern die freundliche Stadt Monate lang zum Mittelpunkt ihrer Bewegungen. Einzelne erhaltene Notizen aus dieser Zeit geben von ihren unveränderten vielseitigen geistigen Interessen Zeugniß. Der berühmte Alterthumsforscher Friedrich Gottlieb Welcker war ihr Führer durch das Antikencabinet. Auf der Bibliothek interessirten meine Mutter am meisten die Bücher mit Liedern auf die Völkerschlacht von Leipzig in 52 und mit dem Vaterunser in 172 verschiedenen Sprachen. Bei wiederholten Besuchen der Aula, in welcher Götzenberger eben die Frescobilder der Theologie und Jurisprudenz vollendet hatte, deren Zeichnung ihr vor-

trefflich, deren Malerei ihr aber etwas hart erschien, versuchte sich Mutter mit Erlaubniß und Hülfe des Künstlers selbst im Frescomalen. In der Mineraliensammlung des Professors Sack frappirte sie die Farbenpracht einzelner Gesteine, „himmelblau, purpurroth, meeresgrün, so glänzend und schön, wie man sie nur bei Schmetterlingen und Blumen zu sehen gewohnt ist". Viel ward mit dem trefflichen Ernst Moritz Arndt verkehrt und die alte Bekanntschaft mit August Wilhelm von Schlegel wieder erneuert. Ueber ihn schreibt sie:

Tagebuch. Bonn, Herbst 1827.

„Interessant bleibt er doch immer, ungeachtet seines Rouge und seiner Perrücke, und wunderschön eingerichtet ist er auch. Aber er bildet sich zu viel auf seine in China bedruckten Atlastapeten und den sonstigen Schmuck seiner Umgebung ein, und das ist mir doppelt störend bei einem Manne, der so vieles Bessere, so manchen geistigen Vorzug hat."

Nach einer Rheinreise, dem Besuch des Laacher Sees, der zu wehmüthigen Vergleichungen mit dem sehr ähnlichen holsteinischen Uglei-See aufforderte, und nach beendigter Weinlese wurden noch die Verwandten in Hamburg und die holsteinischen Freunde besucht, Angelika, welche, um den Unterricht nicht zu unterbrechen, in Kiel zurückgeblieben war, dort abgeholt. Ueber sie hatte die Mutter, als sie nach dem Rhein ging, geschrieben:

Tagebuch. Kiel, August 1827.

„Der Abschied von Angelika wurde mir sehr schwer, und gerne hätte ich ihr die Freude gegönnt, mit uns zu sein; aber das ist ja doch die wahre Liebe, daß man thut, was das Beste für ein liebes Kind ist, nicht das, was es und man selbst am meisten wünschte."

Als die Eltern nach kurzem frohem Wiedersehn und nach der gemeinschaftlichen Feier des schönen Weihnachtsfestes nach Elberfeld übersiedelten, blieb ich vorläufig bei Köchelns in Bremen zurück. Im nächsten Frühjahr verließ mich auch mein Bruder Woldemar, nachdem er bei Dräseke confirmirt war, um eine Stelle auf dem Comtoir der Rheinisch-Westindischen Compagnie in Elberfeld anzutreten. Zu einem Gefühl der Vereinsamung ließen mich jedoch die angenehmen Verhältnisse, in denen ich lebte, und die Freunde der Eltern nicht kommen. Der liebenswürdigen und geistvollen Doctorin Breuls, welche mir oft einen Platz in ihrer Loge einräumte, verdanke ich auch die unvergeßliche Erinnerung, daß ich damals die gefeierte Sängerin Catalani hören konnte, deren klangreiche Stimme noch

nichts von ihrer Schönheit verloren hatte, und deren Technik und vollendetes Spiel auf dem Höhepunkte stand, als sie auf ihrem Triumphzuge durch Deutschland auch nach Bremen kam. Auch den in seiner Art nicht minder berühmten Ludwig Devrient hatte ich das Glück in seiner Forcerolle als armen Poeten und noch in einem zweiten Stücke zu sehen. Von ihm behaupteten strenge Kritiker freilich, daß seine beste Zeit schon hinter ihm liege; aber er riß dennoch das ganze Publicum durch sein Spiel hin, mich in solcher Weise, daß ich neben seinem Namen keinen der anderen Schauspieler, die ich oft gesehen, behalten habe. Die Schule litt übrigens nicht unter solchen Zerstreuungen und machte mir Freude. Ein Brief meines Vaters aus jener Zeit beweist mir freilich, daß mich diese nicht abhielt, manchmal etwas flüchtig zu sein. Als ich ihm einmal sehr eilig und undeutlich geschrieben hatte, sagte er in seiner Antwort:

Elberfeld, 17. Mai 1828.

„Deutlichkeit der Rede und Schrift ist etwas so Wesentliches, daß man nicht Fleiß genug darauf verwenden kann, und ist auch nicht ohne Einfluß auf die Deutlichkeit der Gedanken. Wenn Du keine Zeit hast, Alles, was Du zu schreiben hast, schön zu schreiben, so wünsche ich, daß Du die griechischen Stunden vorläufig aufgiebst und die dazu bestimmte Zeit zum Schönschreiben benutzest. Griechisch kannst Du auch später lernen, Schönschreiben nicht so gut, und es ist besser, daß man das, was man treibt, gut treibt, als daß man Vieles schlecht treibt.“

In einem andern Briefe, dessen Veranlassung mir nicht mehr erinnerlich ist, sprach sich mein Vater in hübscher Weise darüber aus, daß man unter allen Umständen selbst den Schein der Undankbarkeit vermeiden und lieber sogar für Dinge, die nicht einmal Dank verdienten, danken, als jemals den Dank überhaupt vergessen müsse. Er sagte:

Elberfeld, 16. Juni 1828.

„Der Dank macht dem, der ihn empfängt, immer Freude und ist für uns selbst eine Mahnung daran, daß wir so wenig in der Welt durch uns selbst ausrichten können, sondern in der Regel dazu nicht nur den Beistand der Vorsehung, sondern auch den unsrer Mitmenschen bedürfen.“

Mit lebhaftem Interesse nahm ich seit dem Herbst 1827 auch an dem öffentlichen Religionsunterricht des berühmten Kanzelredners und damaligen Hauptpredigers an der Anschariikirche, Dräseke, Theil. Unter den vielen „Stammbuchblättern“, welche mir nach der Sitte jener Zeit ältere

und jüngere Gönner, Freunde und Freundinnen schrieben, ehe ich von Bremen fortging, ist mir das besonders herzliche von Dräseke, welches ich längst meiner Autographensammlung einverleibt habe, immer vor allen lieb und werth geblieben. Seine ganze Persönlichkeit war mir so durch und durch rein und edel erschienen, daß ich mich nicht der gewichtigsten Zweifel erwehren konnte, als mir bei Gelegenheit eines mehrtägigen Aufenthaltes in Magdeburg, im December 1840, von verschiedenen anscheinend unbefangenen und ruhigen Männern gesagt wurde, Dräseke habe sich während seiner dortigen achtjährigen Thätigkeit als evangelischer Bischof allgemein den Ruf eines stolzen, unbesonnenen und tactlosen Mannes zugezogen; nur seine glänzende Beredsamkeit lies man unangefochten. Daß er wenige Jahre später sein hohes geistliches Amt freiwillig niederlegte, konnte mich allerdings unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen; aber ich habe nie aufgehört, ihm in aufrichtiger Verehrung ergeben zu sein.

So gern ich auch in Bremen war, machte es mich doch sehr glücklich, als ich im Juli 1828 die Aufforderung erhielt, nach Elberfeld zu kommen, um zunächst mit meinem Vater die Mutter im Harz abzuholen, wo sie nach neunjähriger Trennung erfreuliche Wochen im glücklichen Familienkreise ihrer Schwester zugebracht hatte, und dann hinfort das dortige Gymnasium zu besuchen. Die heute kaum noch zu begreifende Aengstlichkeit der um mich besorgten Bremer Freunde beraubte mich der mir zugedachten Freude. Sie hielten es nicht für passend, daß ein noch nicht volle dreizehn Jahre alter Knabe allein mit der Post reise. Ueber dem Suchen nach einer guten Reisegelegenheit, die sich endlich in einem liebenswürdigen älteren Kaufmann aus Wetter an der Ruhr fand, der im eigenen Wagen mit Extrapost nach Hause reiste, verzögerte sich meine Ankunft in Elberfeld so, daß mein Vater sie nicht hatte abwarten können. Traurig und verstimmt verbrachte ich die ersten Wochen an meinem künftigen Aufenthaltsort in dem Hause einer befreundeten Familie, fühlte mich aber dort rasch heimisch, als die Eltern und Schwestern zurückkehrten und ich nun wieder Jahre lang mit ihnen vereinigt blieb.

Schulzeit in Elberfeld.

Die Gegend von Elberfeld ist, obwohl etwas beschränkt und keine Aussichten bietend, ungleich hübscher als diejenige von Bremen und war das damals in noch höherem Maße als jetzt, weil die das Wupperthal einschließenden Hügel noch größtentheils bewaldet waren. In fast allen anderen Beziehungen stand die Stadt jedoch weit gegen Bremen zurück. Erst allmälig gewöhnte man sich an den etwas düsteren Charakter der meist engen Straßen und niedrigen, vielfach mit grauem Schiefer bekleideten Häuser, an den Dunst und Geruch der vielen Fabriken und Rothfärbereien und das braunrothe Wasser der Wupper, welches erst weit oberhalb der Stadt rein genug war, um zum Baden einzuladen. An interessanten Baulichkeiten fehlte es in Elberfeld völlig. Kunst und Poesie fanden dort nur geringen Boden. Der kaufmännische Geist überwog. Trotz des weitverbreiteten guten religiösen Sinnes, standen sich die kirchlichen Parteien ungemein schroff gegenüber. Die Geselligkeit beschränkte sich fast ganz auf die engeren und weiteren, religiös gleichgesinnten Familienkreise, in welchen Fremde nur schwer Zutritt erhielten. Sich in diese völlig verschiedenen Verhältnisse und in die Trennung von den holsteinischen und Bremer Freunden, deren Herzlichkeit und geistvoller Umgang sie früher beglückt hatte, hineinzufinden, wurde den Eltern Anfangs schwer. Es würde ihnen noch schwerer geworden sein, wenn nicht das wiedererlangte schöne Zusammenleben und die Pflege vielseitiger geistiger Interessen Ersatz dafür geboten hätten. Erst nach und nach gelang es ihnen, sich einen zusagenden Umgangskreis zu bilden und zu einigen

Familien, besonders zu derjenigen von von Rath, sogar in ein aufrichtiges Freundschaftsverhältniß zu treten.

Knaben schließen sich leichter an einander an als Erwachsene. Da unter meinen Schulgenossen bei jugendlicher Munterkeit und Frische eine erfreuliche Strebsamkeit herrschte, hatte ich nicht wie die Eltern unter dem etwas steifen und zurückhaltenden Wesen der Elberfelder zu leiden, sondern fühlte mich bald in den neuen Verhältnissen wohl und befriedigt. Für die Schule gewann ich allerdings erst ein lebhafteres Interesse, als ich im Herbst 1829 in die dritte Classe versetzt ward. Dort hatte ich das Glück, unter die Leitung von Männern zu kommen, die nicht nur als Lehrer ausgezeichnet, sondern, was mehr ist, zugleich vorzügliche Pädagogen waren, denen die Ausbildung des Charakters ihrer Zöglinge ebenso am Herzen lag, wie deren Förderung auf dem Gebiet des Wissens. Die gelehrten Schulen jener Zeit waren noch nicht, wie die heutigen, überfüllt. Das Elberfelder Gymnasium war sogar, nachdem im Mai 1830 die Realschule davon getrennt war, so schwach besucht, daß z. B. die Ober-Tertia, in welche ich drei Monate später übertrat, nur zehn, die Secunda, der ich vom Herbst an angehörte, nur sechzehn oder achtzehn Schüler zählte. Das erleichterte den Lehrern ihre Aufgabe und war für die Schüler doppelt förderlich, weil dadurch naturgemäß ein viel persönlicheres und intimeres Verhältniß zwischen ihnen und den Lehrern ermöglicht wurde. Ein solches war denn auch mir in vollem Maße vergönnt. Ein besonders dankbares Andenken habe ich meinen ersten Classenlehrern Dr. J. F. Cramer und Dr. Gustav Simon, sowie dem jovialen und geistvollen Lehrer der Mathematik Dr. J. J. Kribben bewahrt. Keiner meiner Lehrer aber hat einen gleichen Einfluß auf mich geübt, wie Dr. Dietrich Wilhelm Landfermann, der im Sommer 1830 seine Lehrthätigkeit in Elberfeld begann; und über ihn, der sich in weiten Kreisen einen ehrenvollen Namen gemacht hat, muß ich deshalb etwas mehr sagen.

Die Lehrer des Rheinlandes haben dem als emeritirter Provincial-Schulrath und Geheimer Regierungsrath am 17. August 1882 verschiedenen verehrten Manne in Coblenz ein Denkmal gewidmet. Bei Gelegenheit der Enthüllung desselben, am 10. Juli 1884, charakterisirte der Oberpräsident der Rheinprovinz, von Bardeleben, Landfermann mit vollem Recht mit den Worten: „Kernig und kraftvoll, dabei gerecht und wohlwollend, beseelt von ungeheuchelter Frömmigkeit, Feind jedes Scheins und jeder Halbheit, durchglüht vom reinsten Patriotismus.“ — Das Geheimniß von Landfermann's Wirksamkeit lag in seinem Charakter und

in der Art, wie er diesen auch bei seinen Schülern zu entwickeln bemüht war. Ich weiß die meisterhafte Weise, wie er auch auf deren sittliches Gefühl einzuwirken verstand, nicht besser zu kennzeichnen, als indem ich von den vielen mir unvergeßlichen Gesprächen, die ich mit ihm in seiner Wohnung hatte, wenigstens zwei hier kurz anführe. Einmal fragte er mich: „Wie hältst Du es denn mit dem Kirchengehn? Gehst Du jeden Sonntag zur Kirche?" Ich antwortete der Wahrheit gemäß: „Meistens, jedoch nicht immer; ich war z. B. am Buß- und Bettag nicht darin." Da fuhr er fort: „Es wird Dir wohl gehen wie den Meisten, ja Allen Deines Alters; wie Faust sagt, als Gretchen ihn über seinen Glauben examinirte: ‚Ich ehre sie, doch ohne Verlangen.'" Auf meine Entgegnung: „Nicht immer," bemerkte er als guter Seelenkundiger: „Ja, sage nur: immer." — Als ich ein anderes Mal auf seine Frage, ob ich rauche? geantwortet hatte, daß ich es bisweilen thue, und nicht glaube, daß meine Mutter es wisse, sagte er: „Damit sprichst Du Dir selbst das Urtheil. Es giebt Eltern, die aus Kränklichkeit, Verzärtlichung und dergleichen ihren Kindern nichts gestatten; solche hast Du aber nicht, und was Du ihnen nicht sagen magst, ist Unrecht." Nicht minder charakteristisch für seine Erziehungsweise ist das Stammbuchblatt, welches er mir am 28. August 1834 „mit herzlicher Theilnahme" schrieb. Es lautet:

„In dir ein edler Sclave ist,
Dem Du die Freiheit schuldig bist."

Die ausgeprägte männliche Persönlichkeit Landfermann's flößte seinen Schülern einen solchen Respect vor ihm ein, daß fast ausnahmslos ein unter vier Augen gesprochenes kurzes freundliches Wort von ihm genügte, sie zu Aufmerksamkeit und Fleiß anzuspornen. Er schonte deshalb ihr Ehrgefühl so lange wie möglich, ehe er vor versammelter Classe einen ernstlichen Tadel aussprach. That er das aber einmal, so geschah es in fast vernichtender Weise, und einer meiner Mitschüler hatte nicht ganz Unrecht, als er Landfermann mit einem schweren Hammer verglich, der zermalme, wo er treffe, Simon mit einem zweischneidigen Schwert, das tief einschneide, wo es niederfalle, das Schelten und Poltern des etwas pedantischen stellvertretenden Directors Dr. H. dagegen als Nadelstiche bezeichnete, die nur im ersten Augenblicke prickelten und schmerzten.

Der Unterricht in der Geschichte und deutschen Literatur gab Landfermann reiche Veranlassung, seine Schüler, deren Turn- und Fechtübungen er gleichfalls gerne sah, zu wahrer Vaterlandsliebe anzuregen

und ihren Bestrebungen eine ideale Richtung zu geben. Von dem Eindruck, den das auf uns machte, liegt mir ein Zeugniß in einem mehrere Jahre später geschriebenen Briefe meines Freundes August Rauschenbusch vor. Ich hatte mich oft mit diesem an Max von Schenkendorf's Gedichten erwärmt und mit ihm für die Wiederherstellung von Kaiser und Reich geschwärmt. Nun sprach er mir, nachdem er das Gymnasium schon verlassen hatte und im Begriffe stand, nach der Universität zu gehen, sein Bedauern darüber aus, daß die Franzosen, und nicht die Deutschen, die ersten Verkündiger der neuen liberalen Ideen gewesen, die Auswüchse, zu denen die französische Revolution geführt habe, in Deutschland zu einem Schreckbilde geworden seien, so daß man Gefahr laufe, um des Mißbrauchs der Freiheit willen auch von deren Gebrauch nichts wissen zu wollen. Dann fuhr er fort: „So lange wir indessen auf den Schulbänken rutschen, auf Mauleselsätteln sitzen oder Collegienhefte unter dem Arm mitschleppen, ist eben in diesen Dingen nichts zu thun. Doch wenn wir Männer sind, dann soll unsere Hand nicht fehlen am Bau der großen Brücke zum verlorenen Wunderlande, wie Landfermann sagt."

Simon, Kribben und Landfermann verkehrten auch ziemlich viel im Hause meiner Eltern. Von den andern Elberfeldern, welche dort ein- und ausgingen, waren mir von Raths die liebsten, und würde mir der musikalisch reichbegabte Alfred Becher auch dann interessant geblieben sein, wenn er sich nicht später auf das Gebiet der Politik verirrt hätte und 1848 wegen Betheiligung an der Wiener Revolution auf Befehl des Fürsten Windischgrätz erschossen wäre. Damals machte er den Eindruck eines bei manchen Wunderlichkeiten liebenswürdigen und gescheuten, zwar sehr zum Disputiren geneigten, aber dabei im Grunde des Herzens höchst gutmüthigen Mannes, dem nichts ferner lag als Throne umzustoßen. Von Raths verdankte ich viel angenehme Stunden. Der einzige Sohn, Hermann, blieb mir, auch nachdem er mit einem anderen Jugendfreunde, Franz Weyermann, in die Realschule übergetreten war, ein lieber Gespiele und ist mir, wie jener, als Mann ein werther Freund geworden. Mit ihm verbrachte ich wiederholt glückliche Ferienwochen auf dem Gute seiner Eltern, Lauersfort bei Crefeld. Dort wurde auf Bergen von Buchweizenstroh „Jäger und Gemsen" gespielt; Wasserfahrten und große Fischzüge auf dem Schloßgraben und einem Teiche erinnerten an Ascheberg, und Alles, was die nähere und fernere Umgegend Merkwürdiges bot, ward besucht. In dem großen und schönen Garten des von Rath'schen Stadthauses wurde eifrig geturnt und unter Anleitung eines Unterofficiers

militärisch exercirt. Schrecklich war mir nur die Liebhaberei meines Freundes für Schlangen, das einzige Thier, vor welchem ich, mag es giftig sein oder nicht, einen unüberwindlichen Abscheu habe. Angeregt durch den naturgeschichtlichen Unterricht züchtete er sie massenhaft, und ich mußte bonne mine à mauvais jeu machen und gleichfalls damit spielen, wenn ich nicht von meinen Kameraden ausgelacht werden wollte. Herzlich froh war ich daher, als Hermann's Mutter der Sache ein Ende machte, weil ihr einmal eins der größten Thiere, das entlaufen war, im Garten begegnete und sie sehr erschreckte.

Neben den neuen Freunden und Bekannten führte jedes Jahr auch liebe Verwandte, holsteinische, Bremer und andere alte Freunde in das Haus meiner Eltern. Zwei dieser Besuche aus dem Jahre 1829 sind mir immer besonders merkwürdig geblieben. Freiherr Friedrich von Gerolt, der mit meinem Vater in Mexico gewesen war und 24 Jahre später als preußischer Gesandter in den Vereinigten Staaten mein verehrter College und Freund ward, brachte mir von London die erste Stahlfeder mit zierlichem Halter mit, die überhaupt nach Elberfeld gelangte und bei Lehrern und Mitschülern, wie bei mir selbst bewundernde Aufsehen erregte. Daß diese Erfindung nach wenigen Jahrzehnten den Gänsekiel um seine Herrschaft bringen werde, vermuthete damals noch Niemand. Merkwürdiger noch ist mir der Besuch des früh verstorbenen Dr. med. Carl Heimreich, des älteren Bruders meines Pflegebruders Christian, durch ein Stammbuchblatt geworden, welches er mir zurückließ. Denn es beweist mir, daß ich schon damals, kaum 14 Jahre alt, den wohl zuerst durch meine Vorliebe für Geschichtskunde angeregten Wunsch hegte, dereinst die diplomatische Carrière einzuschlagen. Er malte mir nämlich ein allerliebstes Bildchen eines Fuchses im Schlafrock mit der Pfeife — Cigarren waren noch nicht allgemein üblich — in der Schnauze und der Brille in der Pfote. Es trägt die Unterschrift: „Ein Diplomat im Morgenhabit." Auf einem andern Blatte hatte er die schönen Horazischen Verse: „Justum ac tenacem propositi virum etc. („Wer recht thut und entschlossen das Ziel verfolgt u. s. w." *) geschrieben und den Wunsch hinzugefügt, daß ich über der Idee vom Diplomaten nicht vergessen möge, jedenfalls ein Mann von rechtlichen Grundsätzen zu werden.

Im Frühjahr 1830 reiste meine Mutter mit den Schwestern ins

---

*) Vgl. Horaz' Oden und Epoden. Deutsch von Dr. Carl Julius Schellhaß. S. 134.

Seebad nach Kiel, und Woldemar kam gleichzeitig auf das Comtoir eines Handlungshauses in Hamburg. Ich blieb allein mit meinem Vater in Elberfeld zurück und lernte ihn bei diesem Zusammenleben noch mehr verehren und lieben, als dies schon immer der Fall war. Mit rührender Sorgfalt überwachte er meine Schularbeiten und meine Lectüre, erinnerte mich oft an das Apophtegma von Hobbes: „Wissen ist Macht“, an das nicht minder schöne Sophokleische Wort:

„Erlerne was gelernt sein will, erforsche was
Erforschbar, aber was erflehbar, fleh' von Gott!“

und an den Ausspruch Schleiermacher's, daß es nicht immer darauf ankomme, wie viel man gelernt habe, sondern wie und was man gelernt habe, und wie man es anwende. Aber nichts weniger als pedantisch und einseitig war er auch um meine körperliche Ausbildung fortwährend bemüht, freute sich des fröhlichen Verkehrs mit meinen jungen Freunden und förderte denselben. Ich durfte sie bisweilen zu kleinen Gesellschaften einladen, bei denen gebratene Sperlinge, welche wir mit Fangkörben in den Gärten fingen, die Hauptschüssel bildeten. Auch manche ungewohnte Genüsse und Vergnügungen wurden mir geboten. In der letzten Hälfte des Mai kam Paganini nach Elberfeld und gab dort zwei Concerte. Das Billet kostete den damals noch unerhörten Preis von zwei Thalern. Der gütige Vater schenkte mir diesen Betrag, es mir überlassend, wie ich ihn verwenden wolle. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, den berühmten, finster und verwildert, fast geisterhaft aussehenden Italiener zu hören, um den sich ein ganzer Sagenkreis gebildet hatte. Sein „Carneval von Venedig“ und sein wunderbares Spiel auf der G-Saite regten mich so auf, daß ich nachher nicht im Stande war, meine Schularbeiten zu machen, und die ganze Nacht von ihm träumte. Die sonst ziemlich zurückhaltenden Elberfelder waren so enthusiasmirt, daß, was noch nie vorgekommen war, junge Damen dem Virtuosen am Schlusse des zweiten Concerts einen Lorbeerkranz überreichten. Auch einer Vorstellung des in seiner Art kaum minder berühmten Taschenspielers Bosco durfte ich beiwohnen, meinen Vater auf einer Geschäftstour nach Düsseldorf begleiten und die Pfingstferien mit ihm bei seinem Freunde, dem Oberbergrath Heusler, auf dem alten, von Johann Mauritius von Nassau erbauten, schön belegenen Schlosse in Siegen zubringen. — Im Sommer kam der zum Gouverneur der Rheinlande ernannte Bruder des Königs, Prinz Wilhelm von Preußen, mit

seiner schönen und liebenswürdigen Gemahlin Prinzessin Marianne, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, nach Elberfeld. Dem hohen Paare zu Ehren wurde ein glänzender Ball im Museum veranstaltet. Ich wurde dahin mitgenommen, um zuzuschauen. Dort fragte mich die Prinzessin, welcher nur die officiellen Persönlichkeiten vorgestellt waren, während eines der ersten Tänze, auf meinen Vater zeigend, wer der Herr sei, dem man es ansehe, daß er es gewohnt sei, sich in der großen Welt zu bewegen? Ich erwiderte mit einem gewissen Stolze: „Das ist mein Vater." „Und wie heißt Du denn?" fragte sie weiter, ließ sich dann in der ersten Pause meinen Vater vorstellen und unterhielt sich lange und wiederholt mit ihm. — Die französische Juli-Revolution, die belgische Revolution und im Spätherbst die Erhebung der Polen riefen begreiflicher Weise auch in der Schuljugend große Aufregung hervor und gaben zu vielen unreifen Urtheilen Anlaß. Rasch unterdrückte Arbeiterbewegungen, welche die angesehensten Bürger, und unter diesen meinen Vater, veranlaßten, sich freiwillig zu bewaffnen und zu Patrouillendiensten zu erbieten, waren wohl geeignet, die erhitzten jugendlichen Köpfe zur Besonnenheit zurückzuführen.

Nach der Rückkehr meiner Mutter begann wieder das frühere schöne und gemüthliche Familienleben. Die genußreichsten Stunden des Tages waren die Abende, wenn der Vater vorzulesen und, was er vorlas, mit belehrenden Bemerkungen und Erklärungen der Tendenz der gelesenen Bücher zu begleiten pflegte. Als am 25. Januar 1831 die silberne Hochzeit meiner Eltern in sinnigster Weise und mit kleinen Aufführungen nach Ascheberger Art gefeiert wurde, zeigte sich deutlich, welch' treues Andenken ihnen die alten Freunde bewahrt, und wie viele neue sie bereits in Elberfeld erworben hatten.

Ich befand mich damals in den Flegeljahren. Daß dieselben, abgesehen von gelegentlichem Unfleiß, keine nachtheiligeren Folgen für mich hatten, verdanke ich neben dem glücklichen Familienleben vor Allem meinen theilweise etwas älteren und reiferen Freunden. Sind doch der Umgang und das Beispiel der Altersgenossen und der Hinweis auf Männer, welche in ihrem öffentlichen oder Privatleben von den Eltern und Lehrern ihrer Tüchtigkeit wegen geehrt, bewundert und als nachahmenswerthe Muster aufgestellt werden, für die Ausbildung des Charakters in der Jugend von nachhaltigerer Wirkung als alle Bücher und Moralpredigten. Ich hatte das Glück, daß sich mir in Elberfeld zwei reichbegabte Mitschüler innig anschlossen, die beide bereits in einer höheren Classe waren.

Friedrich Nieden, der, in weiten Kreisen hochverehrt, am 19. März 1883 im 71. Jahre als Doctor der Theologie und General=Superintendent der Rheinprovinz gestorben ist, war, obgleich schon Primaner, während ich noch in Tertia saß, seit Ostern 1830 mein liebster Jugendfreund. Voll Bewunderung blickte ich zu dem schönen Jüngling auf, der mit einem reinen Herzen und ernstem wissenschaftlichem Streben jugendlichen Frohsinn in seltener Weise vereinigte, und ich fühlte mich durch seine herzliche Zuneigung, die ich durch nichts verdient hatte, gehoben. Wir lebten so in einander, daß wir uns, wo und wie wir nur konnten, zu erfreuen suchten, uns, wenn wir uns ausnahmsweise einmal nicht in der Schule gesprochen hatten, wenigstens einen schriftlichen Gruß sandten und, wenn er in den Ferien bei seinen Eltern auf einem hübschen Bauernhofe bei Mettmann weilte, unausgesetzt Briefe wechselten. Auf weiten Spaziergängen in der freundlichen Gegend ergingen wir uns freilich mehr in Unterhaltungen über Poesie und schöne Literatur als über wissenschaftliche Fragen. Aber die ernsten Aufgaben, welche das Leben an Jeden stellt, waren keineswegs von unsern Gesprächen ausgeschlossen, und er gab mir manchen beherzigungswerthen Wink. Daß unsre schwärmerische Freundschaft sogar einzelnen Lehrern und Mitschülern auffiel, konnte derselben keinen Eintrag thun. Wohl aber führte die Verschiedenheit unseres Alters es mit sich, daß wir nicht länger gleich lebhaft mit einander verkehren konnten, als Nieden sich auf den Abgang zur Universität vorbereiten mußte. Dennoch empfand ich es als einen großen Verlust, als er Ostern 1832 nach glänzend bestandenem Abiturientenexamen Elberfeld verließ. Eine noch Jahre lang fortgesetzte Correspondenz und gelegentliche Begegnungen vermochten keinen Ersatz für den früheren innigen persönlichen Verkehr zu bieten. Später führten uns dann unsere verschiedenen Lebenswege so weit auseinander, daß wir uns nur nach langen Zwischenräumen wiedergesehn und uns, so gut es ging, von Neuem ineinander einzuleben versucht haben. Das Vertrauen, welches er mir noch bei meinem letzten Besuche in Coblenz, im September 1880, bewies, ließ mich jedoch deutlich erkennen, daß er mir, wie ich ihm, herzliche Zuneigung bewahrt hatte. Nieden scheint der Last seiner amtlichen Pflichten erlegen zu sein. Er war ein durch und durch edler Mensch und tief religiös, hielt sich jedoch von jedem Extrem frei und vergaß nie, daß die christliche Religion vor Allem eine Religion der Liebe ist.

Ganz anderer Art als meine Freundschaft mit Nieden war diejenige mit August Rauschenbusch, der im Herbst 1830 nach Elberfeld kam. An

Kenntnissen überragte auch er mich weit, und da er schon Ostern 1833 sein Abiturientenexamen machte, waren wir nur kurze Zeit in derselben Classe. Aber ein gewisses ideales Streben und Begeisterung für ein einiges und freies Deutschland waren uns gemeinschaftlich. Wir dichteten, schwärmten und lasen viel zusammen, und bei diesem regen Verkehr wurde unser Verhältniß immer inniger. Auch Rauschenbusch, dessen Vater evangelischer Pfarrer in Altena an der Lenne war, widmete sich dem Studium der Theologie. Nach schweren inneren Kämpfen, unter denen er auch körperlich sehr litt, drang er früh zu dem Glauben durch, daß in Christus allein Heil sei. Angeregt durch die Worte eines alten Liedes: „Wandernd sollst Du ihn verkünden," ging er später als Missionär nach den Vereinigten Staaten, die er predigend und lehrend vielfach durchstreifte, bis er vor nunmehr 26 Jahren als Professor und Doctor der Theologie einen großen segensreichen Wirkungskreis am theologischen Seminar in Rochester im Staate New-York erhielt. Dort war es mir im September 1883 vergönnt, den Jugendfreund in seinem glücklichen Familienkreise, zwar gealtert, aber doch noch in der früheren geistigen Frische und mit den alten treuen Gesinnungen, wiederzusehen, und seitdem fliegen wieder mehr schriftliche Grüße zwischen uns herüber und hinüber, als wir in den vorangegangenen beinahe fünfzig Jahren ausgetauscht hatten.

Noch ein dritter Schulgenosse, mit dem ich gern und ziemlich viel verkehrte, Johannes Wichelhaus, hat sich als Theologe einen Ruf erworben. Er war ein sehr begabter und liebenswürdiger Knabe, und nichts ließ damals den fast finsteren Ernst voraussehen, der ihm als Docent und außerordentlichem Professor der Theologie in Halle eigen gewesen sein soll. Der Dr. theol. A. Zahn hat der zweiten Auflage der „Akademischen Vorlesungen über biblische Dogmatik von Johannes Wichelhaus" (Halle 1884) einen ehrenden Lebensabriß des früh (14. Febr. 1858) verstorbenen, streng gläubigen reformirten Gelehrten vorausgeschickt.

Mehr ein lieber Kamerad als eigentlich ein Freund war mir der jetzige Professor der Mathematik am Gymnasium zu Thorn, Eduard Fasbender. Mit ihm begründete ich ein handschriftlich in der Classe circulirendes halb satirisches, halb ernstes Wochenblatt unter dem von Spott eingegebenen Titel „Acta Eruditorum". Hätte der preußische Cultusminister zufällig Kunde von unserem unschuldigen Unternehmen erhalten, so würde er schwerlich Veranlassung genommen haben, die Betheiligung daran zu verbieten, wie das 1877 und 1879 die Herren Falk und von Puttkamer rücksichtlich einer in Leipzig geplanten Schülerzeitung thaten.

Der Inhalt bestand theils aus eigenen Poesien, unter denen namentlich eine von Rauschenbusch verfaßte vortreffliche Parodie auf die Kapuzinerpredigt in „Wallenstein's Lager": „Das Romanlesen der Gymnasiasten," verdienten Beifall fand, theils aus kleinen von uns componirten Erzählungen, Recensionen gelesener Bücher, Lesefrüchten, schlechten Witzen über in der Schule vorgekommene eclatante Schnitzer, allerhand Desideranda und dergleichen. Fasbender glänzte durch mathematische Probleme und Lösungen, die bereits seinen künftigen Beruf erkennen ließen. Die wenigen ziemlich unreifen politischen Artikel und die meisten Lesefrüchte und Recensionen wurden von mir geliefert. Als einige gar zu persönliche Malicen zu Streitigkeiten zwischen einzelnen Lesern und der Redaction führten, und in Folge von Indiscretion mehr von der Sache gesprochen ward, als uns angenehm war, ließen wir das Blatt nach einem halben Jahre wieder eingehen.

Diese kleinen literarischen Versuche, welche uns viel Vergnügen machten, waren nicht das einzige Zeichen eines erfreulichen und frischen geistigen Treibens unter den Elberfelder Gymnasiasten. Auch Disputationen wurden gehalten, alte und neuere Classiker gemeinschaftlich gelesen, zugleich aber durch Turnen und Fechtübungen für die körperliche Ausbildung Sorge getragen. Ein Wirthshaus wurde fast niemals besucht, und wenn das ausnahmsweise einmal geschah, meistens lediglich eine Tasse Kaffee am Zielpunkte eines weiteren Spazierganges genossen. Einzelne übermüthige und dumme Streiche blieben natürlich nicht aus. „Pueri sunt pueri, pueri puerilia tractant." Einen solchen, der uns viel lachen machte, verübten wir einst, als ich und einige andere Genossen Fasbender in den Weihnachtsferien zu seinen Eltern nach Ronsdorf begleitet hatten. Seine jüngeren Brüder und deren Freunde hätten gerne mit uns Schlittschuh gelaufen, waren aber durch den Unterricht bei einem Privatlehrer A. daran verhindert. Da ging ich mit einem Kameraden, der größer war und älter aussah als wir Andern, zu diesem. Wir gaben uns ihm gegenüber für Söhne des Commandanten von Kopenhagen aus und wußten ihn zu bewegen, um unseretwillen seine Schüler für den Tag zu entlassen. Als er später dahinter kam, daß wir ihn mystificirt hatten, theilte er dies Landfermann mit, der dann zwar des gelungenen Scherzes gegen mich erwähnte, aber doch keine sonderlichen Vorwürfe daran knüpfte.

Die erste Hälfte des Jahres 1831 war die Glanzzeit unseres Aufenthaltes in Elberfeld. Auch meine Mutter fühlte sich dort jetzt einigermaßen heimisch und war glücklich über den schönen, sich bis zur Höhe des Hardtberges hinauf erstreckenden Garten, der zu dem hübschen Hause

des Bergwerkvereins auf der Vicarie gehörte, das wir bewohnten, und den sie mit dem ihr eigenen Geschick gar anmuthig umzugestalten verstand. Da trafen so ungünstig lautende Nachrichten aus Mexico ein, daß der Untergang des Bergwerkvereins nach der Ueberzeugung Aller unvermeidlich erschien, wenn sich nicht mein Vater, dem neben der genauesten Sachkunde frühere Erfahrungen zur Seite standen, entschlösse, noch einmal hinüberzugehen, um an Ort und Stelle Alles zu untersuchen und die nöthigen Anordnungen zu treffen. Viele Actionäre erklärten in der zweitägigen Generalversammlung, daß sie nur dann die beschlossene Zubuße zahlen würden, wenn er dies Mandat übernehme. Diesem ehrenden Vertrauen konnte er sich nicht entziehen. Nach schweren inneren Kämpfen erklärte er sich zu der neuen schmerzlichen Trennung von den Seinigen bereit. Für diese war es der einzige Trost, daß Emil, welcher nach beendigten Studien in Bonn und Freiberg und nach einem praktischen Cursus in Holzappel (Nassau) sein bergmännisches Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, den Vater als technischer Beamter begleiten sollte. Der langen Trennung ging noch eine kurze voran. Vater mußte in Geschäften nach Berlin reisen und wollte auf dem Wege dorthin Goethe in Weimar besuchen, der ihm ausführlich geschrieben und verschiedene wissenschaftliche Fragen zur Berücksichtigung in Mexico empfohlen hatte.*) Zu seinem Leidwesen traf er ihn nicht. Der Ausbruch der Cholera in Berlin am 31. August vereitelte auch alle seine übrigen Pläne. Da er keine Zeit hatte, sich einer dreiwöchigen Quarantäne zu unterwerfen, mußte er von Potsdam aus seine Rückreise antreten, ohne in Berlin seine Geschäfte erledigen und seine jüngste Schwester noch einmal begrüßen zu können. Nur mit genauer Noth gelangte er über die Elbe, ehe dort der Cholera-Cordon gezogen wurde. Auch den beabsichtigten Abschiedsbesuch bei den Verwandten in Hamburg und den Freunden in Holstein hatte er aufgeben müssen. Schon am 9. October schlug die Abschiedsstunde. Daß wir den geliebten Vater nicht wiedersehen würden, ahnte vielleicht nur er selbst; denn niemals habe ich ihn so weich, so traurig und zerrissenen Herzens gesehen, wie damals, als er zum letzten Male seine Hand auf mich legte.

Langsam nur gewöhnten wir uns daran, daß das theuere Familienhaupt uns fehlte. Ich entbehrte es insofern wohl am meisten, als ich mich hinfort nur in weiblicher Umgebung befand. Begreiflicher Weise

*) Der Brief ist leider nicht mehr vorhanden und wahrscheinlich in Mexico verloren gegangen.

wurde ich als halbwüchsiger Knabe nicht für voll gerechnet und empfand schmerzlich auch die Nachtheile, welche eine weibliche Erziehung, selbst wenn die Mutter noch so liebevoll und hochgebildet ist, für einen heranwachsenden Jüngling mit sich führt. Trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten, denen ich offen Ausdruck gab, blieb unser Zusammenleben jedoch immer ein schönes und inniges. Mit meinen Schwestern wetteiferte ich, der Mutter die schmerzliche Trennung so sehr wie möglich zu erleichtern, und meine Schwester Angelika, die von jeher meine treueste Freundin war, wurde dies jetzt noch mehr, als wir uns gemeinschaftlich auf unsere bevorstehende Confirmation vorbereiteten. Wir hatten mit ein paar andern jungen Mädchen, die mit uns confirmirt werden sollten, bei dem lutherischen Prediger Hülsmann *), einem vortrefflichen, ernsten, aber zugleich freundlichen Mann, Privat-Religionsunterricht, und nur kurze Zeit nahm ich außerdem auch an dem öffentlichen Confirmandenunterrichte Theil. Der fromme Sinn unserer Eltern, die Absicht meiner beiden liebsten Freunde, Rieden und Rauschenbusch, Theologie zu studiren, und der im ganzen Wupperthale herrschende religiöse Geist hatten in mir bereits den Wunsch erweckt, zum orthodoxen christlichen Glauben durchzudringen. Fleißig las ich das neue Testament im Urtext. Veranlaßt durch die Aufforderung, welche der treffliche reformirte Prediger Wichelhaus Ostern 1831 an seine Confirmanden richtete: jeden Morgen und jeden Abend mindestens einen Vers in der Bibel zu lesen, hatte ich seit jener Zeit angefangen, jeden Tag mit dem Lesen eines ganzen Capitels zu beginnen und zu schließen, womit ich auch mit geringen Unterbrechungen bis zum heutigen Tage fortgefahren habe. Dadurch erhielt ich zwar nach und nach eine ziemlich genaue Bibelkunde, aber ich konnte mich doch schon damals nicht gewichtiger Zweifel an der Richtigkeit der lutherischen Lehre erwehren. Manches, was ich in Elberfeld von hervorragenden reformirten Geistlichen hörte, war auch nicht geeignet, mich über ihre Lehre günstiger urtheilen zu lassen. Die erste Probe davon erhielt ich durch den reformirten Prediger Gottfried Daniel Krummacher, einen Collegen von Wichelhaus, der im Winter 1831/32 eine Zeit lang den Religionsunterricht im Gymnasium gab. Für ihn hatte ich einen Aufsatz über das Thema geschrieben: „Was heißt eine religiöse Lehre wissenschaftlich begründen?“ Als er mir denselben bei

*) Er war ein Bruder des Pastors Ed. Hülsmann in Dahl, dessen „Prediger-Bibel“ einige Jahre später großes Aufsehen unter der Geistlichkeit der Rheinlande hervorrief.

einem Besuche mit vielen Lobsprüchen zurückgab, richtete er die Frage an mich, wann und bei wem ich confirmirt werden würde? Er schien angenommen zu haben, daß ich zur reformirten Kirche gehöre; denn er erschrack förmlich bei meiner Erwiderung, daß ich bei Hülsmann Religionsunterricht habe. Erst nach einer längeren Pause entließ er mich mit den Worten: „Ich bedauere, daß die Umstände mir nicht erlauben, ein näheres Verhältniß mit Ihnen anzuknüpfen; es wird mich immer freuen, viel Gutes von Ihnen zu hören." Ein so befremdendes Zeichen von Intoleranz mußte mir natürlich die Frage nahe legen, ob das lebhafte religiöse Treiben im Wupperthal wirklich ein innerlich gesundes sei? — Geradezu das Gefühl verletzend waren häufig Aeußerungen des späteren preußischen Hofpredigers Dr. Friedr. Wilh. Krummacher. Angelika und ich wohnten bisweilen dessen geistvollen Predigten, sowie denjenigen der anderen ausgezeichneten Geistlichen in Barmen und Gemarke (Schnetlage, Leipold und Gräber) bei, und ich pflegte mir nachher regelmäßig die Disposition aufzuschreiben, manchmal auch eine ziemlich vollständige Analyse derselben auszuarbeiten. Mir tönt es noch jetzt im Ohr, wie er einmal seine Predigt ungefähr mit den Worten schloß, wir brauchten nicht zu verzagen, wenn wir auch noch so viel gesündigt hätten. Denn wenn wir dann nur gläubig unser Sündenbekenntniß vor Christi Füßen niederlegten, so könnten wir sicher sein, daß er sein: „Pour acquit Jesus Christus," darunter schreiben werde.

Mit warmer Theilnahme folgte mein Vater unserer Vorbereitung auf die Confirmation. Schon in einem letzten Abschiedsgruß hatte er mich am Tage vor seiner Einschiffung von Falmouth aus ermahnt, nie zu vergessen, daß „Sittlichkeit noch höher steht als alles Wissen". Während der langen Reise machte er mich in einem Briefe aus Kingston (Jamaica) dringend auf die Bedeutung und Wichtigkeit der Confirmation aufmerksam. Schon in seinem ersten Briefe aus Mexico wie in manchen folgenden kam er darauf zurück, indem er zugleich sein tiefes Bedauern darüber aussprach, daß er an dem Tage, an welchem ich „den Bund mit dem gütigen Vater im Himmel erneuern werde", nur im Geiste bei mir sein und Gottes Segen auf mich herabflehen könne. „Mögest Du," fügte er hinzu, „nur ganz von der Wichtigkeit dieses Schrittes durchdrungen sein und Dir darin eine Quelle der Freude und Beruhigung aufgehen. Du weißt, ich gehöre keineswegs zu den Frömmlern; aber ich halte es für die wichtigste Stütze im Leben, daß man Gott erkennen lerne, um ihn stets und überall erkennen zu können." Es war das derselbe Gedanke, dem später

ein verehrter Freund und Gönner in den Worten Ausdruck gab: „Die Frömmigkeit besteht darin, daß wir stets, bewußt oder unbewußt, im Gefühle der Gegenwart Gottes leben.“*)

Ein anderes Mal schrieb mein Vater:

Mexico, 3. April 1832.

„Danke Herrn Pastor Hülsmann auch in meinem Namen für seine Bereitwilligkeit, Dein religiöses Gefühl auszubilden und ihm die wahre Richtung, die allein zum Heil führt, zu geben. Gott hat so viel an mir gethan, mich so weit über mein Verdienst begnadigt, — Er wird gewiß auch mein heißes Flehn für Dein Wohl und Dein Glück erhören. Auch Du wirst noch die Erfahrung machen, wie manche Hoffnungen des Lebens doch nur Träume sind, und andererseits, wie schwer es sein würde, manche Täuschung zu ertragen, wenn nicht wiederum so manche Hoffnung uns aufrichtete. Ich verdanke wenigstens meiner stets lebendigen Hoffnung und meinem blinden Vertrauen auf die gütige Vorsehung den Muth und die Kraft, Vieles zu ertragen, was der himmlische Vater mir auferlegt hat.“

Am 16. August 1832 wurden wir im Kreise der nächsten Angehörigen, die nachher mit uns das Abendmahl nahmen, von Pastor Hülsmann confirmirt. Die mit der feierlichen Handlung verbundene Gemüthserregung ließ mich an jenem Tage glauben, wirklich ganz orthodox zu sein. Das gab mir dann ein so beseligendes Gefühl, daß ich Jahre lang den Confirmationstag für den schönsten meines Lebens hielt und mir den Spruch (Offenb. 3. v. 11): „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme,“ welchen der verehrte Geistliche uns damals auf den Lebensweg mitgegeben hatte, oft wiederholte. Viele und schwere innere Kämpfe sind mir aber dadurch nicht erspart, der Sinn jenes Spruches ist für mich ein anderer geworden, als er es damals war; doch habe ich aus jenen Kämpfen ein so unerschütterliches Vertrauen auf die Liebe, Gnade und Weisheit Gottes gerettet, daß es mir nicht schwer wird, mich auch dann ohne Murren seinen Fügungen zu unterwerfen, wenn sie meinen Wünschen und Erwartungen widersprechen. Mit Wahrheit und voll Dank kann ich sagen, daß das Härteste in meinem Leben mir stets zum größten Segen geworden ist.

Als im Frühjahre 1832 das Elberfelder Gymnasium durch den Tod Simon's und die Versetzung Landfermann's als Oberlehrer nach seiner

*) Vgl. „Religiöse Weltanschauung. Gedanken eines hochbetagten Laien über Glauben, Religion und Kirche.“ (Karlsruhe und Leipzig 1883.) S. 37.

Geburtsstadt Soest zweier seiner besten Lehrkräfte beraubt wurde, hatte es eine Zeit lang den Anschein, als ob die Anstalt diesen Verlust nicht überdauern werde. Mein Vater verlangte, sobald er davon erfuhr, fortlaufend genauen Bericht von mir über die weitere Entwicklung der Verhältnisse, damit ich, wenn nöthig, eine andere Schule besuchen könnte. Er motivirte dies mit den Worten: „Ich kann ja leider nichts weiter für Dich thun, als Dich so viel wie möglich lernen zu lassen." Die Krisis ging glücklich vorüber, und im Herbst 1832 trat ich in die Prima ein. An Dr. Clausen und Dr. Eichhoff hatte das Gymnasium zwei ganz vorzügliche Lehrer erhalten, denen auch ich viel verdanke. Der erstere, mit dem ich bis zu seinem am 3. Januar 1877 erfolgten Tode ab und zu in freundschaftlichem Verkehr gestanden habe, hatte schon vor seiner definitiven Anstellung im Fluge die Herzen aller Schüler erobert. Denn als die Nachricht vom Tode Goethe's eintraf, theilte er uns dieselbe, tief bewegt und eine Thräne im Auge, mit einer extemporirten glänzenden Charakteristik „des Patriarchen deutscher Wissenschaft und Kunst" mit und entließ dann seine Classe für den Rest des Tages.

Meine liebste Lectüre waren damals Geschichtswerke und die mittelhochdeutschen Dichter. Nebenbei betrieb ich auf eigene Hand etwas Mineralogie, jedoch wohl weniger aus tiefwurzelnder Neigung, als um doch eine Idee von dem zu bekommen, was meine Lieben in Mexico so sehr beschäftigte. Der gütige Vater sandte mir einige schöne Stufen für meine Mineraliensammlung und neue, aus dem Silber der von ihm verwalteten Minen geprägte mexicanische Münzen für eine kleine Münzsammlung, die ich mir gleichfalls angelegt hatte. Zu meinen besonderen Liebhabereien gehörte außerdem Blumenzucht und eine Hecke von Singvögeln, die theilweise so zahm waren, daß sie, während ich meine Schularbeiten machte, auf dem Schreibtisch herumflatterten und bisweilen auf meiner Schulter saßen. Auch Schach ward viel gespielt. Schlecht bekam es mir, als ich einst mit meinem Freunde Hermann von Rath Feuerwerk zubereiten wollte, womit wir unsere Mütter zu überraschen gedachten. Durch Unvorsichtigkeit verbrannte ich dabei meine rechte Hand so fürchterlich mit Phosphor, daß ich den Arm viele Wochen lang in einer Binde tragen und versuchen mußte, mit der linken Hand zu schreiben, was allerdings ein sehr mangelhafter Nothbehelf blieb. Der Vorfall hatte übrigens insofern eine bleibende Bedeutung, als auf meine Bitte der für ganz besonders geschickt geltende junge Arzt Dr. P. Backhausen herbeigerufen wurde, die Hand zu untersuchen und die nöthige Operation vorzunehmen.

Das führte dazu, daß derselbe seit jener Zeit häufiger in unser Haus kam und sich im folgenden Sommer mit meiner ältesten Schwester Malvina verlobte.

Der glückliche Brautstand der Schwester war nicht das Einzige, was mir das Jahr 1833 unvergeßlich gemacht hat. Schon im Frühjahr hatte ich höchst erfreuliche Tage mit meinem Freunde Rauschenbusch in dem traulichen Pfarrhause in Altena verlebt und mit ihm unter der Führung seines trefflichen Vaters einen hübschen Ausflug nach dem gewerbreichen Iserlohn, der kurz vorher entdeckten, an schönen Tropfsteingebilden reichen Sundwicher Höhle und dem merkwürdigen sogenannten Felsenmeere gemacht, unter welchem sich die bekannten großen Eisenlager hinziehen. Nun lud mich im Sommer der langjährige Freund meiner Eltern, der Advocat und Ehrendoctor der Rechte Ludwig Balemann aus Kiel, ein, ihn in Wiesbaden, wo er die Cur gebraucht hatte, abzuholen und auf einer Reise durch Süddeutschland zu begleiten. Er hatte im vorigen Jahre als Vertrauensmann der Regierung wie des Volkes an der Vorberathung der neuen schleswig-holsteinischen Provincialverfassung theilgenommen, hatte, um seine Unabhängigkeit zu bewahren, ein ihm angebotenes höheres Staatsamt ausgeschlagen, und wünschte sich jetzt durch eigene Anschauung mit dem Verfahren in den gerade versammelten deutschen Ständeversammlungen bekannt zu machen. Denn er sah voraus, daß er selbst berufen sein werde, eine bedeutende Rolle in der künftigen heimischen Volksvertretung zu spielen. Meine Lehrer gönnten mir den Genuß und die Belehrung, welche eine solche Reise mir versprach, und gestatteten gerne, daß ich mich schon drei Wochen vor dem Beginn der Schulferien auf den Weg machte. So tief sich mir auch Alles eingeprägt hat, was ich damals an schönen Gegenden, an Städten und Kunstwerken sah, will ich davon doch nur Weniges erzählen. Größeres Interesse dürfte es gewähren, wenn ich einer Anzahl bedeutender Männer erwähne, mit denen ich das Glück hatte in Berührung zu kommen, und deren Namen jetzt der deutschen Geschichte angehören.

Wer heute den vollendeten Kölner Dom bewundert, kann sich kaum noch eine Vorstellung von der Ruine machen, die er damals geradezu war. Das Aeußere war völlig verwittert. Nur das hohe Chor ließ ahnen, wie großartig der Bau angelegt war. Wo sich jetzt die beiden höchsten Thürme Deutschlands erheben, die mir im Verhältniß zum Uebrigen noch nicht einmal hoch genug zu sein scheinen, stand das unschöne Wahrzeichen der Stadt, der Domkrahn. Der größte Theil des Innern war unzugänglich. Durch einen von Baumaterial und Gerümpel beengten, von einem niedrigen Gewölbe aus rohen Balken und Brettern überdachten

Gang gelangte man zum Chor. Dort freilich harrte meiner eine doppelte Ueberraschung. Denn der Eindruck, welchen das herrliche Bauwerk auf Jeden macht, der es zum ersten Male betritt, wurde dadurch noch wesentlich erhöht, daß, gerade bei meinem Eintreten die ziemlich zahlreiche Gemeinde, von den durch die farbigen Fenster brechenden Sonnenstrahlen mit glänzendem Licht übergossen, bei dem Glockenzeichen der Transsubstantiation auf die Kniee sank und, als sie sich wieder erhob, jubelnde Musik und Gesang den hohen Raum erfüllte. Andächtig war ich am Eingang stehen geblieben, obwohl mir alle Ceremonien unbekannt und unverständlich waren, und nun erst vertiefte ich mich in erhöhter Stimmung im Anschauen der schönen Einzelheiten.

Ich übergehe das frohe Wiedersehen mit meinem Freunde Nieden und einigen Bekannten in Bonn, unseren Ausflug ins Siebengebirge, die entzückende Rheinfahrt, die Streifereien in der hübschen Gegend von Wiesbaden und die Sehenswürdigkeiten Frankfurt's, wo mein väterlicher Freund einen mehrtägigen Aufenthalt machte, um in den Bundestagskreisen zu verkehren. Während er die Mittage und Abende in diesen zubrachte, erfreute ich mich im Theater an dem Spiel des trefflichen Komikers Hassel und dem Gesang des berühmten Bassisten Dobler. Der einzige Bundestagsgesandte, den auch ich kennen lernte, war der dänische für Holstein und Lauenburg, Freiherr von Pechlin, ein gescheuter und feiner Mann von streng conservativen Grundsätzen. Fünfzehn Jahre später wurde es meine Aufgabe, ihn zu veranlassen, seine Stelle niederzulegen. 1833 spielte ich natürlich bei den gewechselten Besuchen und bei dem Dîner, welches er Balemann zu Ehren gab, eine ziemlich stumme Rolle. Ich spitzte jedoch sehr die Ohren, als Herr von Pechlin die gewagte Behauptung aufstellte, daß die Führer der liberalen Partei in der badischen und württembergischen zweiten Kammer dem Attentat auf die Frankfurter Haupt- und Constablerwache am vergangenen 3. April nicht fremd gewesen sein dürften. In den folgenden Wochen sollte ich die Bekanntschaft gerade dieser verdächtigten Männer machen. Denn unsere nächsten Reiseziele waren Karlsruhe und Stuttgart. Auf dem Wege dorthin bekam ich in Heidelberg nicht nur das Schloß, sondern auch den berühmten Rechtslehrer Thibaut zu sehen. Als ich wenige Jahre darauf zu den Füßen seines großen wissenschaftlichen Gegners Savigny saß und die Schriften Beider studirte, war es mir lieb, daß ich mir jetzt von ihrer völlig verschiedenen Persönlichkeit ein klares Bild machen konnte: Savigny die kalte Würde, Thibaut die warme Gemüthlichkeit.

In Karlsruhe war der Landtag versammelt, und drei Tage lang (2. bis 4. September) wohnten wir den Sitzungen der zweiten Kammer von Anfang bis zu Ende mit lebhaftem Interesse bei. Der einzige Abgeordnete, welchen Balemann schon genau kannte, war der frühere Kieler Professor Carl Theodor Welcker, der im Vorjahre, zugleich mit seinem Freunde Carl von Rotteck, auf Betrieb des deutschen Bundes von seinem Amte als akademischer Lehrer zu Freiburg i. B. suspendirt war. Auf meine Auffassung und Beurtheilung der Verhandlungsgegenstände und Personen blieb es natürlich nicht ohne Einfluß, daß gerade dieser Vorkämpfer der liberalsten Richtung unser ständiger Begleiter ward, obwohl mein zwar gleichfalls sehr freisinniger und streng constitutionell gesinnter, aber viel gemäßigterer und besonnenerer Führer nicht versäumte, bisweilen etwas Wasser in seinen gar zu starken Wein zu schütten. Balemann hatte mir von den politischen Differenzen zwischen meinem Vater und Welcker erzählt, und es nahm mich für diesen ein, daß er sich deßungeachtet auch mir gegenüber sehr freundlich erwies. Mit seiner großen Leidenschaftlichkeit und seinen häufigen Kraftausdrücken söhnte die damit verbundene Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit, sowie ein gewisser humanitärer Zug aus, die jedesmal hervortraten, wenn sich die Unterhaltung nicht gerade um Politik und die badische Regierung drehte. Ebenso machte die Kühnheit und Unerschrockenheit, mit welcher er in seinen Kammerreden den Finger auf wunde Punkte legte, deren übermäßige Weitschweifigkeit oft vergessen. Sehr erfreut war ich darüber, daß Welcker uns seinen wackeren Mitkämpfer Rotteck zuführte, dessen schön geschriebene und anregende Allgemeine Geschichte ich eifrig gelesen hatte, obgleich Landfermann sehr ungünstig über das Werk urtheilte. Von seiner Person hatte ich mir allerdings eine ganz andere Vorstellung gemacht. Nur sein ungemein gescheuter Gesichtsausdruck entsprach meiner Erwartung. Dagegen wurde ich sehr enttäuscht durch seine kleine, unansehnliche Figur und seine klanglose Stimme, die es mir in der Kammer Anfangs sogar erschwerte, seinen fließenden und doch zugleich bündigen, ja schlagenden Reden zu folgen. Rotteck stand damals vielleicht auf dem Höhepunkt seiner Popularität. Erst wenige Tage zuvor war ihm auch im Namen der Stadt Leipzig eine Bürgerkrone mit der Inschrift: „Dem Hüter des deutschen Bürgerthums,“ überbracht. Aber während bei seinem Freunde Welcker eine gewisse Eitelkeit unverkennbar hervortrat, war Rotteck's Benehmen so einfach und so bescheiden, daß es meine Bewunderung erregte.

Ich habe die vorstehenden Bemerkungen fast wörtlich einem kleinen

Reisetagebuch entnommen, das ich damals führte, weil ich, wie oft ich Welcker auch später wiedergesehen habe, kaum etwas daran zu ändern wüßte. Einer Beurtheilung der politischen Thätigkeit und Bedeutung beider, neuerdings mehrfach in unbilligster Weise angegriffener Männer glaube ich mich enthalten zu dürfen. Ich theile durchaus die von Professor Dr. Röpell in Breslau am 15. October 1883 in seiner trefflichen Rectoratsrede auf „Karl Wenceslaus von Rotteck" (Breslau 1883) ausgesprochene Ansicht, daß man jeden Menschen nur an dem Maße der Zeit messen dürfe, aus welcher er hervorging und in der er wirkte, und daß es ebenso ungerecht als unpolitisch sei, die Erkenntniß und Einsicht, welche eine spätere Generation aus der Erfahrung, die sie gemacht, geschöpft hat, von der früheren zu verlangen, die sie nicht gemacht hat.

Die übrigen hervorragenden Mitglieder der zweiten badischen Kammer, bei denen Welcker Valemann einführte, habe ich nicht persönlich kennen gelernt, sondern, mit alleiniger Ausnahme von Itzstein's, der durch Krankheit von den Sitzungen fern gehalten wurde, nur von der Tribüne aus aufmerksam beobachten können. Die Verhandlungen boten eine günstige Gelegenheit dazu. Sogar die Berathung der Staatsrechnung für 1831 erhielt durch lebhafte Reden zu Gunsten der Polen, Verwerfung einiger als Remunerationen verausgabter Summen, eine Discussion über die Kosten der Beleuchtung der öffentlichen Gebäude in Mannheim bei der Anwesenheit des Großherzogs Leopold und andere Zwischenfälle ein unerwartetes Interesse. Noch ungleich bedeutender und erregter waren die Debatten über das am 28. Juni 1832 durch großherzogliche Verordnung aufgehobene freisinnige Preßgesetz in den beiden Sitzungen am 4. September. Mittermaier, der an den vorangehenden Tagen den Vorsitz in ganz anderer Weise würdig und tüchtig geführt hatte, als ich ihn das 1848 im Vorparlament thun sah, räumte den Präsidentenstuhl dem ersten Vicepräsidenten, Professor Duttlinger aus Freiburg, ein, um sich selbst an der Discussion zu betheiligen. Er erregte stürmische Heiterkeit, als er ein von der Censur gestrichenes Lied über die Wahrheit vorlas, das — im Gesangbuch stand! Der zur äußersten Linken gehörige witzige Hofgerichtsadvocat Rindeschwender aus Rastatt zog sich einen verdienten Ordnungsruf zu, als er die Beschlüsse der Regierung als „Unsinn" bezeichnete und seine speciellen Landsleute mit gefesselten und von Soldaten umringten Gefangenen verglich, denen man zurufe: „Wollt Ihr noch freier sein?" Nicht besser erging es dem Hauptredner der conservativen Partei, dem Obervogt von Rastatt, Schaaff, der seinen nicht sonderlich bedeutenden Vortrag mit den Worten begann, es

sei in der hohen Kammer heute viel über die wichtigsten Gegenstände „mit Leichtfertigkeit“ abgeurtheilt. Dagegen fand sich der Präsident nicht veranlaßt einzuschreiten, als Gerbel mit Steuerverweigerung drohte, falls die Regierung versäume, ein neues Preßgesetz vorzulegen, und als nach einer glänzenden Rede Sander's für unbedingte Preßfreiheit die dicht gedrängte Zuhörerschaft auf den Tribünen sich an dem lauten Bravorufen und dem Händeklatschen der Mehrzahl der Abgeordneten betheiligte. Den tiefsten Eindruck brachte der evangelische Decan Fecht aus Kork durch in vollendeter Form vorgetragene gediegene Ausführungen hervor, mit denen er die Preßfreiheit mit Beziehung auf das Volk, die Kammer und die Regierung beleuchtete. Auch die katholische Kirche war, freilich in sehr verschiedener Weise, durch den ersichtlich allgemein beliebten geistlichen Rath und Pfarrrector Herr aus Kuppenheim vortrefflich vertreten, dessen sprudelnder Witz und Laune durch seine äußere behäbige Erscheinung unterstützt wurden. Die Regierung würde einen schweren Stand gehabt haben, wenn nicht der ausgezeichnete Departementchef des Innern, Staatsrath Winter, mit großer Schlagfertigkeit auf jeden Angriff eine geschickte Erwiderung gehabt und ab und zu die Gegner durch oft recht malitiöse und bittere Zwischenrufe in Verwirrung zu bringen versucht hätte. Neben ihm spielte unter den Regierungscommissären der damalige junge Regierungsassessor und spätere Minister und Gesandte Freiherr Adolph von Marschall die bedeutendste Rolle, den ich nun schon seit manchen Jahren meinen hochverehrten Freund und Gönner nennen darf. — Die lange Verhandlung endete mit dem fast einstimmig gefaßten Beschluß: die Regierung zu ersuchen, unter möglichster Berücksichtigung der in dem Commissionsbericht ausgesprochenen Wünsche und Vorschläge ein Provisorium zu erlassen, wodurch den bestehenden Mängeln der Preßgesetze abgeholfen werde. — Das berechtigte Interesse, mit welchem alle Welt jetzt den Verhandlungen des deutschen Reichstags folgt, hat hier und da dazu geführt, mit einer gewissen Geringschätzung auf die ständischen Berathungen in den mittleren und kleinen deutschen Staaten herabzusehen. Ich habe sieben Jahre die Ehre gehabt, der deutschen Volksvertretung anzugehören, und auch später regelmäßig die stenographischen Berichte über deren Verhandlungen gelesen. Aber wenn meine Jugenderinnerung mich nicht völlig täuscht, glaube ich Zeugniß dafür ablegen zu können, daß die Debatten im Reichstage nicht immer auf gleicher Höhe stehen wie diejenigen der zweiten badischen Kammer über das Preßgesetz im Jahre 1833, und daß der Ton der letzteren, bei

allen Ausschreitungen auf allen Seiten, ein maßvollerer war, als wir ihn wiederholt im deutschen Parlament erlebt haben.

In Stuttgart, wo gleichfalls der Landtag versammelt war, trafen wir es, was die Verhandlungen betrifft, weit weniger günstig, als in Karlsruhe. Das Budget stand auf der Tagesordnung der zweiten Kammer. Freilich mußte der Präsident seine Glocke viel häufiger in Bewegung setzen, als Duttlinger das selbst bei den erregten Debatten über das badische Preßgesetz zu thun genöthigt gewesen war. Dennoch ließen die Erörterungen kaum die Parteifarbe der einzelnen Redner erkennen, welche fast alle in dem ängstlichen Streben einig zu sein schienen, die Ausgaben möglichst zu beschränken. Die äußere Physiognomie der Versammlung war wesentlich von derjenigen der badischen zweiten Kammer verschieden. Sie zählte ungefähr dreißig Abgeordnete mehr und unter denselben, wie auch noch jetzt, dreizehn Mitglieder der Ritterschaft, sechs protestantische und drei katholische Prälaten, sowie den Kanzler der Landesuniversität. Alle Hof- und Staatsbeamte trugen Uniform, sämmtliche übrige Abgeordnete einen weiten seidenen Mantel mit Franzen. Auch saßen sie nicht nach ihrer Parteizugehörigkeit, sondern nach der Rangordnung. Das gab dann dem Ganzen einen gewissen feierlichen Anstrich, mit dem allerdings der zwar ziemlich große, aber düstere Sitzungssaal, der an äußerer Eleganz keinen Vergleich mit dem Karlsruher aushielt, wenig im Einklang stand. Auffallend war mir auch, daß die Sitzungen schon um 7 Uhr Morgens begannen, und der Zutritt auf die Tribünen nur gegen Eintrittskarten gestattet war, welche zwar Fremden ohne Unterschied, den Einheimischen aber nur mit Auswahl ertheilt wurden. Mein Nachbar auf der Tribüne, ein Stuttgarter, hatte die Freundlichkeit, mir die angesehensten Abgeordneten zu nennen und zu zeigen. Diejenigen beiden, deren Namen für mich schon längst den schönsten Klang hatten, Ludwig Uhland und Paul Pfizer, hatte ich das Glück persönlich kennen zu lernen. Den letzteren habe ich freilich nur flüchtig gesprochen, da er gerade im Begriff stand, von Valemann fortzugehen, als ich entzückt aus Dannecker's Atelier nach Hause kam, wo ich den noch immer rüstigen, vierundsiebzigjährigen Meister an einer über einen todten Vogel trauernden Gestalt aus Alabaster beschäftigt gefunden hatte. Dies kurze Zusammentreffen ist mir aber doch denkwürdig geblieben, weil ich schon Pfizer's viel gerühmten „Briefwechsel zweier Deutschen" gelesen hatte, der zu seinem Rücktritt aus dem Staatsdienste führte, und die Erinnerung an ihn wohlthuend in mir aufgefrischt wurde, als er am Anfang der Sechziger Jahre als einer der Ersten

in Süddeutschland dafür eintrat, daß Preußen sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen möge. Für Uhland hatte ich bereits seit Jahren in ganz anderer Weise geschwärmt; denn wer hätte nicht in meiner Jugendzeit dessen Lieder und Balladen verschlungen und großentheils auswendig gekonnt? Die politische Rolle des Mannes trat in meinen Augen weit gegen seine Bedeutung als Dichter zurück, obgleich es mich mit Bewunderung erfüllt hatte, daß er im Frühjahr seine Professur in Tübingen niedergelegt, um in die zweite Kammer einzutreten, wozu ihm der Urlaub verweigert war. Nun gab mir mein väterlicher Freund, weil er sich nicht ganz wohl fühlte, den höchst willkommenen Auftrag, Uhland einen Empfehlungsbrief von seinem speciellen Landsmann, dem ausgezeichneten Chemiker und Physiker Professor Pfaff in Kiel, zu bringen und ihn zu einem Besuch einzuladen. Eine gewisse Enttäuschung, wie ich sie schon C. von Rotteck gegenüber empfunden hatte, wurde mir auch diesmal nicht erspart. Uhland hatte in seiner äußeren Erscheinung, außer feurigen Augen, nichts von dem idealen Dichter, wie er in meiner Phantasie lebte. Er war nur von mittlerer Größe, sein blondes Haar war vorn schon sehr dünn, Kinn und Nase waren spitz, und sein Kopf erschien in Folge davon fast dreieckig. Sein Gesichtsausdruck war ernst. Erst als ich ihn öfter sah, vergaß ich sein Aeußeres über dem Sinnigen und Liebenswürdigen in seinem Wesen, und angenehm fiel mir auf, daß ihm das Exaltirte der badischen Freiheitsmänner völlig fremd war. Gar nicht gefallen wollte mir jedoch, daß er fast nur über Politik und ins besondere über die Zustände in seinem engeren Vaterlande Württemberg redete und zu einem dankenden Wort von mir über seine Dichtungen nur freundlich lächelte, ohne weiter darauf einzugehen. Mir ist es immer ein Schmerz geblieben, das Uhland's Muse über seiner Beschäftigung mit Politik und seiner Alterthumsforschung mehr und mehr verstummt ist. — Von den sonstigen Bekanntschaften, welche wir in Stuttgart machten, war mir nur der französische Geschäftsträger, Baron Reinhard, um deswillen interessant, weil ich wußte, daß sein Großvater ein württembergischer Geistlicher, sein Vater Minister des Auswärtigen unter Napoleon gewesen, in den Grafenstand erhoben und jetzt Pair von Frankreich war. Ihm selbst sah man weder die deutsche Abstammung noch den Diplomaten an; er machte den Eindruck eines gescheuten und, trotz einer gewissen Einsylbigkeit, offenen, freundlichen Mannes.

Noch eine dritte süddeutsche Ständeversammlung und einige ihrer Koryphäen sollte ich kennen lernen. Nach manchen genußreichen Zwischen-

touren gelangten wir auf unserem Rückwege nach Darmstadt, und dort ward Freiherr Heinrich von Gagern unser denkbar bester Führer und ständiger Begleiter. Sein Universitätsfreund und Genosse in der Jenenser Burschenschaft, Uwe Jens Lornsen, der gefeierte Vorkämpfer und Märtyrer des schleswig-holsteinischen Verfassungsrechts, hatte Balemann einen Brief für ihn mitgegeben. Dieser Gruß eines gemeinschaftlichen Freundes, sowie große Uebereinstimmung in ihren politischen Ansichten brachte die beiden Männer rasch in ein so vertrautes Verhältniß, als ob sie sich schon lange gekannt hätten. Das kam dann auch mir zu Statten. Gagern war damals in der Fülle männlicher Kraft. Seine imponirende Gestalt, seine edlen Gesichtszüge, sein schönes Organ und sein biederes Wesen zogen mich mächtig an, und voll Bewunderung lauschte ich den Gesprächen über die Nothwendigkeit einer allmäligen freisinnigen Reform der bestehenden öffentlichen Zustände in den Einzelstaaten wie der Bundesverfassung. Obwohl Regierungsrath im Ministerium des Innern und der Justiz und erst seit den letzten Wahlen Mitglied der zweiten Kammer, war Gagern dort der anerkannte Führer der Opposition. Die Sitzung der in einem akustisch schlecht gebauten, geschmacklos decorirten großen viereckigen Saale versammelten Abgeordneten, zu der er uns mitnahm, wurde fast nur mit der Verlesung langer Berichte über Petitionen in Betreff des Preßgesetzes ausgefüllt und bot keine Gelegenheit, ein Urtheil über die leitenden Persönlichkeiten und die obwaltenden Gegensätze zu gewinnen. Desto interessanter war ein Dîner, wozu der Freiherr eine Anzahl seiner Gesinnungsgenossen: den geheimen Staatsrath Jaup, den Oberappellationsrath Höpfner, den Oberforstrath von Brandis, den Revierförster von Buseck und einige Andere, eingeladen hatte. Dort drängte ein ernstes und fröhliches Wort das andere. Den ersten Toast brachte unser liebenswürdiger Wirth in schwungvoller Ansprache auf Lornsen und die Folgen der Julitage aus. Derselbe wurde mit Jubel aufgenommen. Nur der ministeriell gesinnte Abgeordnete Hallwachs ließ sein Glas unberührt, und Herr Wilhelm Hoffmann, ein Bruder des größeres Ansehen genießenden Abgeordneten Ernst Emil, goß zu meinem Staunen seinen Champagner in ein anderes Glas über, ehe er anstieß. Wenige Wochen später, Anfang November, las ich mit wahrem Entsetzen in den Zeitungen, daß die Ständeversammlung aufgelöst, Heinrich von Gagern, dem außerdem sein Kammerherrnschlüssel abgefordert worden, Jaup, Höpfner, von Brandis und von Buseck aus dem Staatsdienst entlassen seien, der letztere zugleich in der Liste der Kammerjunker gestrichen sei, — gerade diejenigen Männer, deren Namen mit meiner

schönsten Erinnerung an Darmstadt verknüpft waren. Die Stadt selbst war mir, ungeachtet einiger stattlicher Straßen, ziemlich langweilig und wie ausgestorben erschienen, und nur die einfache Inschrift „Deo“ auf der schönen Rotunde der katholischen Kirche hatte mich wohlthuend angesprochen. Dennoch denke ich gern und dankbar an diesen meinen ersten Besuch der hessischen Hauptstadt zurück. Denn als ich im Frühjahr 1848 Heinrich von Gagern wiedersah, erinnerte auch dieser sich zu meiner lebhaften Freude noch unserer Bekanntschaft, die nun, da ich ihm als Mann gegenübertrat, eine nähere wurde und nach dem Untergang unserer damaligen Hoffnungen für die Neugestaltung des deutschen Vaterlandes in den Laufgräben von Friedrichstadt 1850 ihre Feuerprobe erhielt. Bis in seine letzten Lebensjahre hat er mir, trotz mancher Meinungsverschiedenheiten, Vertrauen und Wohlwollen erwiesen, und der treffliche Mann steht heute noch lebhaft vor meiner Seele.

In Frankfurt wurde wieder Herr von Pechlin besucht, und ich freute mich, als Balemann ihm auf seine hämische Bemerkung, Gagern's Opposition gegen die Darmstädter Regierung sei wohl nur durch seinen Wunsch dictirt, selbst Minister zu werden, die Antwort nicht schuldig blieb. In der Bundesfestung Mainz und deren hübscher Umgebung erregte neben dem herrlichen Dom die Verschiedenheit der österreichischen und preußischen Soldaten am meisten meine Verwunderung. Während jene in ihren weißen Uniformen und schwarzen Gamaschen, ein kleines Stöckchen in der Hand, ehrbar und steif zu zweien oder dreien ruhig sprechend zusammengingen, trieben diese, immer in größerer Zahl, munter allerhand Kurzweil und schäkerten mit jedem hübschen Bürgermädchen, das ihnen begegnete, ohne dadurch Zweifel an ihrer Disciplin und militärischen Tüchtigkeit zu erwecken. — Von dort ging es den Rhein hinab nach Elberfeld, wo mein gütiger Reisegefährte meine Mutter begrüßen und mir von ihr die Erlaubniß erwirken wollte, ihn noch bis Braunschweig begleiten und von dort zu Fuß durch den Harz zurückkehren zu dürfen. Sie wurde mir um so williger ertheilt, als die Schulferien erst eben begonnen hatten, und nach wenigen Tagen ging es zunächst nach Cassel weiter.

Dort tagte innerhalb zweier Jahre schon der dritte Landtag. Derselbe war kaum minder oppositionell gesinnt als seine beiden Vorgänger und hatte noch am Tage vor unserer Ankunft neue Anklagepunkte gegen den verhaßten Minister Hassenpflug aufgestellt. Bei den Verhandlungen, denen wir beiwohnten, trat das Zerwürfniß zwischen dem Ministerium und den Ständen nicht hervor, da sie nur die Anlage von Kornmagazinen betrafen.

Dennoch ließ auch diese ziemlich langweilige Sitzung wenigstens eine der vielen Beschwerden der Stände als berechtigt erscheinen. Das Sitzungslocal lag neben der Fuldabrücke im belebtesten Stadttheile, und so oft eine Schwadron Cavallerie vorbeitrabte, ein Bataillon Infanterie mit klingendem Spiele zur Parade vorüberzog, oder Fuhrleute ihre Frachtwagen juchend und schreiend am Saale vorbeiführten, war nicht ein Wort der Redner zu verstehen. Dieser Uebelstand war selbst von dem Kurprinzen längst erkannt, und es war deshalb doppelt als eine große Rücksichtslosigkeit empfunden, als derselbe den zum Neubau eines Ständehauses bewilligten schönen Platz am Thore nach Wilhelmshöhe wieder zurückverlangt hatte, weil er ihn für die Gräfin Schaumburg verwenden wollte. Ueber diese und manche andere Ursachen der Unzufriedenheit gab uns der Obergerichtsanwalt Schwarzenberg, den Balemann kannte, willkommene Aufklärung. Er war schon damals, ebenso wie die süddeutschen Abgeordneten, welche ich kennen gelernt hatte, einer der Führer der Opposition in der Ständeversammlung seines Heimathslandes, deren Verhandlungen er später mit derselben ruhigen Würde und Umsicht leitete, wie das 1833 der auch von seinen politischen Gegnern hochgeachtete Oberbürgermeister Schomburg that. Das schützte ihn freilich nicht davor, daß er, weil er streng constitutionell gesinnt, wenn gleich durchaus kein Radicaler war, 1850 nach dem Einrücken der bayerischen und österreichischen Executionstruppen vor ein Kriegsgericht gezogen ward. Schwarzenberg's Name entsprach seiner äußeren Erscheinung. Denn bei aller Freundlichkeit seines Wesens sah er ungemein schwarz und finster aus. In sehr von ihm verschiedener Weise frappirte mich sein Freund und Kampfgefährte Wippermann, mit dem er nach einem auf Wilhelmshöhe verlebten schönen Nachmittage einen Abend bei uns zubrachte, durch den auffallenden Gegensatz zwischen seiner unansehnlichen Gestalt und der von klarem Verstand und Tüchtigkeit zeugenden Bestimmtheit, mit welcher er sich aussprach. — Noch einen dritten Mann, dessen Name der Geschichte angehört und in weiteren Kreisen bekannt sein wird als diejenigen der beiden hessischen Abgeordneten, lernte ich in Cassel kennen. Zufällig trafen wir dort nämlich mit Orla Lehmann zusammen, der, obwohl der Sohn eines höheren schleswig-holsteinischen Beamten, nachmals als Journalist und als dänischer März-Minister von 1848 eine für mein Geburtsland unheilvolle Rolle gespielt hat. Er war nach beendigten Studien auf einer Reise durch Deutschland begriffen und trat so selbstgefällig, anmaßend und vorlaut auf, daß selbst Balemann, der immer geneigt war, milde zu urtheilen, bedenklich den Kopf dazu schüttelte. Dieselben Eigen-

schaften hat er auch später bewährt. Deshalb habe ich mich denn auch nie versucht gefühlt, seine Bekanntschaft näher zu cultiviren, als ich ihm während eines fast fünfjährigen Aufenthalts in Kopenhagen dort häufiger in der Gesellschaft begegnete.

Der kleine Cursus zur Beobachtung deutscher Volksvertretungen, den ich an Balemann's Seite durchgemacht hatte, und der in meinem ferneren Leben nicht ohne Nachwirkung auf mich geblieben ist, erreichte in Cassel sein Ende. An unserem nächsten Haltepunkt, Göttingen, sollte ich nun auch meinen verehrten künftigen Lehrer in der Politik, Professor Dahlmann, persönlich kennen lernen und vier Jahre später meine ersten praktischen Erfahrungen in der Politik machen. Die erfreulichen Tage, welche wir dort in Dahlmann's gastlichem Hause verlebten, wurden für mich der Ausgangspunkt eines dauernden freundschaftlichen Verhältnisses zu ihm und seiner liebenswürdigen Familie. Mehr noch als ein hübscher Ausflug, den wir nach der Ruine Hanstein und Witzenhausen unternahmen, freute mich, bei ihm dem herrlichen Brüderpaar Jacob und Wilhelm Grimm warm die Hand drücken und für die Kinder- und Hausmärchen danken zu können, die mir zuerst die Zauberwelt echter Natur- und Volkspoesie erschlossen hatten. Auch diese Bekanntschaft führte im Spätherbst 1837 zu einer bleibenden näheren Verbindung.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Göttingen begleitete uns Dahlmann mit seinem mir sehr sympathischen Sohne Hermann in vergnüglicher Fahrt nach Braunschweig. Hier wetteiferte der berühmte Historiker bei der Besichtigung des herzoglichen Erbbegräbnisses und des im Bau begriffenen neuen Schlosses in lehrreichen Ausführungen mit Balemann. Bis dahin war dieser mit seinem umfassenden Wissen auf dem Heidelberger Schlosse, dem Hohen-Asperg und an manchen anderen von uns besuchten Punkten mein alleiniger, trefflicher Lehrmeister und Führer gewesen. Nachdem wir noch den mit Recht berühmten Marr in einem effectvollen Schauspiele bewundert hatten, das eine so bittere Persifflage eines schwachen Königs und seiner Umgebung enthielt, wie man sie auf einem fürstlichen Theater zu hören nicht erwartet hätte*), hieß es Abschied zu nehmen, nicht nur von den neuen Freunden, sondern, was mich natürlich noch viel tiefer bewegte, auch von dem bewährten väterlichen Freunde. Ich hatte Balemann während der herrlichen, beinahe sechswöchigen Reise, welche ich ihm ver-

*) Es war das 1681 in Aranjuez spielende fünfactige Schauspiel „Maria Louise von Orleans" von von Zahlhas.

dankte, sehr lieb gewonnen. Das wohlwollende Vertrauen, welches er mir unausgesetzt bezeigte, die Art, wie er sich, wenn er unwohl war, meine Pflege gefallen ließ, und die Güte, womit er allen meinen Wünschen entgegenkam, hatten mir bewiesen, daß auch er etwas von mir hielt. So oft irgend eine stattliche Ruine oder ein anscheinend schöner Aussichtspunkt meine Aufmerksamkeit erregte, hatte er gerne den Wagen halten lassen, damit ich hinaufsteigen könne, auch wenn er selbst sich nicht wohl genug fühlte, mitzugehen. Dann zog er den Polybius, den Plutarch oder irgend einen andern Classiker, „les États de Blois ou la mort de M. le Duc de Guise“ oder sonst eine bedeutende neuere Schrift aus der Tasche, um bis zu meiner Rückkehr darin zu lesen. Nachher erzählte er mir dann von dem Inhalt und gab mir, was ihm bemerkenswerth erschienen war, zur eigenen Lectüre, da ich selbst nur Cicero's Rede pro Murena bei mir führte. Ungemein belehrend und anregend waren mir auch seine Commentare zu den Mittheilungen gewesen, welche wir von den verschiedenen Parlamentariern auf unserem Wege erhalten hatten. Das alles sollte ich nun entbehren, und ich fühlte mich Anfangs recht verlassen, als ich einsam dem Harz zuwanderte. Auf dem Wege dorthin wurde der schöne Dom in Halberstadt und das prächtig gelegene Schloß in Blankenburg besehen, wo ich — was ich freilich damals nicht ahnen konnte — 1850 wiederholt die Ehre haben sollte, als Bevollmächtigter der Statthalterschaft von Schleswig-Holstein, von dem jüngst verstorbenen Herzog Wilhelm von Braunschweig empfangen zu werden und in ihm einen Mann von entschiedenem Charakter und großer persönlicher Liebenswürdigkeit schätzen zu lernen.

Das romantische Bode-Thal und die Roßtrappe ließen mich zum ersten Mal einen Blick in eine großartige wilde Felsgegend thun. Dort fand ich auch in einem jungen Maler, Wilhelm Eichler aus Nordhausen, einen willkommenen Gefährten für meine weiteren Streifereien, der mir, als wir uns nach einigen Tagen in Ballenstädt trennten, zur Erinnerung ein kleines hübsches Blatt zeichnete, das ich noch jetzt bewahre. Es stellt uns Beide dar, wie wir auf einem ziemlich hohen Felsen, den wir mühsam erklommen hatten, ein Paar Terzerolen, die ich, um das Echo zu wecken, mit mir führte, in der Hoffnung abfeuerten, dadurch die Aufmerksamkeit irgend eines Holzhackers auf uns zu lenken, der uns den Weg nach Victorshöhe zeigen könnte, da wir uns verirrt hatten, — was auch wirklich gelang. Im Brockenhause erhielt ich an zwei Braunschweiger Primanern wiederum neue Reisegefährten. Mit einem derselben, Langerfeldt, der inzwischen braunschweigischer Minister des Innern und der Justiz geworden,

feierte ich siebzehn Jahre später, zur Zeit der ersten schleswig-holsteinischen Erhebung, eine Wiedererkennungsscene und verkehrte wiederholt und gern, geschäftlich und freundschaftlich, mit ihm. Er ist am 28. März 1883 als Wirklicher Geheimer Rath gestorben.

Bis dahin hatte ich noch niemals die Sonne von einem so hohen Punkte aus unter- und aufgehen gesehen. Das letztere Schauspiel war besonders eigenthümlich und schön. Nur das Brockenhaus selbst mit seiner nächsten Umgebung ragte aus einer dichten Nebelmasse hervor, als wir, in unsere Bettdecken gehüllt, in die bitterkalte Morgenluft hinaustraten. Da zeigte sich plötzlich ein schmaler rother Streifen, und mit ungeahnter Schnelligkeit und in ungewohnter Größe stieg die Sonne blutroth empor und brachte die weißen Nebel unter sich in solche Bewegung, daß es uns vorkam, als ob wir uns auf einer von der Brandung umtobten Insel befänden. Dann zerriß plötzlich der Nebelschleier, und viele Meilen entfernt zeigte sich Quedlinburg in glänzendster Beleuchtung. Wenige Minuten später verdeckte weißes Gewölk das hübsche Bild wieder, aber gleichzeitg öffnete sich ein ähnlicher Blick auf Clausthal und Zellerfeld. Erst nach wiederholtem Wechsel solcher überraschender Durchblicke senkte sich der Nebel mehr und mehr, so daß wir die weite Aussicht noch in voller Klarheit genießen konnten, ehe wir von der Höhe hinabstiegen. Wir wollten über Clausthal nach Goslar wandern, wo sich unsere Wege trennten. Wir geriethen jedoch bald in der menschenleeren Oede von dem kaum erkennbaren richtigen Pfade ab und irrten, da von Neuem aufgezogene Nebel unser nächstes Ziel verdeckten, Stunden lang umher. In der Nähe von Braunlage erreichten wir endlich die große Straße und stießen, abermals nach einer Stunde, auf die erste menschliche Wohnung, ein Wärterhäuschen. An jenem Tage habe ich, glaube ich, zum ersten Male in meinem Leben wirklichen Hunger empfunden; denn sonst würde angeschimmeltes schwarzes Brod und mooriges Wasser — das Einzige, was wir dort fanden — mir schwerlich eine wahre Erquickung gewesen sein. Dies kärgliche Mahl erfrischte uns aber so, daß wir uns durch die wieder heiß auf uns herabscheinende Sonne verleiten ließen, in dem eiskalten Oderteich ein Bad zu nehmen.

Erst ziemlich spät gelangten wir Abends nach der alten ehemaligen Reichs- und Hansestadt Goslar. Wie bisher, so enthalte ich mich auch hier des Versuchs, die Merkwürdigkeiten der damals ziemlich verfallen aussehenden Stadt zu beschreiben. Der ruinenhafte Zustand des berühmten Kaiserhauses, in welchem dreiundzwanzig Reichsversammlungen abgehalten

wurden und zehn oder elf Kaiser Wohnung genommen haben, prägte sich mir übrigens tief genug ein, um im Frühjahr 1871 freudig mit der großen Majorität des Reichstages das Vertrauen aussprechen zu können, daß die preußische Regierung für die Erhaltung dieses nunmehr unter ihrer Obhut stehenden ehrwürdigen Denkmals deutscher Baukunst und deutscher Geschichte Sorge tragen werde. Neben den sehenswerthen Kirchen, dem Rathhause und dem Zwingerthurm mit seinen zwanzig Fuß dicken Mauern, in welchem damals das unter dem Namen „Gose“ viel gerühmte abscheuliche Gebräu verzapft ward, interessirten mich vor Allem die Bergwerke im Rammelsberge. Den Gedanken, selbst die bergmännische Carrière zu ergreifen, welchen ein Brief meines Bruders Emil mir früher nahe gelegt, hatte ich damals freilich schon so gut wie aufgegeben. Bereits im Frühjahr hatte ich meinem Vater geschrieben, daß ich, nachdem ich eine Zeit lang an Theologie gedacht, mehr Lust zum Rechtsstudium habe, welches ich als die beste Grundlage jeder öffentlichen Thätigkeit betrachte. Um aber den definitiven Beschluß über die Wahl meines künftigen Berufs mit größerer Sicherheit fassen zu können, wollte ich doch die erste Gelegenheit, welche sich mir bot, einen näheren Einblick in das unterirdische Getreibe zu erhalten, nicht unbenutzt lassen. Ich erreichte meinen Zweck vollkommen. So rasch und lehrreich mir auch die Stunden in der Tiefe verstrichen, war ich, als ich wieder zum rosigen Tageslicht heraufstieg, völlig entschieden, kein Bergmann zu werden. „Man muß den Bergbau leidenschaftlich lieben, um den tausend Mühseligkeiten trotzen zu können, die unzertrennlich mit seiner Ausübung verbunden sind,“ hatte mir mein Bruder geschrieben; und von solcher großen Neigung empfand ich nichts.

Von meiner weiteren Wanderung bis Soest, die ich nunmehr wieder allein fortsetzen mußte, will ich nur ein kleines Abenteuer erwähnen, das ich gleich am ersten Tage erlebte. Ich war am Nachmittage von Goslar aufgebrochen, und die Sonne neigte sich zum Untergange, als ich in Seesen auf kurze Zeit einkehrte. Der Wirth war sehr erstaunt, als ich sagte, daß ich noch bis Gandersheim zu gehen gedächte, und warnte dringend davon ab, da neuerdings wiederholt Raubanfälle und sogar ein Mord auf dieser Strecke begangen seien. Ich hielt das für einen ungeschickten Versuch, mich zu bewegen, die Nacht in seinem Hause zu bleiben, und ging weiter. Zu meinem Staunen wurde mir die Warnung, unter Ausführung neuer Einzelheiten, von einem Bürger wiederholt, den ich beim Ausgang aus der Stadt nach dem Wege fragte. Umzukehren erlaubte mir mein Stolz nicht. Ich schritt deshalb rüstig vorwärts und holte bald einen nach

seinem Dorfe zurückkehrenden Arbeiter ein, mit dem ich eine Weile zusammenging, und der mir nun dieselben Geschichten, abermals etwas vermehrt und weiter ausgeschmückt, vortrug. Er machte mich zugleich darauf aufmerksam, daß ich, wenn ich an den nahen bewaldeten Hügel gelange, auf den sich die Chaussée in weitem Bogen hinaufziehe, statt der Straße zu folgen, einen durch das Holz führenden Fußweg einschlagen könne, der erheblich abkürze. Ich erinnerte mich der Localität sehr gut, da ich vor kaum vierzehn Tagen in Valemann's Wagen denselben Hügel mit Extrapostpferden rasch herabgerollt war. Sobald ich allein war, lud ich meine kleinen Terzerolen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, scharf und stieg, nachdem ich eine mir als muthmaßlicher Schlupfwinkel der Spitzbuben bezeichnete Mühle passirt hatte, jenen Fußpfad hinan, der, obgleich der Mond schon am Himmel stand, durch dichtes Gebüsch stark verdunkelt war. Ich mochte etwa zehn Minuten gegangen sein, als ich hinter mir einen lauten Pfiff hörte, der gleich darauf vor mir von einem Manne erwidert wurde, der seitwärts aus dem Gehölze trat. Ich will nicht leugnen, daß mich etwas gruselte und dies Gefühl noch zunahm, als mein in möglichst tiefem Tone gesprochenes „guten Abend" unerwidert blieb, und ich deutlich hörte, wie Derjenige, der zuerst gepfiffen, herankam und mit dem Andern zu flüstern begann. Ich machte mich schußbereit, überwand mich aber, weder meinen Schritt zu beschleunigen, noch mich umzusehen, und begann erst rascher auszuschreiten, als ich wieder auf der großen Straße war. Als ich zu ziemlich später Stunde in Gandersheim eintraf, war man sehr erstaunt über meinen vermeintlich gewagten Marsch, und ich bekam alle Räubergeschichten noch ein viertes Mal zu hören. Der Gedanke, daß jene beiden Männer wirklich einen bösen Anschlag im Sinne hatten und sich nur deshalb nicht an mir vergriffen, weil sie bei einem jungen Menschen im grauen Staubkittel und mit einem kleinen Ranzen auf dem Rücken keine lohnende Beute erwarteten, erhielt dadurch neue Nahrung.

Ein Besuch bei meinem verehrten früheren Lehrer Dr. Landfermann in Soest brachte meine Reise zum Abschluß. Er hatte sich vor Kurzem durch seine Verheirathung mit Luise Winter, einer Tochter des unter dem Namen „Vater Winter" bekannten freisinnigen badischen Abgeordneten und angesehenen Heidelberger Buchhändlers, ein schönes häusliches Glück begründet, wodurch sein Gemüthsleben sich noch reicher entwickelt hatte. Die Freundlichkeit, womit das junge Paar mich bei sich aufnahm und vier Tage zurückhielt, obwohl das einzige Dienstmädchen gerade beurlaubt war

und die liebenswürdige Hausfrau nun allein für Alles zu sorgen hatte, war ungemein wohlthuend. Schon der erste Mittag offenbarte mir wieder einen hübschen Zug in Landfermann's sinnigem Wesen. Es war ein Sonnabend, und einfache, aber sehr schmackhafte Klöße kamen auf den Tisch. „Die habe ich mir," sagte er, „ein für allemal als Sonnabends-Vorspeise ausgebeten; wir erhielten sie immer an diesem Tage in Magdeburg. Das fromme, wehmüthige Gefühl beim Genießen ist dabei freilich die Hauptsache." Wie schon früher, erzählte er mir auch dies Mal Manches von seiner langen Gefangenschaft, die er wegen Betheiligung an der Burschenschaft in der Berliner Stadtvogtei, auf Schloß Köpenik und in der Citadelle von Magdeburg überstanden hatte*), und von deren Einfluß auf seine innere Entwickelung seine 1857 und in „neuem vermindertem und vermehrtem Abdruck" 1874 „für Freunde gedruckten", tiefempfundenen Gedichte so rührend Zeugniß geben. Als er mir die aus allerhand Trümmern der Vorzeit zusammengesetzte Kirche Sta. Maria in Altis und die wenigen anderen Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte, gewährte die Entzifferung verwitterter Inschriften auf verfallenen Grabsteinen viel Vergnügen. Mir kamen dabei meine guten Augen, ihm großes Geschick und historisches Wissen zu Statten. Während er im Gymnasium Unterricht geben mußte, der dort schon wieder begonnen hatte, fand ich reichlichen Unterhaltungsstoff in seiner Bibliothek, und Abends wurde eifrig Schach gespielt. Das Einzige, was einen Schatten über dieses erfreuliche Zusammensein warf, war, daß ich mich, obgleich Landfermann kein Wort davon sagte, des Eindrucks nicht erwehren konnte, er fühle sich in seiner Vaterstadt weniger befriedigt als in Elberfeld und würde sich dorthin zurücksehnen, wenn ihn nicht seine glückliche Häuslichkeit über manche Unannehmlichkeit hinweghöbe. Die Richtigkeit dieser Beobachtung ist mir nach seinem Tode von seiner verehrten Wittwe bestätigt. Ich hatte angenommen, daß ihr Mann Elberfeld um der schöneren Gegend und des anregenderen Verkehrs willen seiner Vaterstadt vorgezogen habe. Jetzt hörte ich gern von ihr, daß er sich dort besser verstanden und liebevoller aufgefaßt gefühlt und dem Elberfelder Gymnasium ein viel frischeres geistiges Leben nachgerühmt habe als demjenigen in Soest, wo es über-

---

*) Landfermann war, obwohl er schon lange vor Einleitung der Jahr und Tag dauernden Untersuchung freiwillig und ernüchtert aus der Burschenschaft ausgetreten war, am 25. März 1826 zu 13jähriger Festungshaft verurtheilt! Am 1. Mai 1829 wurde er begnadigt.

dies an dem richtigen Verständniß für die wahre Vaterlandsliebe, wie er sie sich dachte, gefehlt habe.

Nach fast zweimonatlicher Abwesenheit kehrte ich zum Wiederbeginn der Schule nach Elberfeld zurück. Die geistige Frische und die Arbeitslust, welche ich von meiner Reise heimbrachte, kamen mir sehr zu Gute; denn meine liebsten Freunde waren nicht mehr dort, und die Nachrichten, welche aus Mexico einliefen, ließen uns nicht ohne ernste Sorgen an unsere fernen Lieben denken.

Der Vater war, als er Anfang Januar 1832 nach langer stürmischer Reise in Vera-Cruz landete, mit der Nachricht empfangen, daß der erste Beamte des Bergwerksvereins, auf dessen Mitwirkung er mit vollem Vertrauen hatte rechnen können, schon vor zwei Monaten plötzlich gestorben sei. Seine Aufgabe war ihm dadurch sehr erschwert. Zahlreiche Mißbräuche waren in der Verwaltung eingerissen. Einige Beamte hatten sich sogar nicht gescheut, ihr Gehalt im voraus zu erheben, um das empfangene Geld dann sofort dem Verein gegen 2 % Zinsen per Monat wieder zu leihen. Vater erkannte gleich, daß es geboten sei, den Sitz der Geschäftsleitung von der Hauptstadt nach dem Mittelpunkt der Minen, San Simon de Angangueo im Staate Michoacan, zu verlegen. Dadurch allein war die nöthige fortwährende Ueberwachung des gesammten Betriebs zu ermöglichen; mehrere mercantilische Beamte wurden entbehrlich, und es ließen sich volle 20,000 Dollars (mehr als 80 000 Mark) an den Generalunkosten jährlich ersparen. Schon Mitte Februar siedelte er deshalb nach Angangueo über. Welch' schweres Opfer er brachte, als er sich in diese halbe Verbannung begab, beweisen die nachstehenden Bemerkungen in einem Briefe, den er mir einige Monate später von dort aus schrieb:

Angangueo, 29. Juni 1832.

— — „Ich lebe hier, wie auf dem Lande. Die Gegend ist schön, zugleich großartig und freundlich. Aber das Klima von Angangueo, 9000 Fuß über dem Meere, ist abscheulich und so naß und kalt, daß ich, obgleich zwischen den Wendekreisen, den ganzen Tag Feuer im Kamin haben muß. Du weißt, daß das Wetter großen Einfluß auf meine Stimmung hat. Das Memento mori wird mir hier oft genug vorgeführt. Ich hoffe jedoch, mit Gottes Hülfe nicht in diesem Lande zu sterben, sondern nach wohlvollbrachtem Tagewerk zu Euch zurückzukehren. Freilich ist auch bei Euch kein hesperischer Himmel, aber es ist doch viel besser in Europa, selbst in dem prosaischen Elberfeld, wenn es gleich mein Ideal

nicht ist. Allein ich habe leider längst von meinen Idealen zurückkommen und mich in die Verhältnisse, wie sie sind, schicken müssen. Das de bonne grâce zu thun, erleichtert das Leben, und auch Du wirst Dich immer besser dabei befinden, wenn Du weniger nach Idealen strebst und Dir die Wirklichkeit durch freundliche, dankbare Auffassung dessen, was sie Dir gewährt, und durch ein liebevolles und selbstaufopferndes Benehmen gegen Deine Umgebung verschönerst. An gesellige Freuden ist hier nicht zu denken. Hätte ich nicht den lieben Emil bei mir, der meine Stütze und meine Freude ist, so würde ich mich noch verlassener fühlen. Denn außer mit unseren Beamten und dem ehrwürdigen alten Pater Pedro Ortis, der sich, obgleich er wohl den Ketzer in mir wittert, sehr freundlich und theilnehmend gegen mich erweist, kann ich nur von Zeit zu Zeit mit dem Präfecten ein vernünftiges Wort sprechen, wenn er von Morelia herüberkommt."

Das Einzige, was die Unannehmlichkeiten eines solchen Aufenthalts erträglicher machte, war das Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben. Anfang Februar 1833 konnte Vater schreiben: „Der Verein ist, so Gott will, gerettet. Um es dahin zu bringen, habe ich freilich viel mehr thun müssen, als man von mir verlangen konnte und irgend einer der Betheiligten dafür gethan hätte." Schon die nächsten Monate brachten neue, schwere Enttäuschungen. Der Bürgerkrieg, welcher durch den Sieg Santa-Anna's über Bustamente und seine demnächstige Erwählung zum Präsidenten beendigt schien, brach von Neuem aus und zog sich bald auch in die Nähe des Minendistrictes. Die niemals ganz gehobene Unsicherheit, religiöser Fanatismus und der Haß gegen die Fremden nahmen in erschreckender Weise wieder zu. Briefe unserer Lieben vom Juli berichteten von einem 41 Stunden dauernden Kampfe, welchen sie glücklich gegen eine Räuberbande bestanden hatten, und in welchem Fünf verwundet waren. Bald darauf drohte ihnen ein Angriff des revolutionären Chefs Escalada. Sie mußten sich verschanzen und Kanonen gießen. Bange Wochen verstrichen, bis wir erfuhren, daß auch diese Gefahr glücklich vorübergegangen, die Cholera ihnen zwar nahe, aber nicht nach Angangueo gekommen sei. Eine große Störung des Betriebs war die natürliche Folge dieser traurigen Zustände. Sie wurde durch den Bruch einer Wasserhebemaschine und andere Unfälle noch verschlimmert, und Vater sah sich in Folge davon genöthigt, eine Rimesse von 120,000 Thalern zu verlangen, wenn es gelingen solle, Alles wieder in Stand zu setzen und nachhaltige gute Resultate zu erzielen. Einen Augenblick dachte er

sogar daran, selbst herüberzukommen, um diese Forderung zu betreiben, wurde jedoch durch die Lage der Geschäfte, welche seine Anwesenheit dringend erforderte, zurückgehalten.

Mit Dank und Bewunderung erfüllte es mich, daß mein Vater mitten unter diesen Sorgen und Arbeiten fortfuhr, auch mich mindestens einmal monatlich durch einen Brief zu erfreuen und dadurch, soweit das überhaupt bei der großen Entfernung, die uns trennte, möglich war, auf meine Erziehung und Charakterentwicklung einzuwirken. So war seine Erwiderung auf meinen Brief über die Wahl des Berufs, die ich bei meiner Rückkehr nach Elberfeld vorgefunden hatte, gerade in den erwähnten bedrohlichen Tagen geschrieben. Er sagte darin:

Angangueo, 23. Juli 1833.

— — „Ich werde mir nie einen Einfluß auf das von Dir zu wählende Studium erlauben, und wenn ich gleich den Stand der Theologen im Ganzen nicht liebe, so würdest Du mir dennoch auch als Theologe gleich lieb sein, sobald Du nur etwas Tüchtiges lernst und leistest. Da Du aber selbst sagst, daß Du mehr Lust zum Jus hast, so würde ich an Deiner Stelle dabei bleiben und nur Alles aufbieten, recht gründliche und umfassende Kenntnisse zu erwerben. Dann wirst Du schon Dein Brod finden, und ist es nicht in Preußen, an das Du ja nicht gebunden bist, so in Deinem Geburtslande. Aber etwas Tüchtiges mußt Du allerdings lernen, und erlaubt es Deine Zeit und die Casse der guten Mutter, der ich übrigens in dem Falle auch zu Hülfe kommen würde, solltest Du doch noch Privatunterricht im Französischen und Englischen nehmen, welche beide Sprachen heut' zu Tage eigentlich jeder gebildete junge Mann fertig sprechen und schreiben sollte. Man kann nicht zu viel wissen. Jetzt ist für Dich die Zeit zu säen, wenn Du, wie ich hoffe, ein brauchbarer, guter und frommer Mensch werden und dereinst ernten willst."

Deutlicher läßt der folgende Brief, den ich einige Wochen später erhielt, den Ernst der Umstände, unter denen er geschrieben ward, und die Art erkennen, wie mein Vater die eigenen Erfahrungen dem heranwachsenden Sohne zu Gute kommen zu lassen wünschte. Er lautet:

San Simon de Angangueo, 26. August 1833.

„Der Weg vom Herzen und Kopf aufs Papier ist gar zu weit, und besonders, wenn die Finger den ganzen Tag über das Papier gefahren sind, versagen sie zuletzt fast den Dienst. Eins tröstet mich. Der Mensch kann mehr denken als schreiben. Ich trage der sinkenden Sonne stets

recht viel Grüße an Euch auf, und der Himmelswagen, der — weißt Du wohl noch? — immer über dem alten Hause in Ascheberg stand, ist gleichfalls mit den freundlichsten Dingen für Euch beladen. Du kannst ihn dreist jeden Abend anhalten. Es ist doch die schnellste Post, die von mir zu Euch geht! — Wenn ich so an die Hoffnungen denke, mit denen ich in das Leben trat, und damit mein jetziges Verhältniß, mein jetziges Leben vergleiche, so kommt es mir manchmal vor, als ob ich schon mit einem Fuße im Grabe stände. Bin ich doch nicht mehr derselbe, wie vor 20 Jahren. Wenn ich indessen nur die Freude erlebte, Deine gute Mutter und Euch alle recht glücklich zu sehen, so wollte ich für meine Person leicht zufrieden sein. Man muß überhaupt in der Welt nicht zu viel an seine eigene Persönlichkeit denken und nie vergessen, daß, so wie man manches kleine Opfer von Anderen begehrt, man auch selbst dergleichen zu bringen bereit sein muß. Wir können sehr wohl ein Glück entbehren, das uns die Vorsehung nicht beschieden hat, und nur dann können wir uns nicht beruhigen, wenn wir es selbst verscherzten. So, wie Gott es macht, ist es gewiß gut! Halten wir diese Ueberzeugung nur recht fest, so werden wir nicht murren, wenn nicht Alles nach unserem Sinne geht. So trübe auch die Aussichten sind, will ich doch den Muth nicht sinken lassen, das Vertrauen auf Gott aufrecht halten. Er hat mir so viele Beweise schützender und segnender Vaterhuld gegeben; Er wird mir auch ferner geben, was mir frommt. Sollte mein Muth zu wanken drohen, dann will ich an Euch, Ihr meine Lieben, denken und mich dankbar der vielen Momente meines Lebens erinnern, wo der Himmel mir da einen Ausweg zeigte, wo jeder mir verschwunden schien."

Ich kann mich nicht enthalten, noch einen dritten Brief hier auszugsweise mitzutheilen, der, was ich beim Empfang nicht voraussehen konnte, zugleich der letzte war, den ich von meinem geliebten Vater erhalten sollte. Er mußte um so tieferen Eindruck auf mich machen, weil meine jugendlichen liberalen Schwärmereien, deren Aeußerung Anlaß dazu geboten hatte, zwar durch das, was ich auf meiner großen Reise gehört und erlebt, vielfach geklärt, jedoch im Wesentlichen dieselben geblieben waren.

Angangueo, 25. October 1833.

„Deinen lieben Brief vom 22./23. Juli habe ich mit vielem Vergnügen und Interesse gelesen und würde noch mehr Freude daran gehabt haben, wenn der Schluß nicht ein wenig nach Demagogie schmeckte und mir daher die Besorgniß einflößte, Du möchtest in Deinen schriftlichen

und mündlichen Aeußerungen nicht vorsichtig genug sein und dadurch nur zu leicht Deine ganze künftige Carrière aufs Spiel setzen. Du siehst es an den Umtrieben, die vor einigen Jahren stattfanden, und an den neueren Ereignissen in Deutschland, wohin es führt, wenn junge Leute, die alle ihre Zeit zu ihrer geistigen Ausbildung bedürfen, sich statt dessen im Unmuth zu Reformatoren aufwerfen wollen. Die Studenten werden die Welt doch ebensowenig reformiren, als es den Fürsten gelingen wird, den Zeitgeist zu unterdrücken. Daher thäten die jungen Männer besser daran, sich einzig und allein, aber mit desto größerem Eifer ihren Studien zu widmen und sich so fähig zu machen, späterhin in reiferem Alter das Ihrige zur Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse beizutragen. Die Verfassung allein macht das Glück des Volkes wahrlich nicht aus, sondern der Grad seiner moralischen und geistigen Ausbildung. Du würdest Dich hier recht lebendig davon überzeugen; denn bei der liberalsten Verfassung ist das Volk hier doch unglücklich, weil es im höchsten Grade demoralisirt und in geistiger Hinsicht verwahrlost ist. Wer also dahin strebt, sich selbst moralisch und geistig auszubilden, und dazu wirkt, seine Mitbürger in dieser Hinsicht auf einen höheren Standpunkt zu stellen, erzeigt denselben einen viel größeren Dienst, als wenn er sich einbildet, das Bestehende umstoßen und etwas Besseres an dessen Stelle setzen zu können. Tadeln ist leicht, aber besser machen oft sehr schwer. Schmerzlich empfinde ich es, daß ich in dieser für Deine Entwickelung so wichtigen Zeit nicht bei Dir sein kann. Bleibe nur immer fromm und fleißig; dann wird Dir mein Segen auch aus der Ferne nicht fehlen, und früher oder später müssen wir uns ja doch trennen. Du gehst ins Leben hinein und ich bald hinaus. Gott segne Dich auf allen Deinen Wegen und stärke Dich zum Guten!"

Gleich nach Absendung dieses Briefes zog sich mein Vater beim Brande eines Hüttenwerks eine Erkältung zu, die rasch in ein heftiges Nervenfieber überging. Weder die liebevolle Pflege des Sohnes, noch die Geschicklichkeit des zur Unterstützung des ständigen mexicanischen Arztes eiligst aus der Hauptstadt herbeigerufenen befreundeten deutschen Doctors vermochten ihn zu retten, und am 8. November entschlief er mit einem tiefen ruhigen Athemzuge, um hiernieden nicht wieder zu erwachen. Unter den Armen des Kreuzes, das zwischen Palmen in der Mitte des schön belegenen Kirchhofes steht, wurde ihm die letzte Ruhestätte bereitet.

Mehr als drittehalb Monate vergingen, ehe die Nachricht von dem unersetzlichen Verlust, der uns betroffen, uns erreichte. In mir war jedoch

schon gegen Ende des Jahres, ich weiß selbst nicht wie, die ununterdrückbare Besorgniß aufgetaucht, daß der theure Vater nicht zurückkehren werde. Bei der Weihnachtsfeier stürzten mir plötzlich Thränen aus den Augen, und ich wagte es nicht, auf die Frage meiner Mutter: weshalb? den Grund davon zu verrathen. — Am Hochzeitstage der Eltern, 25. Januar 1834, wurde im engsten Freundeskreise die Hochzeit meiner ältesten Schwester gefeiert, weil der Vater, welcher seinen Schwiegersohn kannte und schätzte, dieselbe nicht bis zu seiner ungewissen Rückkehr verschoben zu sehen wünschte. Als Pastor Wichelhaus in seiner schönen und ernsten Traurede, ohne den Doppelsinn zu ahnen, die Wendung brauchte: „Zwei Väter sähen aus einer andern Welt liebend auf das junge Paar," ergriff mich von Neuem schmerzlich der Gedanke, daß nicht nur der Vater meines Schwagers, sondern auch der meinige todt sei. Dazu stimmten auch die Worte Gellert's, womit Wichelhaus seine Rede schloß:

„Dort werden wir im Licht erkennen,
Was hier auf Erden dunkel war;
Dort wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Dort denken wir mit Preis und Dank
Die Schöpfung im Zusammenhang."

Er hatte sich, wie er uns später sagte, mit dem Ausdruck der Hoffnung an meine Mutter wenden wollen, daß im nächsten Jahre auch sie mit dem Gatten wieder vereinigt sein werde. Da habe sein Auge Herrn von Rath gestreift, der, weil er schon von der uns aus Schonung verheimlichten Krankheit des fernen Freundes wußte, laut weinte, und unwillkürlich seien die ernsten Verse Gellert's über seine Lippen geflossen. Als mich drei Tage nachher einer der Lehrer aus der Schule abrief, weil meine Mutter mich zu sprechen wünsche, ahnte ich gleich, daß die gefürchtete Trauernachricht eingetroffen sein werde, und mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht.

Ein jeder tiefe Schmerz muß durchempfunden werden, und in dem Bewußtsein, daß man ihn mit vollem Rechte empfindet, liegt der Trost. Schon Goethe sagt in der „Iphigenia": „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt." Dieser Trost fehlte auch mir nicht. Aber dennoch verging eine lange, lange Zeit, ehe ich mich in den Gedanken finden konnte, daß ich meines treuesten Freundes für immer beraubt sei. Erst jetzt wurde mir klar, in welchem Maße ich auch während unserer langen Trennung geistig mit ihm fortgelebt hatte. Ich hätte ihn nicht schmerzlicher entbehren können, wenn wir immer zusammen gewesen wären. Keinen

Augenblick war ich indessen zweifelhaft darüber, daß ich sein Andenken nicht besser ehren könne, als wenn ich mich bemühe, in seinem Sinne und nach seinen mir so oft ausgesprochenen Wünschen fortzuleben. Die Briefe meines Bruders Emil, dem es vergönnt gewesen, seine letzten Jahre zu verschönern, und der jetzt für uns alle die Stelle des Vaters auszufüllen bestrebt war, bestärkten mich in diesem Vorsatz. Daß mein Thun gar oft hinter dem guten Willen zurückblieb, brauche ich wohl kaum zu sagen. Das würde wohl noch häufiger der Fall gewesen sein, wenn mir nicht meine Schwester Angelika treu zur Seite gestanden hätte, obgleich sie selbst doppelt litt, weil ihr Anfangs sogar die Wohlthat der Thränen versagt war. Mit ihr hatte ich seit Jahren im schönsten Vertrauen alle freudigen und trüben Empfindungen getheilt. Jetzt ward der gemeinschaftliche große Schmerz ein neues Band zwischen uns. Die Erinnerung an unseren Vater und die Erfüllung unserer nächsten Aufgabe, die tiefgebeugte Mutter den Verlust so gut wie möglich ertragen zu helfen, bildete den Hauptgegenstand unserer Gespräche auf den Spaziergängen, die wir so oft wie möglich nach dem Bendahl und anderen hübschen Waldpartien in der Nachbarschaft unternahmen. Da wir das theuere ferne Grab nicht zu schmücken vermochten, befestigten wir, statt dessen, zur Erinnerung kindlich einen Kranz an einer seitwärts vom wenig betretenen Pfade stehenden Eiche, die unser Lieblingsplatz war. Ein merkwürdig milder Winter begünstigte diese Wanderungen. In unserem Garten stand schon im Januar ein Birnbaum in voller Blüthe, und sogar der Weinstock trieb Blätterknospen. Das kam auch der Mutter zu Gute, die den Anfangs gehegten Gedanken, mit Angelika zu Emil nach Mexico zu gehen, auf Backhausen's und meine Bitten aufgegeben und sich entschlossen hatte, in Elberfeld zu bleiben. Ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen — sie malte damals zuweilen hübsch in Oel — bildeten neben dem traulichen Familienleben die Brücke, welche sie allmälig das so schwer erschütterte Gleichgewicht wieder gewinnen ließ. Auch ich erlangte dasselbe nur langsam wieder, und es würde noch längere Zeit darüber hingegangen sein, wenn mich nicht mein im Sommer bevorstehendes Abiturientenexamen daran gemahnt hätte, alle Kräfte anzuspannen, um noch manche Lücke des Wissens auszufüllen. Ueber den Ausfall dieses Examens spricht sich meine Mutter in den Worten aus:

Tagebuch. Elberfeld, 7. August 1834.

„Rudolph hat nun auch sein Examen glücklich bestanden. Eine vorzügliche Nr. 2 erhielt er, worüber ich um so froher bin, weil ich mich

erinnere, daß der treffliche Oberpräsident Freiherr Vincke, als er uns hier einmal besuchte, äußerte: seiner Erfahrung nach zeigten sich junge Leute, welche diesen Charakter erhielten, im praktischen Leben meistens viel brauchbarer und tüchtiger als solche, welche eine Nr. 1 davontrügen. Diese werde selten an Andere als an Bücherwürmer ertheilt, die sich ausschließlich den alten Sprachen gewidmet hätten. Nun sagten mir Rudolph's Lehrer, er sei wirklich vielseitig gebildet und habe seine Zeit sehr gut angewandt. Der Regierungsrath Eilers aus Coblenz, der immer dem Abiturientenexamen der größeren Gymnasien beiwohnt und wiederholt den Abend in geistvoller Unterhaltung bei uns zubrachte, bestätigte mir dies mit der Versicherung, er habe überhaupt lange kein Examen mitgemacht, wie das mit ihm; er sei voll Leben und Kenntnisse, habe nicht blos auswendig gelernt, sondern aufgefaßt und in sich verarbeitet, was er gelernt habe. So darf ich denn wohl zu Gott hoffen, daß er die Erwartungen, die ich von ihm hege, erfüllen wird."

Ich war schon längst entschlossen, mich dem Rechtsstudium zu widmen. Der oben mitgetheilte Brief meines Vaters hatte den Ausschlag dafür gegeben. Jetzt erleichterte mir mein Bruder Emil die Ausführung dieses Entschlusses durch das liebevolle Anerbieten, mir Alles vorzuschießen, was ich während meiner Studienzeit und bis zur Erlangung einer selbstständigen Stellung brauchen würde. Meine Mutter hätte mir die nöthigen Mittel nicht länger ohne manche Einschränkungen reichen können; ich selbst aber besaß nur 100 Louisd'or, welche mein Großvater von Nuys mir als seinem Pathen letztwillig vermacht hatte. Ich brauchte jedoch bei der Innigkeit unseres Verhältnisses kein Bedenken zu tragen, das Anerbieten meines Bruders anzunehmen. Er hatte mir dringend gerathen, mich jedenfalls, auch wenn der Weg langsamer zum Ziele führe, einer Wissenschaft zu widmen, weil in unserer Zeit nur das Bewußtsein seiner Fähigkeiten dem Manne Selbstvertrauen und Muth gäbe, allen Stürmen des Schicksals zu trotzen. Auch fühlte er, daß es ihm, selbst wenn der Bergwerksverein, bei welchem er jetzt in die Stellung des Vaters eingetreten war, zu Grunde gehen sollte, niemals an einem gewinnbringenden Wirkungskreise fehlen werde.

Für mich entstand nun die ernste Frage, ob ich Preußen oder meine Geburtsheimath zum Felde meiner künftigen Thätigkeit wählen solle. Ich verkannte keinen Augenblick die Vortheile, welche der größte deutsche Staat mir bieten würde. Nur das im Vorjahre erlassene Verbot des Besuchs nichtpreußischer Universitäten hielt mich ab, mich sofort für Preußen zu

entscheiden. Dasselbe stand mit dem gerade damals durch Einführung der provincialständischen Verfassung erweckten frischen freiheitlichen Leben in Schleswig-Holstein in einem zu entschiedenen Gegensatz und erschien mir kleinlich und eines großen Staates unwürdig. Meine Mutter und Balemann enthielten sich zu meiner Freude jedes Versuchs, meinen Entschluß zu beeinflussen. Ehe ich denselben faßte, nahm ich, um mir wenn möglich die Aussicht auf eine künftige Anstellung in Preußen offen zu halten, die Hülfe meiner Tante, der Professorin Anna Horkel in Berlin, in Anspruch. Ich bat sie, durch Alexander von Humboldt und andere einflußreiche Freunde Erkundigungen einzuziehen, ob ein Gesuch um die Erlaubniß, meine Studien in Kiel beginnen zu dürfen, Aussicht auf Gewährung habe. Als die Antwort verneinend ausfiel, entschied ich mich für die Rückkehr in mein Geburtsland. Die inneren Kämpfe, welche mir dieser ernste Entschluß gekostet hatte, tönten auch in der Abschiedsrede wieder, die ich am 16. September bei meiner Entlassung aus dem Gymnasium hielt, und zu deren Thema ich die Goethe'schen Verse wählte:

„Frei sei der Mensch im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt ihn ein."

So froh ich auch war, daß jetzt die Schulzeit hinter mir lag, und ich mein Leben und meine Arbeiten hinfort nach eigenem Ermessen bestimmen konnte, fühlte ich doch nichts von der Freudigkeit, welche die meisten jungen Leute beim Abgang zur Universität erfüllt. Ja, als ich gegen Ende September von der Mutter und meiner jüngsten Schwester Abschied nahm, überkam mich ein Gefühl der Verlassenheit, dessen ich lange nicht Herr werden konnte. Ich mußte mir sagen, daß ein so reines und reiches Familienglück, wie ich es bis dahin genossen, mir vielleicht niemals wieder zu Theil werde. Die Erinnerung an Elberfeld würde ich selbst dann festgehalten haben, wenn es nicht der Wohnort meiner nächsten Angehörigen geblieben wäre. Hatte ich doch dort meine liebsten Jugendfreunde kennen gelernt, neben vielen frohen auch die traurigsten Stunden meines Lebens verbracht! Das vergißt sich nicht so rasch, wie der Staub verweht, den wir an unseren Fußsohlen von einem Orte fortgetragen, und wie wir oft gerade das am liebsten gewinnen, was uns die meiste Sorge bereitet hat, so haften unsere Gedanken auch noch lange mit Innigkeit an einem Orte, wo wir tiefen Schmerz empfunden haben.

Von meiner Reise nach Kiel will ich nur ein einziges Erlebniß erwähnen, das heutigen Tages kaum noch vorkommen könnte. Ich war

bis Münster mit der Post gefahren und wollte von dort aus meinen Weg zu Fuß fortsetzen. Ich bereute diesen Entschluß jedoch bald, obgleich die Gegend von Iberg an hübscher ward. Ein Chausseegeldeinnehmer, den ich ein paar Meilen hinter Osnabrück bei einbrechender Dunkelheit fragte, ob keine Post nach Bremen vorbeikomme, erwiderte, daß gleich eine kleine Postcarriole passiren werde, deren Postillione immer gern für ein Trinkgeld einen blinden Passagier mitnähmen. Ich ließ mir das nicht umsonst gesagt sein, bestieg das rasch heranrollende unbequeme Fuhrwerk und gelangte nun, da die Meile in einer halben Stunde zurückgelegt werden mußte, sehr schnell vorwärts, indem ich unmittelbar vor jeder Station abstieg, durch den Ort hindurchging und dann wieder aufstieg. Da wollte es der Zufall, daß um drei oder vier Uhr Morgens an einer ärmlichen Zwischenstation der Postkarren zurückblieb und die Briefbeutel nur von einem reitenden Postillion weiterbefördert wurden. Ich klopfte die Leute in dem einzigen Wirthshause wach, wurde in ein größeres Zimmer mit zwei riesigen Gardinenbetten geführt und legte mich, sehr ermüdet, in das mir angewiesene, ohne mich weiter umzusehen. Wie erstaunte ich, als ich mit dem ersten Sonnenstrahl dadurch erwachte, daß aus dem anderen Bette ein halberwachsenes hübsches Mädchen mit drei kleineren Geschwistern stieg und barfuß und nur mit einem Hemde bekleidet an dem meinigen vorbei trippelte.

Universitätszeit.

1. Das erste Studienjahr in Kiel.

Am 18. October 1834 nahm mich der Prorector Professor Falck in die Zahl der Kieler akademischen Bürger auf. Wenn gleich die Hoffnungen, welche einst an den 18. October 1813 geknüpft wurden, nicht in Erfüllung gegangen waren, sah ich doch ein gutes Vorzeichen darin, daß meine Immatriculation an einem so erinnerungsreichen Tage stattfand, und ich nahm mir im Stillen vor, meinerseits nichts zu versprechen, aber desto mehr zu leisten.

Eine Hauptaufgabe der Universitätszeit ist unstreitig die: über das Leben, welches sie uns unter der schönsten Gestalt zeigt, das Lernen nicht zu vergessen. Mir wurde dieselbe in Kiel dadurch erleichtert, daß mein väterlicher Freund Dr. Balemann mich ganz in sein Haus aufnahm. Eine Beschränkung meiner Freiheit war nicht damit verbunden. Wohl aber hatte ich den Vortheil davon, den bedeutenden Mann, dessen politische Interessen und Ansichten ich im Wesentlichen theilte, so oft ich wollte, befragen und ab und zu mit ihm und seiner gescheuten Schwester, die dem Hauswesen vorstand, ein Abendstündchen verplaudern zu können. Als einen noch größeren Vorzug empfand ich es, daß alle hervorragenden Männer des Landes, wenn sie nach Kiel kamen, in dem gastfreundlichen Hause einzusprechen pflegten, und mir dadurch vielfache geistige Anregung und Gelegenheit zu werthvollen Bekanntschaften geboten ward.

Da meines Erachtens das Universitätsleben mehr zum Erfassen des Geistes der Wissenschaft und zur innern Erwärmung dafür, als dazu

bestimmt war, das eigentliche Fachstudium so gründlich zu betreiben, daß es schon in der Hauptsache zu einem Abschluß gelange, war ich von vornherein entschlossen, mich nicht ausschließlich auf die Jurisprudenz zu beschränken. In meiner Jugend war eine gewisse Universalität des Wissens noch möglich, was heute nicht mehr der Fall ist. Es war damals eine Zeit der Gährung, aus welcher die jetzigen Zustände und die herrschende realistische Richtung sich erst entwickeln sollten. Mag man immerhin in der Gegenwart mit einer gewissen Geringschätzung auf den Idealismus und die Illusionen hinblicken, denen ich und meine Altersgenossen uns hingaben, — ich möchte diese doch in meinem Jugendleben nicht entbehren. So wenig positives Wissen ich auch aus manchen Collegien, die ich hörte, oder in denen ich häufig hospitirte, zu Hause getragen haben mag, betrachte ich die darauf verwandte Zeit doch nicht als verloren, weil vielseitigere Interessen dadurch in mir geweckt wurden. Von den Vorlesungen, die ich in Kiel regelmäßig besuchte, interessirten mich Kierulff's Institutionen und Pandekten, Twesten's Logik und Heinrich Ritter's Rechtsphilosophie am meisten. Die Klarheit und juristische Schärfe des späteren ausgezeichneten Präsidenten des hanseatischen Oberappellationsgerichts, Kierulff, der damals außerordentlicher Professor war, sprachen mich ungemein an. Störend war mir nur, daß er, wenn nicht zufällig Hospitanten anwesend waren, dictirte; meines Bedünkens ist dies das beste Mittel, den denkenden Menschen zu einer Schreibmaschine zu machen. Durch Twesten's lichtvolle Vorträge wurde mir zuerst klar, daß die Logik nicht um ihrer selbst willen von Begriffen und Urtheilen handle, sondern um ihrer Anwendung willen für andere Denkoperationen eine unentbehrliche Hülfswissenschaft sei. Für ein eingehendes Studium der Philosophie vermochten mich, so viel Genuß mir auch manche philosophische Schriften gewährt haben, selbst Ritter's geistreiche Ausführungen nicht zu erwärmen. In meinen Augen gab es nur eine subjective, keine objective absolute Wahrheit. Die Resultate fremder Betrachtungen hatten für mich nur Werth, wenn sie aus der Erfahrung abgeleitet waren oder durch diese bestätigt wurden, und ich hielt es für besser, mir auf die Gefahr hin, das Richtige nicht zu treffen, selbst ein Urtheil zu bilden, als Anderen nachzubeten. Die Erfahrung, daß alles Grübeln, Forschen und Poetisiren uns weder glücklich und zufrieden, noch brauchbar macht, so lange es dafür an einer festen Grundlage fehlt, wurde allerdings auch mir nicht erspart.

Im Sommersemester 1835 las der berühmte Theologe Claus Harms zum ersten und, so viel ich weiß, einzigen Male ein Publicum über Kirchen=

und Schulkunde der drei Herzogthümer. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, den gewandten Kanzelredner geradezu in Verlegenheit gerathen zu sehen, als er sich, statt seiner andächtigen Gemeinde, einer sehr zur Kritik geneigten, aus fast sämmtlichen Studenten, vielen Professoren und Honoratioren zusammengesetzten Zuhörerschaft gegenüber befand, welche die große Aula bis auf den letzten Platz füllte. Nur langsam gewann er seine Fassung wieder und wußte dann durch seine Originalität selbst dem trockensten Stoff Reiz zu geben. Ab und zu konnte er dabei freilich beinahe trivial werden, und da er die Worte gleichfalls nicht sparte, hatte sich, als er seine Vorlesungen schloß, die Zahl der Zuhörer sehr gelichtet. Die persönliche Bekanntschaft von Harms habe ich erst während meines zweiten Aufenthalts in Kiel (1838/39) gemacht, aber seine Predigten besuchte ich häufig. Es überraschte mich, daß sie, während sie oft an Mysticismus streiften, zu anderen Zeiten eben so gut für eine jüdische Synagoge oder eine mohamedanische Moschee wie für eine christliche Kirche gepaßt haben würden. Im Herbst 1835 zeigte es sich, daß es Harms während seiner 19 jährigen Wirksamkeit in Kiel nicht gelungen war, für seine, trotz der erwähnten Eigenthümlichkeit, strenggläubigen Ansichten Boden zu gewinnen. Zwar hatte es allgemein große Freude erregt, daß er im Frühjahre den Ruf nach Berlin als Schleiermacher's Nachfolger — der darauf an Twesten erging — abgelehnt hatte; aber als er im Herbst zum Hauptprediger aufrückte, wurde, aller seiner Bemühungen für einen Gesinnungsgenossen ungeachtet, ein starrer Rationalist an seine Stelle zum Nachmittagsprediger gewählt.

Neben der Erziehung, welche ein Jeder in seiner Familie, in der Schule und durch eigenes Studium erhält, ist für die Ausbildung von Geist und Charakter unzweifelhaft der Umgangskreis von der höchsten Bedeutung, in welchen er zuerst als Erwachsener eintritt. Die Gesinnungen, welche in demselben maßgebend sind, und die Formen, in denen er sich bewegt, fallen dabei weit mehr ins Gewicht als das Talent und das Wissen der hervorragenderen Mitglieder dieser Gesellschaft. An letzteren und an ehrenwerther Gesinnung fehlte es auch in Kiel nicht, und die dortige Gesellschaft bot überdies den Vortheil, daß Rang und Vermögen keinerlei Vorrecht eingeräumt wurde, wenn sie nicht mit diesen Vorzügen gepaart waren. Andererseits brachten die Verhältnisse einer kleinen Stadt es mit sich, daß der Ton vielfach steif und mehr oder weniger pedantisch war. Glücklicherweise verschafften mir die früheren Beziehungen meiner Eltern gerade in denjenigen Häusern eine herzliche Aufnahme, die davon

eine Ausnahme machten. Die geniale Freundin meiner Mutter, Gräfin Charlotte Rantzau, die das trauliche „Du“ beibehielt und mir zur beliebigen Benutzung einen Schlüssel zum schönen Garten ihrer Seeburg gab, folgte freilich schon im Laufe des Winters einer Einladung der ihr eng befreundeten, gleichmäßig durch Schönheit wie durch ihre Tugenden ausgezeichneten Erbprinzessin und späteren Königin Caroline Amalie zu jahrelangem Besuch nach Kopenhagen. Aber mir blieben der treue frühere Hauslehrer, Professor Ratjen, der sich wenige Tage vor meiner Ankunft eine glückliche Häuslichkeit begründet hatte und freundlich allwöchentlich mit mir und einem Bekannten ein Repetitorium über Rechtsgeschichte und Institutionen abhielt, seine Schwiegereltern und vor Allem das Hegewisch'sche Haus. Die Damen dieses Kreises würden überall der besten Gesellschaft zur Zierde gereicht haben. Des feurigen Professors Franz Hegewisch große Bedeutung als Patriot, Arzt und socialpolitischer Schriftsteller lernte man erst bei näherer Bekanntschaft voll würdigen. Der erste Eindruck, welchen er machte, war der eines gescheuten, etwas eckigen Sonderlings. Mit seiner Frau, Caroline, geb. von Linstow, konnte man dagegen keine Stunde zusammen sein, ohne sie lieb zu gewinnen. Es ist zu bedauern, daß die Auszüge aus ihren reizenden Briefen an Eltern und Geschwister, welche die einzige überlebende Tochter 1882 als Manuscript für Freunde drucken ließ, nicht weiteren Kreisen zugänglich geworden sind.*) Ich kann mich nicht enthalten, hier einige Worte zu ihrer Charakteristik aus einem erhaltenen Briefe von mir an meine Mutter einzuschalten:

Kiel, 1. März 1835.

— — „Von allen Damen, welche ich hier kennen lernte, ist Deine Freundin Caroline Hegewisch mir weitaus die liebste. Bei aller scheinbaren Ruhe und Gemüthlichkeit ist sie fortwährend von den verschiedenartigsten Stimmungen bewegt, und alle Aeußerungen der gedankenreichen Frau kommen höchst naiv heraus. Naturam furca expellas, tamen usque recurret. Während große, wirklich schreckhafte Erscheinungen, z. B. die Cholera, sie furchtlos lassen, weil ihr festes Gottvertrauen sie nie verläßt,

*) „Caroline Hegewisch. Auszüge aus ihren Briefen an Eltern und Geschwister von 1807 bis 1856 und Briefe ihres Vaters Detlef von Linstow an seine Braut Lotte von Witzleben 1776. Als Manuscript gedruckt. Kiel 1882.“ — Franz und Caroline Hegewisch lernt man aus Anton Springer's „Friedrich Christoph Dahlmann“ näher kennen und lieb gewinnen. Die unlängst im 56. Band der „Preußischen Jahrbücher“ S. 389 ff. veröffentlichten Briefe Ernst Moritz Arndt's an Beide vervollständigen das wohlthuende Bild, das man dadurch erhält.

ist sie bei anderen Dingen komisch ängstlich. Als ich sie neulich nach ihrem Garten begleitete und zwei Straßen entfernt ein Wagen herankam, wäre sie gern sofort in das nächste Haus getreten, aus Furcht unter die Pferde zu gerathen. Sieht sie eine unschuldige Kuh zur Schlachtbank führen, so erblickt sie schon im Geist ein Stiergefecht, bei dem sie selbst auf die Hörner gespießt und in die Luft geschleudert werden könnte. Von der nur zu weit verbreiteten Besorgniß, sich durch ein Wort oder eine freundliche Handlung etwas zu vergeben, ist sie dagegen völlig frei. Sie wird sich nie besinnen, ob sie auch den Gruß eines Menschen, den sie wenig kennt, abwarten müsse, ehe sie selbst grüßt, wird lieber zu höflich, als nicht höflich genug sein, aber sie wird — und das gefällt mir besonders an ihr — auch niemals ihre Worte auf die Goldwage legen und sich nicht scheuen, die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie unangenehm berühren könnte. Ueberall tritt ihre reine Weiblichkeit hervor, und daraus erkläre ich mir auch, daß sie mit ihrem grundverschiedenen Manne überaus glücklich lebt und offen ausspricht, daß sie nicht wisse, ob ihr die Erziehung eines Sohnes eben so gut gelingen würde, als diejenige ihrer beiden Töchter."

Lange nicht so rasch wie mit diesen geselligen Kreisen trat ich mit meinen Commilitonen in freundschaftlichen Verkehr. Diejenigen unter ihnen, welche mir bei gelegentlichem Zusammentreffen am besten gefielen, gehörten fast ausnahmslos einer der drei bestehenden Studentenverbindungen — zwei Corps und eine Burschenschaft — an, die nach Allem, was ich darüber hörte, nichts Anziehendes für mich hatten. An Versuchen, mich hineinzuziehen, ließ man es allerdings nicht fehlen. Da aber das Solonische Gesetz, welches Jeden, der sich in Zeiten bürgerlicher Parteiungen neutral verhält, für ehrlos erklärt, auf die Studentenrepublik keine Anwendung leidet, war ich entschlossen, ein sogenannter Wilder zu bleiben. Um meine Unabhängigkeit vertheidigen zu können, begann ich mit Eifer Fechtstunden, und ich war etwas stolz darauf, als ich schon nach kurzer Zeit einem der besten Schläger, der übermüthig darauf bestanden hatte, unsere Uebungen ohne die üblichen Schutzmittel vorzunehmen, mit dem Rapier eine tüchtig klaffende Wunde beibrachte. Auch zu gemeinschaftlichen Turnstunden vereinigte ich mich mit einigen Anderen. Daß die meisten derselben, sobald der Reiz der Neuheit vorbei war, wieder fortblieben, verstimmte mich um so mehr, weil mir bereits die dicke Nebelluft Schleswig-Holsteins, von dem ich nach meinen Kindererinnerungen gemeint, daß es immer im Sonnenschein erglänze, und der scharfe Ostwind

eine Enttäuschung bereitet hatten. Diese Enttäuschung hatte nur das Gute, mich klarer erkennen zu lassen, wie so Vieles, das uns aus der Ferne anziehend und großartig erscheint, in der Nähe besehen seinen Heiligenschein verliert, ohne daß wir uns dadurch davon abhalten lassen, uns immer von Neuem Einbildungen hinzugeben und immer von Neuem getäuscht zu werden.

Als das beste Mittel, meiner Anfangs manchmal etwas trüben Stimmung Herr zu werden, erschien mir eifrige Beschäftigung mit der Geschichte und den politischen Zuständen meines Heimathlandes, die mir noch fast ganz unbekannt waren. Wenige Wochen vor meiner Ankunft in Kiel war dort am 1. October das neue Oberappellationsgericht für Schleswig-Holstein und Lauenburg, und war auf dem Schlosse Gottorf die neue schleswig-holsteinische Regierung eröffnet und im ganzen Lande als eine Verstärkung der Zusammengehörigkeit der beiden Herzogthümer willkommen geheißen. Mit lebhaftem Interesse las ich die im November 1830 von Uwe Jens Lornsen publicirte, nur 14 kleine Seiten lange Schrift: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein,“ welche den Anstoß zu diesen Verbesserungen und zur Einführung der provincialständischen Verfassung gegeben hatte, die zahlreichen dadurch veranlaßten Broschüren für und gegen die darin entwickelten Ansichten und die dadurch hervorgerufenen Gesetze, Verordnungen und Instructionen. Es wollte mir gar nicht in den Sinn, wie eine mit dem Imprimatur des vom Könige bestellten Censors veröffentlichte, streng loyale Schrift, welche in der Verwirklichung des Gedankens einer reinen Personalunion Dänemarks und der Herzogthümer gipfelte, die Amtsentsetzung und Verurtheilung des Verfassers zu einjähriger Festungshaft zur Folge haben konnte, während sich doch die Regierung gleichzeitig genöthigt gesehen hatte, dem allgemeinen Verlangen nach ständischen Institutionen und eingreifenden Reformen der Verwaltung Rechnung zu tragen, wenn sie das tief erschütterte Vertrauen der Bevölkerung wieder gewinnen wollte. Ich vermochte mir diesen inneren Widerspruch nur aus der Abneigung des König-Herzogs gegen die Wiederbelebung der alten, beiden Herzogthümern gemeinschaftlichen Verfassung zu erklären. Dafür sprach, daß man der Trennung der Stände in zwei Versammlungen für Schleswig und für Holstein durch die gleichzeitige Einführung getrennter Ständeversammlungen für die dänischen Inselstifte und für Jütland den Charakter einer blos administrativen Maßregel gegeben und versucht hatte, durch das Wörtchen: „zuvörderst“ in dem Gesetze vom 28. Mai 1831 die Einführung bloßer Provincial-

stände annehmbarer zu machen. Diese Institution befriedigte denn auch Niemanden sonderlich, und die Ritterschaft hatte nicht unterlassen, die alten Landesrechte feierlich zu verwahren, ehe sie sich den Thatsachen fügte und ihre ständischen Vertreter wählte. Darüber, daß selbst berathende Stände mit der absoluten Monarchie unvereinbar und nur ein erster Schritt zum wirklichen Constitutionalismus sind, konnte sich übrigens kein Einsichtiger täuschen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß solche Stände ihre Befugnisse mit allen Mitteln zu erweitern suchen müssen, um sicher zu sein, daß ihre Rathschläge auch zur Folge gezogen werden. Die weiter Blickenden erkannten überdies schon damals an dem Jubel, womit in Dänemark, das seit fast zwei Jahrhunderten keinerlei Vertretung gehabt hatte, die Einführung von Provincialständen begrüßt ward, daß sie sich auf ernste Kämpfe gegen neue Uebergriffe in das Landesrecht zu rüsten hätten. Sie vertrauten dabei auf die etwas schwerfällige und zähe Natur und auf die streng conservative und loyale Gesinnung der Bevölkerung. Sie täuschten sich aber zugleich nicht darüber, daß gerade diese Eigenschaften ihre Landsleute, welche freudig einzustimmen pflegten, wenn sich in der Ferne ein freierer Geist regte, auch geneigt machten, zu schweigen und sich zu fügen, wo es in der Nähe etwas zu thun gab, und daß der Muth der Gegner durch diese Passivität gesteigert werden mußte.

Neben den speciellen schleswig-holsteinischen Angelegenheiten folgte ich auch allen sonstigen politischen Vorgängen mit lebhaftem Interesse; fand ich doch bei Balemann immer eine reiche Auswahl der neuesten politischen Literatur. Mit Bewunderung erfüllte es mich, daß der wegen Beleidigung des Königs von Schweden zum Tode verurtheilte und zu dreijähriger Gefängnißstrafe begnadigte Capitän Lindenberg diese Gnade ablehnte, Recht und Gerechtigkeit verlangte und dadurch den König nöthigte, am 24. Jahrestage seiner Landung in Schweden eine allgemeine Amnestie zu erlassen, die auch ihm zu Gute kam. Die abermalige Auflösung der hessen-darmstädtischen zweiten Kammer am 24. October rief meine Erinnerung an Heinrich von Gagern wach, dessen Auftreten den Anlaß dazu gegeben hatte. Der Bundesbeschluß vom 30. October über die Bildung eines Schiedsgerichts zur Entscheidung aller Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen, sowie einige Monate später der Tod des letzten deutschen Kaisers, Kaisers Franz von Oesterreich († 2. März 1835), bestärkten mich in dem Gedanken, daß Deutschland und mein kleines Heimathland nur von der Wiederherstellung von Kaiser und Reich dauerndes Heil erwarten könnten.

Nebenbei trieb ich mit Lust und Liebe Englisch, und die verwunderliche Zeitungsnachricht, daß die Münchener Polizei Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ als ein unsittliches Buch verboten habe, war nicht geeignet, meinen Eifer abzuschwächen.

Veranlaßt durch meine Beschäftigung mit den Verhältnissen Schleswig-Holsteins, glaubte ich meine Osterferien nicht besser als zu einem Ausfluge nach Dänemark benutzen zu können, um durch eigene Anschauung einen, wenn auch nur oberflächlichen, Begriff von dem Lande zu erhalten, dessen König auch mein Landesherr war. Mein erstes Reiseziel waren die sich 1½ Meilen lang an der Ostküste der Insel Möen hinziehenden großartigen Kreidefelsen des Klint. Wären der Aborrebjierg, der sich beinahe 500 Fuß über das Meer erhebend einen weiten Rundblick gewährt, der Dronningstol, Summerspiir und Taleren, von denen ein Wasserfall und mehrere kleine Wasserläufe herabstürzen, eben so leicht zu erreichen wie Stubbenkammer auf Rügen, so würden sie wahrscheinlich noch mehr Reisende anlocken als dieses. Es störte mich nicht, daß der Wald, welcher die Höhen krönt, noch nicht belaubt war. Denn der etwas düstere Charakter, den die Landschaft dadurch erhielt, wurde durch den größtentheils bewölkten Himmel und die eigenthümlichen Lichteffecte, welche einzelne Sonnenstrahlen auf den weißen Felsen und dem Meere hervorbrachten, noch erhöht. Mit Vergnügen sammelte ich auch im Geröll am Strande einige der in ziemlicher Menge vorhandenen versteinerten Muscheln, sog. Donnerkeile und Glückskugeln. Wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich den ganzen Verlauf meiner Reise zur Bestätigung des Volksglaubens anführen können, daß diese vom Meere zu glatten Kugeln abgeschliffenen Steine dem Finder Glück bringen.

Auf dem weiteren Wege nach Kopenhagen quer durch Seeland, den ich theilweise zu Fuß zurücklegte, hinderte mich meine höchst mangelhafte Kunde des Dänischen weniger, als ich gefürchtet hatte, Land und Leute zu beobachten. Fast überall wußte wenigstens der Eine oder Andere Deutsch zu radebrechen, und in der Hauptstadt traf ich Viele, die Englisch sprachen. Am auffallendsten war mir überall die Beschäftigung und Tracht der Frauen. Auf Möen hatte ich dieselben in grün und schwarz gestreiftem Rock mit rothem Besatz und einem wie Seide glänzenden blutrothen Hut, die Pferde mit lautem Schreien antreibend, hinter dem Pfluge gehen sehen. In Seeland fand ich sie in gleicher Weise eggend und dann mit muthigen Rossen heimkehrend, während Männer nur ganz vereinzelt auf den Feldern beschäftigt waren. Von den Städten, die ich passirte,

zog mich nur das kleine Präſtoe durch ſeine reizende Lage und Kjöge durch ſeine weite Bucht an, in welcher der däniſche Admiral Niels Juul 1677 über die bei weitem zahlreichere ſchwediſche Flotte einen ſolchen Sieg davontrug, daß ein junger däniſcher Geograph, deſſen Buch ich als Vorbereitung auf meine Reiſe durchblättert hatte, keinen Anſtoß bei ſeinen Landsleuten durch die Bemerkung erregte: „In der Kjöger Bucht pflegen die Dänen ihre Seeſchlachten zu liefern.“

Kopenhagen's herrliche Lage, Schlöſſer, Kunſtſchätze, Arſenal und Werften ꝛc. ſind zu oft beſchrieben, als daß ich den Verſuch machen ſollte, den Eindruck zu ſchildern, welchen das alles auf mich hervorbrachte. Daß wenig mehr als eine Woche genügte, mich meinen Hauptzweck erreichen zu laſſen, mich einigermaßen mit den politiſchen Verhältniſſen, der Organiſation der deutſchen und däniſchen höchſten Behörden und ihrer Stellung zu einander bekannt zu machen, verdankte ich meinem ſpäteren hochgeſchätzten Collegen, dem Mitgliede des königlichen Generalzoll- und Commerz-Collegiums, Juſtizrath Garlieb, welchem Balemann mich empfohlen hatte. Ich mußte bei ihm Wohnung nehmen. Er entwarf für mich das Programm jedes Tages, und wenn ich von meinen Wanderungen durch die Stadt und die Umgegend zurückkehrte, fand ich bei ihm und ſeiner Familie jede erwünſchte weitere Aufklärung und in ernſter und heiterer Unterhaltung reiche Belehrung, welche ich in Büchern vergebens geſucht haben würde.

In Helſingoer lernte ich von Neuem den Werth guter Empfehlungen kennen. Der auch als Politiker großes Anſehen genießende Bürgermeiſter der Stadt, Etatsrath Steenfeldt, dem ich einen Brief von Garlieb brachte, gab mir nicht nur manche willkommene Aufklärung, ſondern führte mich auch bei dem hochbetagten würdigen Commandanten von Kronenborg, Oberſt von Nägeler, und dem Bürgermeiſter von Helſingborg, Lundberg, ein. Der Oberſt, welcher ſeit 42 Jahren in dem intereſſanten, am Sunde wachthaltenden Schloſſe ſtationirt war, lebte noch ganz in den Erinnerungen an die unglückliche Königin Caroline Mathilde, die er während ihres gezwungenen Aufenthalts in der Veſte oft geſehen hatte, und von der er mit unverhohlener Verehrung ſprach. Leider verſäumte ich es, ihn nach der Fenſterſcheibe zu fragen, in welche die Königin damals mit einem Diamanten die charakteriſtiſchen Worte: „God keep me innocent, make others great. C. M.“ eingeſchnitten haben ſoll. Im Schloſſe Fredericksborg, wo dieſe Scheibe nach anderen Quellen geweſen ſein ſoll, erkundigte ich mich vergebens darnach. Schon am Tage vorher hatte ich in Hirſchholm der ſchwergeprüften Fürſtin lebhaft gedenken müſſen, obgleich das

Schloß, in welchem sie dort gern weilte, und von dem aus Struensee mehrere seiner eingreifendsten Gesetze und Verwaltungsmaßregeln erlassen hatte, längst abgebrochen und an dessen Stelle eine freundliche Kirche errichtet war. Die Herzlichkeit des freundlichen alten Militärs, der mich selbst umherführte und mir beim Abschied in rührender Weise seinen Segen auf den Weg gab, hat sich mir ebenso tief eingeprägt, wie die entzückende Aussicht von den Thürmen des alten Schlosses, dessen ganze Einrichtung und ein paar bemerkenswerthe Porträts von Lucas Cranach. Das jetzt so vielbesuchte Seebad von Marienlyst existirte damals noch nicht; aber ich kann mir kaum denken, daß man den Blick auf das Kattegatt und mein nächstes Reiseziel, das felsige Vorgebirge von Kullen, heute, umgeben von vielen geputzten Menschen, noch in gleichem Maße genießen wird, wie ich das von dem vereinsamten Garten des kleinen Lustschlosses, von Hellebeck und von Odinshöhe aus zu thun vermochte.

Auf den Rath des jugendlichen, liebenswürdigen Bürgermeisters von Helsingborg setzte ich von dort aus meinen Weg mit Extrapost fort. Im ersten Augenblick hatte mich sein Vorschlag fast erschreckt, denn das Wort „Extrapost" schien mir durchaus nicht zum Bestande meiner Casse zu passen. Ich beruhigte mich jedoch rasch, als er mir vorrechnete, daß ich kaum jemals billiger befördert worden. Freilich waren die damaligen schwedischen Extraposten — ich weiß nicht, ob sie auch jetzt noch in gleicher Weise üblich sind, — mit den unserigen nicht zu vergleichen. Das mit nur einem Pferde bespannte Gefährt glich den kleinen preußischen und hannoverschen Briefkarren, die ich im letzten Herbst kennen gelernt hatte. Der Sitz, welchen der Kutscher, ein halbwüchsiger Bursche — auf dem Rückwege sogar einmal ein junges Mädchen —, theilte, ruhte auf der Achse und war nichts weniger als bequem. Die Gegend, durch welche wir fuhren, meistens Haide, Moor und Sandland, auf dem kleine Kühe und häßliche, größtentheils schwarze oder gefleckte Schafe weideten, und die ärmlich aussehenden Bauernhäuser und Dörfer an unserem Wege entsprachen durchaus nicht meinen Erwartungen. Ich war erstaunt, in dieser trostlosen Umgebung so viele stattliche und wirklich schöne Menschen zu sehen. Besonders das weibliche Geschlecht fiel mir durch seinen herrlichen Wuchs, anmuthige Gesichtszüge und die hübsche Landestracht auf. Diese bestand in einem turbanartig um den Kopf geschlungenen bunten oder weißen Tuche, dessen breites Ende hinten über die häufig rothe Jacke mit weißem Kragen hinabfiel, welche den vollen Busen und die schönen Arme bedeckte. Rock, Schürze und Fußbekleidung hatten dagegen nichts Eigen=

thümliches. Leider vermochte ich mich mit den hübschen Kindern, wegen der Verschiedenheit der Sprache, ebenso wenig zu unterhalten, wie mit meinem kleinen Kutscher. Beim Pferdewechsel und in den Wirthshäusern fand sich allerdings immer Jemand, der etwas Französisch verstand. Hat man doch, nicht ganz mit Unrecht, die Schweden die Franzosen des Nordens genannt.

So wenig Genuß diese Fahrt auch bot, hatte ich sie nicht zu bereuen. Ein unvergleichlich klarer Sonntag-Morgen und -Vormittag, den ich einsam auf Kullen zubrachte, hätte schon allein eine Reise von Kiel gelohnt. Die gewaltige Felsmasse — großentheils von den Wellen und Regen glatt gespülter röthlicher Gneis —, die nur auf den höchsten, sich kaum 200 Fuß erhebenden Punkten mit einer reizenden wilden Flora leicht überzogen ist, springt, an drei Seiten von Wasser umgeben, in den groteskesten Formen weit in das Kattegat vor und läßt sich in dem durchsichtigen Element noch mit dem Blick in die Tiefe verfolgen. Die schön geformten Küsten von Schweden und Seeland, aus denen sich einige Edelsitze und die Thürme von Helsingborg und Kronenborg stolz hervorheben, sowie ein paar kleinere Inseln bilden den großartigen näheren und ferneren Vordergrund des nur leicht gekräuselten erhabenen Meeres. In blauer Ferne glaubte ich die Küste Jütlands schimmern zu sehen. Stunden lang kletterte ich zwischen den Felsen umher, das schöne Bild von immer neuen Standpunkten aus in mich aufnehmend, und ich war erstaunt zu sehen, bis zu welcher Höhe die jetzt so ruhige See zahlreiche zierliche Muscheln hinaufgeschleudert hatte. Schwer nur riß ich mich los und stieg gegen Mittag durch eine prächtige Waldung nach Krapup hinab, für dessen ebenso gelehrten wie liebenswürdigen und anspruchslosen Besitzer, Baron Gyldenstiern, mir Bürgermeister Lundberg eine Empfehlung mitgegeben hatte. Ich fand bei ihm die freundlichste Aufnahme und besah mit großem Interesse seine reichhaltige Sammlung schwedischer und norwegischer Fische, sowie seine Herbarien, die er mir in geläufigem Französisch erklärte, manche feine Bemerkung über Land und Leute einstreuend. Da erscholl plötzlich im Schloßhof Jagdmusik als Signal, daß das Dîner bereit sei. Obgleich noch einige andere Gäste anwesend waren, mußte ich bei demselben neben der anmuthigen Frau vom Hause sitzen, die eben so wenig wie die Anderen an meinem Reiseanzug Anstoß nahm. Für mich erhielt das vortreffliche, durch belebte Unterhaltung gewürzte Mahl dadurch noch ein besonderes Interesse, daß ich dabei die von den unserigen völlig verschiedenen schwedischen Bräuche kennen lernte. Ehe man sich nieder-

setzte, wurde an einem Nebentisch ein Imbiß von allerhand den Appetit reizenden Leckereien eingenommen, die Suppe ward erst nach dem Fisch servirt, und sämmtliche zahlreiche Gerichte standen gleichzeitig auf dem Tisch.

Die große Gastfreundlichkeit, welche ich auf meiner Reise sowohl in Schweden als in Dänemark überall erfuhr, vermag ich mir nur daraus zu erklären, daß zu jener Zeit der Fremdenverkehr, schon wegen der mangelhaften Verbindungen, sehr gering war, und daß, wie mir verschiedentlich gesagt ward, ein Student, um seines Studiums willen, allerwärts zur besten Gesellschaft gerechnet wurde, selbst wenn ihm keine besonderen Empfehlungen den Eintritt in dieselbe erleichterten. Ich mußte mir denn auch in Kraprup freundliche Vorwürfe gefallen lassen, als ich, meiner beschränkten Zeit wegen, der Aufforderung, mindestens noch die Nacht dort zu bleiben, nicht Folge zu leisten vermochte. Erst als ich der Baronin versprochen hatte, den Rückweg nach Helsingborg über Kunna Gunnersdorf zu nehmen und dort ihrem Bruder, dem Grafen de la Gardie, einen Gruß von ihr zu überbringen, ließ man die Equipage vorfahren, um mich noch nach Höganäs zu führen, wo ich am folgenden Morgen die einzigen Steinkohlenbergwerke Schwedens zu besichtigen wünschte. So neu und merkwürdig diese mir auch waren, möchte ich doch Niemandem, den nicht ein besonderes wissenschaftliches Interesse anlockt, empfehlen, meinem Beispiel zu folgen. Denn da drunten ist es fürchterlich. Nur tief gebückt kann man in den kaum 4 Fuß hohen Gängen im schwarzen Schlamme waten, jeden Augenblick genöthigt, sich an die Wand zu drücken, wenn auf schmalspuriger Eisenbahn, von Ponies oder Knaben gezogen, gefüllte oder leere Kohlenwagen vorbeifahren. Schlagende Wetter hatten die beklagenswerthen Bergleute allerdings nicht sonderlich zu befürchten, da die zwischen Gneis in Schichten von verschiedener Dicke vorkommenden Kohlen nicht gesprengt, sondern gehauen oder mit Keilen herausgetrieben wurden.

Als ich am Nachmittage, langsam gegen Wind und Wellen anrudernd — eine Dampfschiffverbindung gab es noch nicht —, den Sund wieder überschritt und noch einmal die Erlebnisse der letzten Tage überdachte, erschien mir von Allem, was ich gehört, als das Merkwürdigste, daß der Gedanke an Wiederherstellung der scandinavischen Union nach dem Tode König Friedrich's VI. viel weiter verbreitet war, als ich geahnt hatte. Anhänglichkeit an den alternden König Karl Johann, über dessen Minister sehr scharf geurtheilt wurde, hatte ich nur bei den wenigen Beamten gefunden, mit denen ich zusammengetroffen war. Der Kronprinz

schien völlig unbekannt zu sein. Vielfach aber pries man Norwegen wegen seiner freisinnigen Verfassung und geringen Schuldenlast glücklich, und darin lag offenbar auch der Grund, weshalb Vieler Augen auf den dänischen Erbprinzen Christian gerichtet waren, der diese Verfassung sanctionirt hatte.

Mein weiterer Weg führte mich von Helsingör über das freundliche Fredensborg zunächst nach Fredericksborg, wo ich wiederum an einem Freunde von Etatsrath Steenfeldt vortrefflichen Anhalt fand. Noch ungleich mehr als das 1871 aufgehobene große königliche Gestüt von Laadegaard, das einzige, wo die berühmten weißgeborenen Pferde gezüchtet wurden, deren sich der König bei feierlichen Aufzügen bedient, hatte mich das von König Christian IV. am Anfange des 17. Jahrhunderts wieder aufgebaute Schloß dorthin gezogen, das für eines der schönsten gothischen Gebäude Europas galt. Umgeben von einem Garten in altfränkischem Geschmack, mit steifen Buxbaumhecken und beschnittenen Bäumen, erhob es sich mit seinen 11 Thürmen stolz auf kleinen Inseln in einem großen Teich oder kleinen Landsee. Trotz der Pracht, mit welcher die Krönungskirche der dänischen Könige, das angrenzende Gemach und die Zimmer der Königin ausgestattet waren, machte das Innere doch vielfach den Eindruck des Verfalls und der Vernachlässigung. Zu verwundern war das freilich nicht, da Friedrich VI. dieses Schloß, wo er auf Befehl seiner bösen Stiefmutter, der Königin Juliane, seine traurigsten Kinderjahre verlebt hatte, unmöglich lieben konnte. Der Conseilsaal erregte nur durch die Erinnerung an die Zeit, wo Dänemarks Stimme noch im Rath der Völker ins Gewicht fiel, die Gemäldegallerie durch die lange Reihe theilweise recht guter Porträts der dänischen Könige, ihrer Familien und bedeutenderen Zeitgenossen, der 75 Ellen lange und 21 Ellen breite Rittersaal durch die schön geschnitzte und reich vergoldete Decke Interesse. Einer eingehenderen Schilderung zahlreicher anderer beachtenswerther Dinge glaube ich mich um so mehr enthalten zu müssen, weil mir unbekannt ist, was davon bei dem Brande des Schlosses am 17. December 1859 zerstört, was in dem neuerbauten noch vorhanden ist, und ob der Zutritt in dasselbe auch jetzt noch, wie 1835, durch eine für schwache Cassen empfindliche Abgabe von 3 Rbthlrn. (ungefähr 6 Mark) erschwert wird.

Viel großartiger und interessanter als die Krönungskirche der dänischen Könige ist der Dom in Roeskilde, wo dieselben ihre letzte Ruhestätte finden. Dort stehen in einem Gewölbe hinter dem Altar auch die Särge von 6 Kindern des damals regierenden König-Herzogs Friedrich VI., darunter zweier Prinzen, deren früher Tod zu ernsten, schwerlich begründeten

Verdächtigungen der Königin Juliane Anlaß gegeben hat. Als ich am 26. Februar 1848 zum zweiten Male den Roeskilder Dom betrat, geschah es, um der Beisetzung Königs Christian VIII. beizuwohnen, dem dadurch der Weg zum Throne eröffnet, und der zugleich der letzte dänische König war, welcher (1840) in Fredericksborg gekrönt ist. Er hat sich keinen Anspruch auf ein Epitaphium verdient, wie es das Denkmal Königs Christian VI., mit Recht oder Unrecht, ziert: „Pietate in Deum, benefactis in populum, constantia in foederibus, severitate in solum se ipsum, semper et ubique seculi decus.“ *)

Während meines Aufenthaltes in Roeskilde traf die Nachricht ein, daß dort im Herbst, gleichzeitig mit der holsteinischen, zum ersten Male die Provincialständeversammlung der dänischen Inselstifte zusammentreten solle. Natürlich unterließ ich nicht, mir den bei aller Einfachheit recht hübschen Ständesaal anzusehen, in welchem ich nur mit Bedauern eine Tribüne für Zuhörer vermißte. Als ich von dort zurückkehrte, gerieth ich an der Wirthstafel in einen lebhaften politischen Disput mit einem der anderen Gäste. Er feierte den König wegen eines auch in den Herzogthümern viel besprochenen Erlasses vom 26. Februar, in welchem derselbe, in Erwiderung einer von 576 angesehenen dänischen Männern eingereichten Petition um Aufrechthaltung der Preßfreiheit, erklärt hatte, daß „Niemand als Wir allein“ im Stande sei zu beurtheilen, was zum wahren Nutzen und Frommen des Volkes diene. Ich theilte die Bewunderung meines Gegners für das sich in dieser Resolution aussprechende kräftige Herrschergefühl, fand aber die Zustimmung aller anderen Anwesenden, als ich auf den unlösbaren Widerspruch zwischen dieser Erklärung und der Einführung berathender Stände aufmerksam machte und der Befürchtung Ausdruck gab, daß starres Festhalten an dem im Erlasse vom 26. Februar ausgesprochenen Grundsatz die bisherige Liebe zum Landesherrn erschüttern werde.

In Corsoer, von wo aus ich den großen Belt überschiffen wollte, traf ich es sehr unglücklich. Das zu jener Zeit allein die Verbindung unterhaltende Packetschiff war eine halbe Stunde vor meiner Ankunft nach Nyborg abgefahren. Da sich keine andere Gelegenheit fand, mußte ich fast zwei Tage lang in der kleinen Stadt, die nichts von besonderem Interesse bot, warten, ehe dasselbe zurückkehrte und dann volle 12 Stunden

---

*) D. h. durch Frömmigkeit vor Gott, Wohlthaten für sein Volk, Treue gegen seine Verbündeten, Strenge nur gegen sich selbst, war er immer und überall eine Zierde seines Jahrhunderts.

brauchte, um das kaum 4 Meilen breite Gewässer zu durchschneiden. Hätte ich damals voraussehen können, daß ich noch vor Beendigung meiner Studienzeit in der gar anmuthig belegenen kleinen Festung Nyborg 13 Monate als Gefangener verleben sollte, so würde ich mich in dem freundlichen Ort, an den ich noch gerne zurückdenke, wohl etwas länger aufgehalten haben. Nun eilte ich, da ich zum Wiederbeginn der Collegien in Kiel zurück zu sein wünschte, rasch vorwärts, gab meinen ursprünglichen Plan, auch noch das südliche Jütland zu besuchen, auf und wandte mich nach Svendborg. Dieser Theil Fühnens, der gerade im ersten Frühlingsgrün prangte, gehört zu den lieblichsten Gegenden Dänemarks, die ich kennen gelernt habe, und auch die Bevölkerung erschien mir aufgeweckter, thätiger und zuvorkommender, als ich sie bis dahin gefunden hatte. Einen hübschen Anblick gewährte es, auf den Koppeln eines Edelhofs so viele Männer, Weiber, Kinder und Pferde beschäftigt zu finden, als ob die Bevölkerung einer kleinen Stadt dahin ausgewandert wäre. Hier pflügte man noch; Knaben gäteten das Unkraut; dicht hinter ihnen kam schon die Egge; dieser folgte der Säemann und dann die zweite Egge. Die Bauernmädchen, welche mir begegneten und freundlich grüßten, hatten in dem Korbe, den sie auf dem Kopfe trugen, ein Knäuel, von dem ein Faden über ihr Gesicht herabhing, und strickten emsig im Gehen. Ihr eigenthümlicher Kopfputz bestand in weißen oder schwarzen hutartigen Kappen mit langen Behängen und war viel kleidsamer als die bunt bemalten Papphutschirme über weißen Käppchen, die mir bei den Frauen im westlichen Seeland aufgefallen waren. — Der letzte und zugleich schönste Fleck Dänemarks, den ich besuchte, war die Svendborg gegenüber belegene reizende Nachtigalleninsel Taasing, der herrliche Besitz der Familie Juul, deren Ahn damit für seinen in der Kjöger Bucht erfochtenen Seesieg belehnt ward. — Eine nächtliche Bootfahrt brachte mich nach Alsen, und nach Besichtigung der schönen Stammsitze der deutschen Linien unseres Fürstenhauses, Augustenburg und Glücksburg, und ein paar angenehmen Tagen, welche ich in Schleswig in der befreundeten Familie des späteren schleswig-holsteinischen Kriegsministers, Generals von Krohn, verbrachte, kehrte ich am 17. Mai von meiner ebenso genuß- als lehrreichen Reise nach Kiel zurück.

In den Pfingstferien unternahm ich einen Ausflug nach dem östlichen Holstein, auf welchem ich auch, nicht ohne tiefe Wehmuth, einen Tag an meinem Geburtsort Ascheberg weilte. Alle Erinnerungen an die glücklichen Kinderjahre wurden in mir wieder lebendig. Jeden Platz, jeden

schönen Baum erkannte ich wieder oder vermißte ich, wenn er der Axt verfallen war. Fast Alles hatte der jetzige Besitzer zu meiner Freude unverändert gelassen. Unter den neuen Namen, welche die verschiedenen Aussichtspunkte erhalten hatten, waren sogar die übermalten früheren noch zu erkennen, weil die ungenügende Farbendecke der Witterung nicht völlig widerstanden hatte. Nur das Herrenhaus und seine nächste Umgebung fand ich mehrfach verändert und verschönert. Der treue frühere Diener Carl Severin und seine Familie, sowie diejenige des Fischers begrüßten mich mit alter Herzlichkeit. Unser Gärtner, Kutscher, Jäger hatten Ascheberg verlassen, und ich konnte mich nicht entschließen, mich manchen Anderen, deren Züge mir bei unserer Begegnung bekannt erschienen, und die auch mich wie fragend anblickten, zu erkennen zu geben. Aus der ernsten Stimmung, in welcher ich meine Wanderung fortsetzte, ward ich erst herausgerissen, als ich so glücklich war, zwei Tage später mit einem werthen Studiengenossen, dem späteren Erzieher des verstorbenen Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg und jetzigen Professor der Philosophie in Basel, Carl Steffensen, und dessen Bruder, einem jungen lebensfrischen Theologen, zusammenzutreffen, und wir nun unsere Reise gemeinschaftlich fortsetzten.

Die reizende Gegend von Kiel war dem regelmäßigen Collegienbesuche nicht förderlich. Das herrliche Viehburger Holz mit seinen Buchenhallen, die Wasserallee und der damals noch fast völlig unangebaute Weg nach Düsternbrock mit dem Blick auf den Hafen und das Meer, der nicht mit Unrecht „die akademische Laufbahn“ genannt wurde, luden zum Spazierengehen, Knoop, Schierensee und andere anmuthige Punkte zu weiteren Ausflügen zu Pferde ein. Manchmal wanderte ich auch am Sonnabend Nachmittag nach dem Frieden und innere Freudigkeit athmenden Pfarrhause von Barkau hinaus, um den Sonntag mit der von Ascheberg her befreundeten liebenswürdigen Familie des hochgebildeten Propsten Hensler zu verbringen. Der Kieler Hafen lud zum Bade und zu, oft bis Friedrichsort ausgedehnten Segelfahrten ein. Mein größtes Vergnügen war es, bei einem an Sturm grenzenden starken Winde selbst das Steuer des Boots zu führen, die schwierigere Behandlung der Segel dem wettergebräunten alten Schiffer überlassend, der sie rechtzeitig einzuziehen verstand, wenn unerwartet ein Fallwind aus einer der Waldschluchten hervorbrach. Von der Gefahr, welche solche Windstöße mit sich führen konnten, hatte ich schon bald nach meiner Ankunft in Kiel ein erschreckendes Beispiel erlebt, als ich auf einem Spaziergang nach Düsternbrock auf die eben geborgenen Leichen von acht

kräftigen Männern stieß, die durch das Umschlagen ihres Bootes verunglückt waren. Ein paar Mal ward auch mit einigen Bekannten ein Jagdzug zu Wasser nach der vor dem Hafen belegenen Halbinsel Bothsand gemacht, um am Strande Beccassinen zu schießen. Von dort wanderten wir dann durch die Probstei zurück, wo wir bei dem Vater eines meiner liebsten Studiengenossen, Wilhelm Mau, dem würdigen und gelehrten Pfarrer in Schönberg, gastliche Aufnahme fanden und reiche Gelegenheit hatten, die vielen Eigenthümlichkeiten der besonders aufgeweckten, kräftigen und schönen Bevölkerung dieses fruchtbaren Districts kennen zu lernen. — Erst gegen das Ende meines Kieler Aufenthalts wurde ich mehr in das eigentliche Studentenleben hineingezogen. Den Trinkgelagen, welchen ich gelegentlich beiwohnte, vermochte ich jedoch nur wenig Geschmack abzugewinnen, weil die üblichen starken Getränke, Punsch oder Grog — Bier gab es noch nicht in Kiel, und der theure Wein ward nur bei besonderen Gelegenheiten genossen —, häufig schon in früher Stunde Manchem zu Kopfe stiegen.

Gegen Ende Juni 1835 kam König Friedrich VI. auf einige Tage nach Kiel, und kurz darauf bereiste auch der Erbprinz Christian die Herzogthümer. In einem meiner Briefe aus jener Zeit, welche meine Mutter alle bewahrt hat, und die bei diesen Aufzeichnungen meinem Gedächtniß vielfach zu Hülfe kommen, finde ich die folgenden Bemerkungen über Beide:

Kiel, 12. Juli 1835.

„Die Anwesenheit des mit loyalem Jubel empfangenen Königs hat begreiflicher Weise viele Festlichkeiten und Unruhe mit sich gebracht. Mich sprach vor Allem eine von jeder Schmeichelei freie Predigt an, die Harms in seiner Gegenwart hielt. Nächst Gott haben die Fürsten offenbar die schwierigste Aufgabe; sie werden es immer den Wenigsten recht machen. Das ist auch bei Friedrich VI. der Fall. Seinen guten Willen, das Wohl des Landes zu fördern, verkennt Niemand. Aber er würde noch viel populärer sein, wenn er nicht starr an absolutistischen Grundsätzen und anderen veralteten Vorurtheilen vergangener Jahrhunderte festhielte und Allen, welche daran Anstoß nehmen, eisige Kälte zeigte. Sein Aeußeres ist, wie Du weißt, nichts weniger als königlich; doch hat die natürliche Einfachheit seines ganzen Wesens etwas Bestechendes. Sein präsumtiver Nachfolger, der Erbprinz Christian, welcher jetzt im Lande reist, bildet in dieser Beziehung einen auffallenden Gegensatz zu ihm. Er ist ein Welt- und Lebemann von königlicher Erscheinung; und, ich glaube, — ein großer

Schauspieler. Wenn seine künftige Regierung nur nicht zu einer entsetzlichen Tragödie wird! — Da Du, wenn ich nicht irre, die Wittwe des großen Ministers Grafen Andreas Petrus von Bernstorff gekannt hast, wird Dich vielleicht interessiren, daß der König sie hier besuchte, aber nicht nur tief gerührt, sondern zugleich aufs Aeußerste erschreckt ward, als sie ihn plötzlich mit ihren dürren Armen krampfhaft umfaßte. Es war die letzte Freude, die sie hatte. Wenige Tage nachher ist sie gestorben. Sie war eine vortreffliche, streng gläubige Frau von großer Wohlthätigkeit gegen alle Gleichgesinnten und wurde deshalb von Heuchlern und Scheinheiligen stark ausgebeutet." — —

Wie meine Mutter diese Mittheilungen aufnahm, vermag ich nicht mehr zu sagen, da ich leider auf ihren Wunsch fast alle ihre Briefe schon bei ihren Lebzeiten vernichten mußte. Der nachstehende Auszug aus einem späteren Briefe beweist mir jedoch, daß sie meinen Beobachtungen über die politischen und socialen Zustände des Landes, die heute noch ein gewisses culturhistorisches Interesse bieten, mit Theilnahme folgte. Ich schrieb ihr:

Kiel, 28. Juli 1835.

— — „Balemann hat kürzlich seine Stellung als Secretär der fortwährenden Deputation der Ritterschaft, die einst durch Dahlmann große Bedeutung erhalten, und die auch er auf das Würdigste ausgefüllt hat, niedergelegt, weil er sie mit seinen Pflichten als Abgeordneter Kiel's in der Ständeversammlung für unvereinbar hielt. An seiner Stelle ist der gute Ratjen gewählt.

„So günstig ich, wie Du weißt, im Allgemeinen über den Volk und Regierung gleichmäßig beseelenden guten Geist Schleswig-Holsteins urtheile, muß ich doch, je genauer ich nach und nach mit den hiesigen Verhältnissen bekannt werde, häufig darüber staunen, welcher Schlendrian sich noch vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch in Preußen bleibt allerdings noch mancher Zopf abzuschneiden; hier jedoch noch mehrere. Als ich vor zwei Jahren von Ballenstedt aus, weil ich keinen Miethwagen erhalten konnte, mit Extrapost nach Quedlinburg gefahren war, mußte ich dort, wenn ich Halberstadt noch erreichen wollte, abermals Extrapost nehmen, weil, wer mit Postpferden angekommen, nur mit solchen weiter fahren durfte! Hier gilt statt dessen die Bestimmung, daß man Hauderer nur auf Entfernungen bis zu zwei Meilen benutzen darf! Hübsch ist auch die Anordnung, daß jeder nach Dänemark weiter reisende Fremde hier einen neuen Paß zu nehmen hat, damit dem Polizeimeister die kleine Gebühr

von 12 Schillingen zu Gute komme! Das jährlich erscheinende Verzeichniß der Zeitungen und Tageblätter, welche durch die Post bezogen werden können, wird niemals vervollständigt. Nicht einmal ein so loyales Blatt, wie die Berliner politische Wochenschrift, hat darin Aufnahme gefunden. Diese und ähnliche Dinge werden keinen langen Bestand haben. Schwieriger wird es sein, den nur zu oft an höchster Stelle maßgebenden Rücksichten ein Ende zu machen und den unklugen Zumuthungen des Bundestages Widerstand zu leisten, die nur böses Blut machen, ohne zu nützen. Von Beidem gab mir der Verbitter*) Graf Rantzau eine Probe, als ich ihn neulich bei Hegewisch traf. Mit unverhohlenem Unwillen erzählte er mir, daß ihm die Kanzlei die Namen von 51 Studenten und Handwerkern mit der Aufforderung mitgetheilt habe, auf diese verdächtigen Personen fahnden zu lassen, weil sie von dem badischen Deputirten Welcker mit Empfehlungen versehen seien! Nicht minder schüttelte er den Kopf dazu, daß seinem Verwandten, dem Kanzleideputirten (und späteren dänischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten) Grafen Heinrich von Reventlow-Criminil, so schwer er auch in Kopenhagen zu entbehren sei, nachdem man ihn, wohl aus Mangel an geeigneten Diplomaten und um ihn zu poussiren, zu den Conferenzen nach Wien und Frankfurt geschickt, jetzt ein neunmonatlicher Urlaub ertheilt sei, um seine Frau, die Tochter Deiner Freundin Rantzau, nach den Pyrenäen zu begleiten. Doch genug davon! Du wirst sonst, fürchte ich, obgleich Du mich selbst dazu veranlaßt hast, diesen Brief mit den Worten zur Seite schieben: ‚Ein garstig Lied. Pfui! ein politisch Lied!'" — —

Im August lernte ich bei Balemann zwei der würdigsten Vertreter Dänemarks, den Professor der Rechtswissenschaft und ersten Deputirten Kopenhagen's, P. G. Bang, und den Professor der Nationalökonomie und Begründer der freisinnigen Zeitschrift „Faedrelandet", N. David, kennen, die beide später als dänische Minister eine Rolle zu spielen berufen waren, welche ihren damaligen Grundsätzen allerdings nur theilweise entsprach. Bang war ein vielseitig gebildeter, gemäßigt freisinniger, kräftiger Mann, der über das Verhältniß der Herzogthümer zum Königreiche mit einer Unbefangenheit urtheilte, wie sie bei seinen Landsleuten nicht oft gefunden ward. Diese bewies er auch noch in einer glänzenden Rede, mit welcher er am 10. October 1838 in der Roeskilder Ständeversammlung für die Zusammengehörigkeit Schleswigs und Holsteins eintrat und vor jedem

*) Dies ist der alte Titel des Vorsitzenden der Prälaten und Ritterschaft.

Eingriff in dieselbe warnte. Das hinderte ihn jedoch nicht, vom November 1848 an an einem dänischen Ministerium Theil zu nehmen, welches nicht nur die Trennung der Herzogthümer, sondern sogar die Incorporation Schleswigs in Dänemark durchzusetzen suchte.

Während der Name Bang's der Kieler Studentenschaft so gut wie unbekannt war, war derjenige David's, nicht sowohl wegen seiner tüchtigen nationalökonomischen Schriften, als wegen eines Preßprocesses, der im Frühjahr 1835 gegen ihn angestrengt war, in Aller Munde. Veranlassung zu diesem Proceß hatten Artikel David's gegeben, die lediglich bezweckt hatten, das Volk zu befähigen, auf der weiten Bahn der Entwicklung, welche jede Verfassung durchzumachen hat, und auf welcher die ewige Weisheit das Menschengeschlecht seinem Ziele entgegenführt, ruhig fortzuschreiten. Auf einige darin enthaltene Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Trennung der Gewalten hätte sich vielleicht eine Anklage wegen Aufreizung zur Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung begründen lassen. Statt dies zu versuchen, hatte jedoch der Generalfiscal Treschow das Hauptgewicht auf eine Stelle gelegt, die bei dem Könige starken Anstoß erregt hatte, weil darin ausgesprochen war, daß die Soldaten sich nicht länger beliebig gegen das Volk gebrauchen ließen. Nach einer glänzenden Vertheidigung durch den Procurator Hagen war David im Mai — allerdings unter Verurtheilung in die Proceßkosten — in erster Instanz freigesprochen. Ich hatte die incriminirten Artikel und die Proceßschriften mit lebhaftem Interesse gelesen und mich des freisprechenden Erkenntnisses aufrichtig gefreut. Nun machte ich die persönliche Bekanntschaft des Professors und wurde durch seine ganze Persönlichkeit in meiner günstigen Meinung von ihm so sehr bestärkt, daß ich, als ich nach dem Dîner einer Paukerei in Schrevenborn beiwohnte, in Anregung brachte, ihm durch ein Hoch unsere Achtung zu bezeugen. Der Vorschlag fand Anklang. Ich selbst, obgleich nur Brandfuchs, wurde zum Wortführer der Deputation bestimmt, welche ihm am Abend unsere Verehrung, die Hoffnung, daß es ihm in einer Zeit, wo zwar viel angeregt, aber meistens nur wenig vollendet werde, gelingen möge, das begonnene Werk zu Ende zu führen, und den Wunsch auszusprechen hatte, daß sein Proceß auch in höchster Instanz günstig für ihn ausfallen möge. Trotz der kurz bemessenen Frist hatte sich die Mehrzahl der Studirenden vor seinem Hôtel eingefunden, und zahlreiche Nichtstudenten stimmten lebhaft in das ausgebrachte „Hoch!" ein. David, der durch diese Ovation auf das Freudigste überrascht war, ging mit uns hinunter und dankte, obgleich

der deutschen Sprache nicht völlig mächtig, in einer hübschen Rede, in der er zur Vaterlandsliebe und zum Beharren in dem Streben nach gesetzlicher Freiheit mahnte. Nach einem nochmaligen Hoch zogen wir auf den Markt, wo ein „gaudeamus igitur“ gesungen und in ein paar improvisirten Ansprachen auch Lornsen's warm gedacht ward. Wir befanden uns in einer so gehobenen Stimmung, daß bei einem fröhlichen Gelage, das uns nachher fast die ganze Nacht zusammenhielt, beschlossen ward, David auch noch ein Ehrengeleit bei seiner Weiterreise anzubieten. Er lehnte dasselbe jedoch dankend ab, weil es uns wie ihm schaden könne. Er that recht daran. Denn der mit der Oberaufsicht der Polizei betraute Universitätscurator hatte, so milde er auch sein Amt übte, bereits das dem Professor gebrachte Hoch zum Gegenstand einer Beschwerde beim akademischen Senat gemacht, die indessen keine weitere Folgen hatte. Die von der Studentenschaft bei dieser Gelegenheit bewiesene Einmüthigkeit, welche sich sonst nur bei der Unterdrückung von Feuersbrünsten zu zeigen pflegte, hatte übrigens allgemein einen günstigen Eindruck gemacht.

Erst Mitte September wurden die Collegien geschlossen. Der Abschied von Kiel wurde mir nicht schwer. Meine liebsten Bekannten beabsichtigten gleich mir ihre Studien in Berlin fortzusetzen, und unter den Zurückbleibenden hatten mir nur Valemann, Ratjens und Hegewischs wirklich nahe gestanden. Zunächst stand mir wieder eine genußreiche Reise bevor. Meine Mutter und meine jüngste Schwester weilten schon seit längerer Zeit bei der Großmutter in Tharand, und dort sollte ich auch meinen Bruder Woldemar treffen, der im Begriffe stand, mit seiner jungen Frau für den deutsch-amerikanischen Bergwerksverein zu Emil nach Mexico zu gehen.

Als ich auf dem Wege nach Sachsen nach Halle kam, reizte mich die hübsche Gegend und die sagenreiche Schloßruine von Giebichenstein, hinauszureiten, obgleich ich die Nacht durchgefahren war, und das jetzt so viel besuchte Soolbad Wittekind noch nicht existirte. Auf einem abgerollten Steine des Thurmes sitzend, schrieb ich dort ein längeres Gedicht in meine Brieftasche, das von den jetzt zur Wirklichkeit gewordenen Träumereien zeugt, denen ich mich zu jener Zeit gerne hingab. Es schließt mit der Frage, ob wohl jemals die Zeit wiederkehren werde:

„Wo man der Alten hohen Ruhm
Auf's Neu' erhebt und ehrt,
Wo sich das deutsche Kaiserthum
Im alten Glanz bewährt?“

Am Abend des 29. Septembers traf ich in Tharand ein und fand dort den besten Theil der Badegesellschaft zur Feier des Geburtstags meiner Großmutter versammelt. Das beeinträchtigte zwar für den Augenblick die Freude des Wiedersehens mit meinen Lieben gar sehr, machte mich aber gleich mit dem Kreise, in welchem dieselben lebten, näher bekannt und brachte mir den Genuß, einige von einem jungen Dresdener Künstler hübsch arrangirte lebende Bilder bewundern zu können. Die von meiner Schwester Angelika dargestellte Sixtinische Madonna ist mir unvergeßlich geblieben; erschien sie doch durch Gestalt, Augen und ihren Ausdruck ganz wie dafür geschaffen! Es waren höchst erfreuliche Tage, die ich nach langer Trennung mit den Meinigen in der reizenden Gegend verlebte. Einen Theil der sonstigen Gesellschaft hätte ich freilich manchmal gerne fortgewünscht. Leute, die sich schnell an jeden Fremden anschließen, gehören, wenn nicht besondere Umstände obwalten, selten zu den gehaltvolleren, und an einem so kleinen Orte kann man ihnen nicht aus dem Wege gehen. Man muß sie mit in den Kauf nehmen, wie die Papageien und Affen in jeder Thierbude, die dort, wenn es an Löwen fehlt, sogar eine Hauptrolle spielen, und mit denen man sich dann amüsirt, so gut es nur immer gehen will. Glücklicherweise fehlte es in Tharand auch nicht ganz an Löwen, und in meinen Augen waren dies vor Allem der würdige alte Director der Forstakademie, Oberforstrath Heinrich Cotta, und dessen damals in der Fülle jugendlicher Kraft stehender Sohn, der später berühmt gewordene Geognost, Dr. Bernhard von Cotta, ein intimer Universitätsfreund meines Bruders Emil. Auch an mich schloß sich der geistvolle, liebenswürdige Mann gleich in herzlicher Weise an, so daß wir noch Jahre lang ab und zu correspondirt haben. Wir lernten uns zuerst auf einem „Kartoffelfest im Walde" näher kennen, das sein Vater veranstaltet hatte. Unsere an materielle Genüsse gewöhnte Zeit würde vielleicht wenig Gefallen daran finden, mit einer Tasse Kaffee und Backwerk im Freien abgespeist zu werden und, nachdem die Jugend sich bei munteren Spielen und Tanz auf der Wiese getummelt, als einziges Abendessen in der Asche geröstete Kartoffeln mit frischer Butter und Brod zu erhalten. Und doch möchte ich glauben, daß alle Theilnehmer viel lieber an dies einfache Waldfest, den dabei herrschenden ungenirt heiteren Geist und die Liebenswürdigkeit des Gastgebers, als an die ungleich eleganteren steifen Festlichkeiten und Gelage zurückdenken, welche ein paar reiche Badegäste der übrigen Gesellschaft gaben. Unter Bernhard Cotta's Führung wurde auch ein hübscher Ausflug nach dem Schauplatz seiner glücklichen

Studienzeit, Freiberg, unternommen, wo wir nicht nur die interessanten Sammlungen, die Amalgamir- und Hüttenwerke besuchten, sondern uns sogar nicht scheuten, auf den beiden kunstvollen Kanzeln im schönen Dom eine kleine Disputation abzuhalten, die keine religiöse Frage zum Gegenstand hatte.

Nach der Abreise meines Bruders Woldemar und seiner anmuthigen, kaum den Kinderjahren entwachsenen Frau begleitete Cotta meine Mutter, Angelika und mich noch auf einer entzückenden Tour durch die Sächsische Schweiz, nach Tetschen, Außig, dem Schreckenstein und Töplitz. Während er uns von den Wanderungen erzählte, welche er dort vor sechs Jahren mit meinem Bruder Emil gemacht hatte, uns die Stellen zeigte, wo sie und einige Freunde die Initialen ihrer Vornamen in einen Felsen gehauen hatten, und uns Abends ein paar Mal durch bengalische Beleuchtung malerischer Punkte überraschte, wurden in meiner Mutter viele Erinnerungen an die Reise wach, welche sie als Braut mit meinem Vater durch diese Gegenden gemacht hatte. Ich schweige davon, von einigen angenehmen stillen Tagen in dem ländlichen Laubegast bei Pillnitz und von den Kunstschätzen Dresdens. Nicht unerwähnt darf ich aber den freundschaftlichen Verkehr im Hause des Grafen Wolf Baudissin und zwei Abende bei Ludwig Tieck lassen. Jenes übte damals durch die beiden Adoptivtöchter des Grafen, die zum Besuch anwesende Marquise Isabella de Cubières und deren jüngere, später an den unlängst verstorbenen hannoverschen Gesandten in Paris und Wien, Freiherrn von Stockhausen, vermählte Schwester Gräfin Clotilde noch eine besondere Anziehungskraft. Die blendende Schönheit der ihren Namen Bella mit Recht führenden Marquise und der in meinen Augen noch höher stehende eigenthümliche Liebreiz ihrer Schwester ließen mich lebhafter als je zuvor den Zauber empfinden, welchen menschliche Schönheit doppelt wirkt, wenn reiche Geistesgaben und anmuthige Unbefangenheit damit Hand in Hand gehen. Denn ohne diese ist Schönheit nur einem gut geschliffenen böhmischen Krystall vergleichbar, den der Kenner bald vom echten Diamanten zu unterscheiden lernt.

Tieck hatte meine Mutter schon in Braunschweig als junges Mädchen gekannt und hatte nun, wie für jeden seiner zahlreichen Gäste aller Nationen, auch für deren Sohn manch freundliches Wort. Seine Frau trat völlig in den Hintergrund, und die mit einem verklärten Blick zu ihm aufschauende, kränklich und sanft aussehende Gräfin Finkenstein machte statt ihrer die Honneurs des Theetisches. Die bedeutenden Eigenschaften

des Geistes und Gemüthes, welche Tieck's gelehrte ältere Tochter Dorothea auszeichneten, habe ich erst aus ihren Briefen an Friedrich von Uechtritz*) würdigen gelernt, durch welche sie sich selbst ein Denkmal gesetzt hat. Bei flüchtiger Bekanntschaft hatte sie etwas Kaltes und Steifes in ihrem Wesen, gegen welches die ansprechende Freundlichkeit ihrer jüngeren und hübscheren, aber weniger begabten Schwester Agnes angenehm abstach. Natürlich fehlte auch Graf Baudissin in keiner der Tieck'schen Soiréen. War er doch die Seele bei der Uebersetzung Shakespeare's gewesen, die unter dem Namen Tieck's geht, obgleich dieser selbst bekanntlich keine einzige geschaffen, und hat er diesem doch den Ruhm und für dessen Töchter das Honorar seiner Arbeit überlassen. Die belebte Conversation im Salon verstummte plötzlich, als Tieck sich an einem kleinen Tische niederließ und zu lesen begann. Die Meisterschaft, die er dabei in seiner besten Zeit entwickelte, nur von Wenigen nach ihm erreicht, ist bekannt. Am Berliner Hofe soll man freilich später seine Vorlesungen als „Tic douloureux" charakterisirt haben. Durch die Modulation seiner klangvollen Stimme verstand er es, jede Person erkennen zu lassen, obgleich er nur beim Beginne einer neuen Scene die Namen der auftretenden Personen zu nennen pflegte. Wenn man die Augen von ihm abwandte, glaubte man der Aufführung eines Schauspiels beizuwohnen, in welchem alle Rollen gleich vorzüglich besetzt waren, und manche Stellen eröffneten durch seine Betonung neues, richtigeres Verständniß. Es war ein großer Genuß, Tieck den „Sommernachtstraum" und ein anderes Mal „Othello" vorlesen zu hören. Kein Wort entging mir, während ich sonst — wie das vielfach bei Männern der Fall ist — oft Mühe habe, mit ungeschwächter Aufmerksamkeit dem Vorlesen eines Buches zu folgen, wenn dasselbe nicht besonders spannend geschrieben und mir völlig neu ist.

2. Studienzeit in Berlin.

Gegen Ende October 1835 traf ich zur Fortsetzung meiner Studien in Berlin ein. Der erste Eindruck, welchen die Stadt auf mich machte, war nichts weniger als günstig. Die von der berufeneren Hand Julius Rodenberg's gegebenen Schilderungen des alten Berlin überheben mich

*) Vgl. „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn." Leipzig 1884. S. 156 ff.

jedes Eingehens auf Einzelheiten. Verglichen mit Hamburg, erschien mir die preußische Hauptstadt, obgleich sie 100,000 Einwohner mehr zählte, wie ein großes Dorf. In der Leipziger und der Friedrichsstraße wuchs an den Seiten Gras zwischen den Steinen. Als schön und großartig frappirte mich nur die Partie zwischen dem Brandenburger Thor und dem Schlosse. Abgesehen vom Thiergarten mit seinen prächtigen alten Bäumen, war die ganze Umgegend geradezu trostlos. Der Weg vom Brandenburger Thore an der Pulverfabrik vorbei nach dem Schiffbauerdamm, den mich gleich in den ersten Tagen ein Bekannter einmal führte, erinnerte durch seine Oede und die über dem Sande flatternden und krächzenden Krähen an einen wüsten Kirchhof. Mein Freund Bernhard von Cotta, dem ich darüber klagte, erwiderte mir: „Als der berühmte Friedrich August Wolf 1807 von Halle nach Berlin übersiedelte und befragt wurde, wie ihm die Gegend gefalle, antwortete er: ‚O, Berlin hat Raum genug für eine schöne Gegend!‘ Damit tröste Dich, wenn Dir der viele Sand nicht gefällt; er ist ohnedies dazu da, um ihn den Leuten in die Augen zu streuen, ein vortreffliches Volksbeglückungsmittel.“ — Das war ein schlechter Trost, da erst nach Decennien an die Verschönerung des weiten Raumes ernstlich Hand angelegt ward, und einem Studenten 1835 nicht einmal Sand in die Augen gestreut wurde, um ihn mit den Formalitäten bei der Aufnahme in die Universität auszusöhnen. Während die Immatriculation in Kiel zehn Minuten weggenommen hatte, mußte man sich in Berlin drei volle Stunden langweilen, ehe es Sr. Magnificenz dem Herrn Rector beliebte, die Harrenden in kurzen Worten zu Fleiß und Sittlichkeit zu ermahnen. Einige Tage später verlangte ein Polizeicommissär meine Matrikel zu sehen, und abermals einige Tage später wurde ich auf die Universitäts-Registratur citirt, um meine Schulzeugnisse vorzuzeigen. Auch die Bezahlung der Honorare auf der Quästur nahm unglaublich lange Zeit in Anspruch.

Das alles würde mich noch viel mehr verstimmt haben, wenn ich nicht das Glück gehabt, an der Familie meines Onkels, des Professors Horkel, und an meiner Mutter und jüngsten Schwester, die mich auf einige Wochen nach Berlin begleitet, den besten Anhalt zu haben. Durch sie lernte ich auch sofort die Vorzüge der großen Stadt kennen und wurde rasch mit einer Anzahl bedeutender Persönlichkeiten bekannt. Die Namen einer ganzen Reihe von diesen haben auch heute noch einen guten Klang, obgleich sie bis auf den gefeierten Historiker Ranke längst aus dem Leben geschieden sind. Damals gehörten sie zu

den Koryphäen im Staat, in der Wissenschaft, der Kunst und im geselligen Leben. Ich möchte nur den späteren Cultusminister Eichhorn, den Staatsrath Nicolovius, die Professoren Ehrenberg, Heinrich Rose, Weiß, Twesten, den geistvollen Henrich Steffens und Gans, den ebenso liebenswürdigen wie ausgezeichneten Bildhauer Rauch, „die deutsche Récamier“ Henriette Herz und das Mendelssohn-Bartholdy'sche Haus zu nennen. Es konnte nicht fehlen, daß manches in diesen Kreisen gesprochene Wort auf fruchtbaren Boden fiel und bei mir nachwirkte, wenn meine Jugend und Unerfahrenheit auch ein intimeres Verhältniß ausschloß. Besondere Freude machten mir gelegentliche Besuche bei der bereits 71jährigen Hofräthin Herz, welche Tante Anna, nicht mit Unrecht, „mein großes Herz“ zu nennen pflegte. Wie ein würdiges bemoostes Haupt fühlte sie dem jungen Burschen bisweilen über wissenschaftliche Fragen auf den Zahn, gestattete aber neben dem Ernst auch dem Scherz vollen Raum in der Unterhaltung. Mehr noch als die den Sammelplatz interessanter Menschen bildenden Sonntagabende bei Mendelssohns zogen mich die berühmten sonntäglichen musikalischen Matinéen bei Fanny Hensel an, wo unter Mitwirkung der liebenswürdigen Frau Pauline Decker, geb. von Schätzell, und anderer Künstler und Dilettanten Bach'sche Cantaten und sonstige classische Werke so meisterhaft zur Aufführung kamen, wie ich es nie gehört hatte. Die geselligen Pforten beider Häuser wurden leider bald für längere Zeit geschlossen. Als ich am 20. November dem Vater des großen Componisten, zu dem ich mich, so wenig er auch hervortrat, gleich bei der ersten Begegnung am meisten hingezogen gefühlt hatte, eine Notiz bringen wollte, um die er mich gebeten hatte, sagte der Bediente: es werde seinem Herrn leid thun, mich nicht empfangen zu können, da er am Tage vorher plötzlich gestorben sei. Die Trauernachricht, so abgeschmackt sie auch vorgebracht war, erschütterte mich aufs Tiefste. Fünf Tage vorher hatte der alte Herr mir noch mit Begeisterung von dem letzten rheinischen Musikfest erzählt und sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er das nächste wahrscheinlich versäumen müsse, weil seine leidenden Augen wohl erst später operirt werden könnten. Nun waren ihm unerwartet schnell die Schuppen von den Augen des Leibes wie des Geistes gefallen.

Bei den Kunstschätzen Berlin's, die damals freilich noch weit gegen die heutigen Sammlungen zurückstanden, und in den Theatern der Hauptstadt ging mir eine völlig neue Welt auf. Eine unbesetzte Stunde zwischen zwei Collegien wußte ich nicht besser auszufüllen, als indem ich

sie fast ausnahmslos im nahen Museum zubrachte. Häufige Ausstellungen älterer und neuerer Kunstwerke wirkten nicht minder fördernd auf diesem mir bis dahin fast fremd gebliebenen Gebiet. Gern machte ich auch gelegentlich Gebrauch von der freundlichen Erlaubniß Rauch's, ihn in seinem Atelier zu besuchen. Es gewährte mir großes Vergnügen, als er mir einst die soeben vollendete Büste einer Gräfin Dönhoff mit dem Bemerken zeigte, daß es dieselbe sei, an der auch meine Schwester Angelika auf seine Aufforderung etwas modellirt habe, als wir ihn bei unserem ersten Besuch damit beschäftigt fanden. Ein anderes Mal konnte ich mich kaum des Lächelns enthalten, als Rauch's Freund und Berufsgenosse Christ. Friedr. Tieck — der Bruder des Dichters — statt des abwesenden Künstlers die Honneurs seines Ateliers machte und sich darüber beklagte, daß er diesem nur zur Folie diene.

Die Berliner Bühnen zählten damals eine ganze Reihe hervorragender Kräfte. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze," aber Dankbarkeit für manchen mir gewährten Genuß gebietet, wenigstens einiger derselben zu gedenken. — Am schwächsten war es, trotz der Crelinger und Rott's, mit dem eigentlichen Drama bestellt, in welchem selten mehr als eine einzelne Rolle wirklich gut besetzt war. Schon das Repertoire ließ erkennen, daß dem königl. Intendanten nicht, wie in Dresden, ein Tieck oder anderer Kunstkenner zur Seite stand. Um so vorzüglicher wurden Conversationsstücke und Lustspiele gegeben. In jenen glänzten vor Allen Charlotte von Hagen und Eduard Devrient, in diesen Rütling und die Wolff, welche Gern, so oft er auch karrikirte, gut unterstützte, sowie im Königstädter Theater Beckmann mit seinen köstlichen Improvisationen, Plock und die Muzzarelli. — In der Oper überragte Mantius, der damals auf der Höhe seiner künstlerischen Leistungen stand, durch sein seelenvolles Spiel und seinen herrlichen Tenor alle Anderen; doch neben ihm entzückten die Löwe und Fräulein von Faßmann ein enthusiastisches Publicum. Ziesche imponirte durch die Kraft seines Basses; Bader ersetzte durch sein Spiel, was die Stimme zu wünschen übrig ließ. Blume hatte seinen großen Ruf als Don Juan bereits überlebt, aber zeichnete sich im Lust- und Singspiele aus. — Auch an bedeutenden Gästen fehlte es nicht. Rubini trat in „Lucia von Lammermoor" auf; Clara Heinefetter, deren noch weniger hübsche Schwester Sabina mir früher noch besser gefallen hatte, sang die Elvira im „Don Juan". Bewundernswerther als Beide war in ihrer Art Fanny Elsler als Fenella in der „Stummen von Portici", so wenig die erste Tänzerin der großen

Oper von Paris sich auch in die Rolle des einfachen neapolitanischen Fischermädchens zu finden verstand. — Die musikalischen Genüsse beschränkten sich nicht auf die Oper. Die Concerte, Radziwill's „Faust" und Bach's „Matthäus-Passion" in der Singakademie, sowie die Aufführungen von Graun's „Tod Jesu" und Haydn's „Schöpfung" in der Garnisonkirche, in denen die besten Kräfte Berlin's zusammenwirkten, ließen im Chor- und Sologesang die unwiderstehliche, gemüthbewegende Macht der Tonkunst noch deutlicher empfinden, als in der Oper. Beide ergänzten sich gegenseitig. — Wiederholt konnte ich mich auch im Sommer 1836 im Horkel'schen Hause des geist- und ausdrucksvollen Clavierspiels des jugendlichen Robert Schumann erfreuen, dessen anspruchsloses, von jeder Künstleraffectation freies, kindliches Wesen einen überaus angenehmen Eindruck machte. Mehr interessant als schön war mir das Spiel des geisterhaft aussehenden Polen Gusikow auf dem undankbaren Holz- und Strohinstrument, „der Strohfiedel", erschienen. — Wenn mein specieller Landsmann, der tüchtige Musiktheoretiker Siegfried Wilhelm Dehn, mir im freundschaftlichen Verkehr entwickelte, wie die Musik durch ihren eigenen Geist auch den Geist des Spielers und Hörers anrege und ihn aus seinem Philisterthume herausreiße, bedauerte ich manchmal, daß ich längst aufgehört hatte, selbst Musik zu treiben. Ich habe mich damit erst ausgesöhnt, seit das demokratische Clavier, welches Jeder, der Finger und Augen hat, auch ohne Gehör, mit einer gewissen Fertigkeit spielen kann, und das sich vielleicht auch durch Maschinerie spielen ließe, zu einer allgemeinen Landplage geworden ist, unter der ich, während ich dies schreibe, mit leide.

Auch abgesehen von wirklichen Kunstgenüssen bot die große Stadt Manches, was meine und meiner Freunde Neugier reizte. Mit Vergnügen besuchten wir ein paar Mal das Gräbert'sche Theater, wo das Ballet der königlichen Bühne, dem ich keinen Geschmack abgewinnen konnte, in köstlicher Weise persifflirt wurde. Einer der berühmten Berliner Schnapsläden, „die goldene Kugel", frappirte uns durch die nette Einrichtung eines abschüssigen Bodens, auf dem die Trunkenen hinauskollern, und durch die charakteristische Aufschrift auf den Gläsern: „Gestohlen in der goldenen Kugel". Das vielbesuchte Colosseum und ein paar ähnliche Locale betraten wir nur ein einziges Mal. Es herrschte dort jene leere Halbheit, die zwischen der Tugend und dem crassen Laster die Mitte zu halten sucht, und wir fühlten uns rasch gelangweilt. Hübsch und neu erschienen uns dagegen der belebte Weihnachtsmarkt und die Weihnachts-

ausstellungen in Faust's Winter- und Zaubergarten, Gropius' Diorama ꝛc.

Doch es könnte fast scheinen, als ob ich über alle diese Dinge den Zweck vergessen hätte, der mich nach Berlin geführt hatte, die Fortsetzung meiner Studien. Wenn gleich der Student von der wissenschaftlichen Regsamkeit, die Berlin auszeichnete, nicht viel bemerkte, weil er die wissenschaftlichen Größen fast nur auf dem Katheder sah, nicht, wie an kleineren Hochschulen, auch gesellig vielfach mit ihnen in Berührung kam, so drängte sich doch auch ihm rasch die Ueberzeugung auf, daß hier Kräfte zur Förderung der geistigen Ausbildung vereinigt waren, die Berlin in dieser Beziehung über die meisten anderen deutschen Universitäten erhoben. Freilich konnte man sich dabei nicht immer des Gedankens erwehren, daß die Universität nur wie eine Schule für große Kinder betrachtet werde, die unter strenger Aufsicht gehalten werden müssen, damit sie nichts Schlechtes reden, sondern höchstens etwas Schlechtes thun. Mich fesselten vor Allem die Vorlesungen und die Schriften Carl Friedrich von Savigny's. Weder früher noch später ist mir ein anderer Docent begegnet, der so wie er dem Bilde eines ausgezeichneten Universitätslehrers entsprochen, das er selbst in seiner trefflichen Abhandlung über: „Wesen und Werth der deutschen Universitäten" *) entworfen hat. Der Ruhm dieses Hauptvertreters der historischen Schule ist vor wenigen Jahren bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (1879) von Neuem so laut verkündet, daß mein Zeugniß demselben nichts hinzuzufügen vermag. Die Art, wie er seine Zuhörer in den Geist des Römischen Rechts einzuführen und zum eigenen Quellenstudium anzuregen verstand, sein würdevolles Auftreten und die Klarheit, Ruhe und Anmuth seines Vortrages, dem man mit der Feder ebensogut zu folgen vermochte, als wenn er dictirt hätte, obgleich er nichts von dem Geisttödtenden des Dictirens hatte, zogen mich im höchsten Maße an. Nachdem ich bereits zwei Mal Pandekten gehört hatte, besuchte ich deshalb auch noch seine Vorlesungen über Institutionen und Römische Rechtsgeschichte regelmäßig und würde um seinetwillen noch länger in Berlin geblieben sein, wenn es nicht hohe Zeit gewesen wäre, endlich mit dem Civilrecht abzuschließen.

Die günstige Gelegenheit, mich in Berlin durch die Vorträge hervorragender Männer über manche meinem Fachstudium fern liegende Dinge zu unterrichten, welche auf kleineren Universitäten keine, oder doch nur

*) Abgedruckt in Ranke's politisch-historischer Zeitschrift. I. S. 569 ff.

weniger bedeutende Vertreter hatten, verlockte mich, diesen fast noch mehr Zeit zu widmen, als den sonstigen juristischen Vorlesungen. Von der Befugniß des Studenten, zu hören, was ihm zusagte, machte ich den weitesten Gebrauch. Denn ich hatte noch nicht gelernt, mich in der rechten Weise zu beschränken, und legte größeren Werth auf Allgemeinheit der Bildung, als auf das für einen bestimmten Beruf erforderliche gründliche Wissen. Geschichte und die verschiedenen politischen Theorien blieben nach wie vor die Hauptgegenstände meines Interesses. Daneben gab ich mich aber zum ersten Mal mit Vorliebe nationalökonomischen Studien hin. So trocken und weitschweifig mir Dieterici's Vorlesungen auch erschienen, erkannte ich daraus doch, daß auf staatswissenschaftlichem Gebiet noch besonders viel zu thun sei. Um dafür den Grund zu legen, ließ ich selten einen Tag verstreichen, ohne mich mit den Schriften von Adam Smith, Jean Baptiste Say, Ricardo, Rau und Anderen zu beschäftigen.

Unter meinen Altersgenossen standen mir die von Kiel her befreundeten am nächsten. Mit Mau und Carl Steffensen, die meine Verehrung für Savigny theilten, ward fleißig repetirt, und mit Letzterem oft die Frage besprochen, wie wir uns dereinst ins praktische Leben finden würden, wenn wir unseren Wunsch, die akademische Laufbahn einzuschlagen, nicht realisiren könnten, — was nur ihm beschieden war. Der anregendste meiner Freunde war der schon vor langen Jahren als Director des Kieler Gymnasiums verstorbene Bartelmann, der es meisterhaft verstand, jedem Gespräch einen geistigen Gehalt zu geben, und dabei seine inneren Erfahrungen, ohne zu hofmeistern, in hübscher Weise mittheilte. Gern verkehrte ich auch mit meinem Vetter Arthur Kochen, einem tüchtigen jungen Archäologen, der schon wenige Jahre später, erst 23jährig, in Griechenland starb. Sein Freund Emanuel Geibel hat ihm in einem seiner schönsten Gedichte einen ehrenden Nachruf gewidmet. Geibel selbst, der im Frühjahr 1836 zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin kam, lernte ich nur oberflächlich kennen, als ich bei gelegentlichem Besuch des Kneipabends der Hanseaten ein paar Mal mit ihm zusammen traf. Obgleich er bei der dort vielfach in Knittelversen geführten Conversation uns alle an Formgewandtheit überragte, ließ mich damals nichts in seinem Wesen und seinen Bemerkungen den künftigen Dichter der „Junius-Lieder" ahnen, um den jetzt das Vaterland als einen von Gott begnadeten Dichter trauert.

In Berlin fand ich auch meinen Vetter, den Botaniker Matthias J. Schleiden. Er hatte zwar schon 1827 als Doctor der Rechte pro-

movirt und mehrere Jahre in seiner Vaterstadt Hamburg als Advocat prakticirt, jedoch keinerlei Befriedigung dabei gefunden. Wiederholte längere Besuche in Ascheberg hatten, wie er mir oft gesagt, zuerst den Wunsch in ihm geweckt, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen, und dieser Wunsch war immer unwiderstehlicher geworden. Sein Vater hatte ihm deshalb gestattet, seinen Beruf zu wechseln, und nachdem er das neue Studium 1833 in Göttingen begonnen, setzte er dasselbe jetzt in Berlin unter den günstigsten Verhältnissen fort. Unser Onkel, Professor Horkel, der allerdings selbst nur noch gelegentlich einen Vortrag in der Akademie der Wissenschaften zu halten pflegte, war mit Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Johannes Müller, Ehrenberg, Heinrich Rose, Weiß und anderen hervorragenden Naturforschern und Physiologen befreundet und von ihnen als ebenbürtiger Gelehrter hochgeschätzt. In diesen Kreis hatte er auch den Neffen eingeführt, an dessen Arbeiten er den wärmsten Antheil nahm, und den er mit seinem umfassenden Wissen und seiner Erfahrung eifrig unterstützte. Obwohl mein Vetter elf Jahre älter, unser Interessen- und Bekanntenkreis ein verschiedener war, verkehrten wir sehr viel zusammen, und er bewies mir großes Vertrauen. Die Bestimmtheit und Klarheit, mit welcher er manche philosophische Sätze aussprach und entwickelte, über die auch ich schon vielfach nachgedacht hatte, imponirte mir, und die geistreiche Art seiner Conversation machte ihn zu einem höchst angenehmen Gesellschafter. Seinen wissenschaftlichen Arbeiten vermochte ich natürlich nicht zu folgen, und es wollte mir sogar bisweilen vorkommen, als ob er bei der Vielseitigkeit seiner Interessen Gefahr laufe, seine großen Kräfte zu zersplittern und über die Beschäftigung mit Einzelfragen, die ihn für den Augenblick unwiderstehlich anzogen, das Ganze der Wissenschaft aus den Augen zu verlieren. Daß ich ihm mit diesen Zweifeln wahrscheinlich Unrecht that, ward mir freilich klar, als er mir noch vor Ablauf des Jahres 1835 eines Abends kurz die Ideen entwickelte, welche er später in seinen Epoche machenden „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik" ausgeführt hat. Seine Mittheilung frappirte mich umsomehr, weil ich ihn, als ich in sein Zimmer trat, mit ganz anderen Dingen beschäftigt gefunden hatte. Er machte nämlich gerade einen ersten, wohlgelungenen Versuch, eine kleine Landschaft von Angangueo mit dem Kirchhof und dem Grabe meines Vaters selbst zu lithographiren, um damit Vielen eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Von dieser Zeit an ließ ich mir nun gern und viel von seinen weiteren mikroskopischen Untersuchungen erzählen, und als er im Frühjahre längere Zeit durch

Unwohlsein ans Zimmer gefesselt war, brachte ich ihm auf seinen Wunsch regelmäßig Zweige von Coniferen und anderen Bäumen und Sträuchern von meinen Spaziergängen mit, an denen er die Entwicklung der Zellen von Tag zu Tag beobachten und verfolgen konnte. Dabei passirte es mir einmal, daß ich in der Fasanerie den mir im einfachen Jagdanzuge begegnenden späteren General=Obersten, Prinzen August von Württemberg, welchen ich nicht kannte, als den Jäger Koch anredete und um die Erlaubniß bat, die nöthigen Zweige abschneiden zu dürfen, was mir denn auch nach rascher Aufklärung des scherzhaften Mißverständnisses freundlich gestattet ward. Daß mein Vetter durch die von ihm befolgte inductive Methode eine völlig neue Behandlung seiner Wissenschaft anbahnen und seine Forschungen, bei denen es ihm, wie er häufig aussprach, nur um Wahrheit zu thun war, ihm den Ruf eines Reformators der wissenschaftlichen Botanik eintragen würden, vermochte ich damals nicht vorauszusehen. Ich habe aber immer bedauert, daß er, nachdem er diesen Ruf fest begründet hatte, seine vielseitige Begabung vorzugsweise populärwissenschaftlichen Arbeiten zugewandt hat, so viel Genuß mir deren Lectüre auch bereitet hat. Manche Gedanken und Ansichten, welche er darin ausführt, hatte er mir schon zur Zeit unseres Zusammenseins in Berlin angedeutet. Seine Unterhaltung war immer anregend, führte freilich, da er es liebte, Paradoxa vorzubringen, auch oft zu um so lebhafterem Streiten, weil unsere Lebensauffassung und unsere Individualitäten sehr verschieden waren. Häufig zog ich mir von ihm den Vorwurf zu, daß ich viel ernster sei, als er bei meinem Alter für richtig halte.

Manche Jahre später hatte ich einmal ein für ihn charakteristisches Gespräch mit dem Vetter. Er war inzwischen auch Doctor der Philosophie geworden und hatte von der Universität Tübingen ein Ehrendiplom als Doctor der Medicin erhalten. Als ich ihn dazu beglückwünschte, Doctor dreier Facultäten zu sein, erwiderte er, daß er große Lust habe, sich, wenn möglich, auch noch den Titel eines Doctors der Theologie zu erwerben. Er habe schon daran gedacht, zu dem Ende eine Abhandlung über das Linsengericht zu schreiben, für welches Esau sein Erstgeburtsrecht verkauft habe, indem der Urtext nicht von einer bestimmten Pflanze, sondern nur von „etwas Röthlichem" spreche. Er nahm es nicht übel, daß ich über diese Selbstironie herzlich lachen mußte, freute sich aber, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß der bekannte dänische Theologe und Dichter Grundtvig das zweifelhafte Wort (1. Mos. 25. v. 30. 34) mit „röd gröd" (dem dänischen Nationalgericht „rothe Grütze") übersetzt habe.

Matthias J. Schleiden harrt noch seines Biographen, der nur ein naturwissenschaftlich gründlich gebildeter Gelehrter sein kann. Auch ein solcher wird freilich bei der großen Mannigfaltigkeit der von dem berühmten Botaniker behandelten Gegenstände philosophischer und culturhistorischer Richtung bedeutende Schwierigkeiten haben, dessen seltene Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten mit gleicher Einsicht und Gerechtigkeit wie seine streng wissenschaftlichen Bestrebungen zu würdigen. Wer ihm, wie ich, persönlich näher gestanden hat, wird ihm, auch abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung und ungeachtet vielfacher Meinungsverschiedenheiten, ein treues Andenken bewahren. —

Je weniger ich, bis auf ganz vereinzelte Punkte, der Gegend von Berlin Geschmack abzugewinnen vermochte, desto mehr Genuß bot eine Pfingstreise nach Rügen, an welche mich zahlreiche hübsche Federzeichnungen meines Begleiters und Vetters Johannes Horkel noch jetzt häufig erinnern. Die nachstehenden wenigen Notizen darüber dürften vielleicht auch heute noch von allgemeinerem Interesse sein.

Man bedurfte 1836, um nach Rügen zu gehen, eines besonderen Passes. Ein Student erhielt einen solchen nur mit der Zwangsroute über Stettin, weil auf dem Wege über Stralsund Greifswald berührt wäre, von wo aus mehr als 40 der nur 200 Studirenden wegen Betheiligung an demagogischen Umtrieben auf die Festung oder ins Gefängniß geschickt waren. Dagegen fand der Herr Universitätsrichter nichts dabei zu erinnern, daß man den Rückweg über die von der eigenen Regierung mit einer Art von Interdict belegte kleine Universität nehme, weil er dafür nicht verantwortlich sei! — Auf der nächtlichen Fahrt nach Stettin mußte ich lebhaft meines Vaters gedenken, der auf derselben Straße einst nur durch rechtzeitiges Erwachen von einem mörderischen Angriff seines Postillons errettet ward. — Das Dampfschiff, welches uns nach Swinemünde weiter führte, hat wahrscheinlich selten eine fröhlichere Gesellschaft befördert. Es trafen auf demselben nicht weniger als 19 Berliner Studenten aus allen Theilen Deutschlands, aus Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen zusammen, und zu ihnen gesellten sich ein paar liebenswürdige ältere Kaufleute aus Stettin und Küstrin und der unter dem Pseudonym Wilibald Alexis bekannte, schon damals gefeierte Romanschriftsteller Wilhelm Häring. Die nicht übergroßen landschaftlichen Reize der Ufer konnten nur dazu dienen, daß die sich bis dahin fremden Musensöhne rasch in gemüthlichen Verkehr traten. Dem Liede: „Das Schiff streicht durch die Wellen" folgten bald andere, und die

Nicht-Studenten stimmten munter in den Chor ein. Erst wurde alles Bier am Bord, dann auch der St. Julien und Château Margaux ausgetrunken und schließlich sogar von Allen schmollirt. Nur Wilibald Alexis hielt sich davon zurück; jedoch schrieb auch er seinen Namen auf ein Blatt meines Taschenbuchs, das ich später in meine Autographensammlung aufgenommen habe. — Von dem freundlichen, damals kaum 3500 Einwohner zählenden Swinemünde aus konnte die Reise in jener Zeit nur in einem kleinen offenen Segelfahrzeuge, einem sogenannten Lugger, fortgesetzt werden. Nach Besichtigung der großartigen östlichen Moole ging es auf einem solchen hinaus in die ungewöhnlich hoch gehende See. Schon bald verlangten einige gleich Erkrankte umzukehren, wurden aber niedergestimmt. Nach kurzer Zeit waren ein junger Bayer, der an jenem Tage zum ersten Male das Meer sah, und ich die Einzigen, welche von der Seekrankheit verschont blieben, mit Entzücken dem Wogenschwall zuschauen und sich abwechselnd in allerhand Philosopheme vertiefen konnten. Doch waren auch wir froh, als wir nach Mitternacht zwischen dem Vilm und Rügen hindurchfuhren und kurz darauf bei Neuendorf landeten. Die Freude dauerte nicht lange. In dem einzigen Wirthshause wurde getanzt. Die aus Baß, Clarinette und Bratsche bestehende Musik war entsetzlich. Die Tänzer sahen so verwildert aus, daß wir es für gerathen hielten, uns nicht mit den zum Theil ganz hübschen Mädchen im Kreise zu drehen, um nicht zu Eifersucht und Schlägereien Anlaß zu geben. Zwei Uhr war vorüber, als man uns gerade über dem Tanzsaal unsere mäßigen Schlafstätten anwies. — Am folgenden Morgen ließen mein Vetter und ich die Uebrigen unter dem Vorwande, sie nicht durch unser Zeichnen aufhalten zu wollen, vorangehen. Ehe wir ihnen folgten, konnten wir uns noch an den Statuen von Thorwaldsen und Canova und den sehenswerthen Gemälden von Phil. Hackert, Friedrichs und Anderen erfreuen, die damals das nahe, am Weihnachtsabend 1865 durch Feuer zerstörte fürstliche Schloß in Putbus zierten.

Der freundlichen Aufnahme, welche ich bei dem trefflichen Pastor Schwarz in Wieck fand, habe ich schon früher (S. 33) erwähnt. Auf Mönchgut lernten wir eine Anzahl ganz interessanter, anscheinend aus der Zeit der französischen Invasion von 1806 &c. stammender Volkslieder kennen, welche 1836 noch vielfach von den Burschen beim Fischen gesungen wurden. Einer derselben dictirte sie uns, als wir während eines heftigen Sturmes, der uns Stunden lang an der Ueberfahrt nach Neu-Reddewitz verhinderte, in einer Fischerhütte in Alt-Reddewitz Zuflucht

fanden. Ich wage nicht, sie hier aufzunehmen, weil meine Leserinnen an ihrer Derbheit Anstoß nehmen möchten. — In Stralsund, wo ich die Freude hatte, meinen ersten geliebten Elberfelder Lehrer Dr. Cramer als Conrector des Gymnasiums wieder zu begrüßen, und in der Jacobikirche das Bild eines Geistlichen meines Namens aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckte (S. 1), fand ich auf der Kanzel der schönen Nicolaikirche, neben anderen Gebeten, auch noch dasjenige für Napoleon I. und dessen Gemahlin! — Gerade am 31. Mai stand ich dort auch auf dem in das Pflaster der Fährstraße eingelassenen Denkstein: „Schill † 31. Mai 1809", wo 27 Jahre vorher der wackere Streiter gefallen war. Die Stadt, welche er vor Plünderung geschützt hatte, hätte ihn wohl besser ehren können! — Ohne uns in Greifswald aufzuhalten, kehrten wir von Stralsund aus in der erst wenige Tage vorher in Betrieb gesetzten Schnellpost nach Berlin zurück, die für die Bevölkerung noch ein solcher Gegenstand der Neugier war, daß selbst mitten in der Nacht auf jeder Station zahlreiche Menschen dadurch angelockt waren.

Die angenehmsten Stunden in Berlin verlebte ich im Horkel'schen Hause. Außer bei meinen nächsten Angehörigen habe ich niemals so viel wirkliche Liebe erfahren, wie von der jüngsten Schwester meines Vaters. Das söhnte auch völlig mit der bisweilen an Schroffheit grenzenden Entschiedenheit aus, mit welcher sie, mehr durch ein richtiges Gefühl als durch bestimmte Grundsätze geleitet, ihr Urtheil selbst über solche Dinge auszusprechen pflegte, über die ein Mann nicht ohne ernste Erwägung aburtheilen würde. Ueber der Fürsorge für das leibliche Wohl der ihr Nahestehenden vergaß Tante Anna nicht, bisweilen in eindringlicher Weise, zur Frömmigkeit und zum Guten zu mahnen. Den Eindruck der Worte: „Denkt ihr jungen Leute ohne die Kirche durch die Welt zu kommen?!" verstärkte sie durch Recitirung des hübschen, in der Kirche von Burg auf Fehmern angebrachten Wortes:

„Almosen geven armet nich,
Karkengahn sümet nich,
Unrecht Good gedeiht nich."

Auf ihre Veranlassung hörte ich einst bei der Jahresfeier der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden eine Predigt, welche der berühmte Theologe Tholuck aus Halle über den Text (Joh. 4. v. 22): „Das Heil kommt von den Juden," hielt. Jetzt, zur Zeit der antisemitischen Hetzereien, verdiente dieselbe wieder abgedruckt zu werden; denn sie war vortrefflich, kam vom Herzen und ging zu Herzen. Während der

Vortrag nicht frei von Affectation war und ab und zu etwas Theatralisches hatte, wurde die Wirkung durch die schöne sonore Baßstimme und die äußere Erscheinung des Redners erhöht, dessen Haupt ein nur mit Haut überzogener Todtenkopf zu sein schien, aus welchem strahlende, jedoch etwas zu bewegliche Augen hervorleuchteten. Ich war nicht ohne ein gewisses Vorurtheil gegen die Juden in die Kirche gegangen und verließ sie mit der durch spätere Erfahrungen erhärteten Ueberzeugung, daß es Unrecht sei, einen ganzen Stamm nach den widerwärtigen Eigenschaften mancher Einzelner zu beurtheilen.

Der Onkel, nach welchem die Rosacee Horkelia ihren Namen trägt, war, obgleich er äußeren Comfort und eine gut besetzte Tafel voll zu schätzen wußte, eine durch und durch geistige Natur. Er gehörte zu den nicht gerade zahlreichen Gelehrten, welche die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen und ohne Rücksicht auf Ehre und Geld, die sich in ihrem Gefolge befinden können, lieben und betreiben. Er bestärkte mich denn auch in der Absicht, meine Studien in Jena fortzusetzen, um bei Martin, für welchen mir Savigny freundlich einen Gruß mitgab, Criminalrecht und Proceß zu hören, obwohl er fürchtete, daß ich die vielseitige geistige Anregung, welche Berlin mir geboten hatte, sehr entbehren werde.

Mitte August verließ ich die preußische Königsstadt, in welcher mir, außer der einfachen Person des Monarchen, nur Weniges königlich erschienen war. Ich wollte die Herbstferien bei meinen Lieben in Düsseldorf zubringen, wo mein Schwager Dr. Backhausen schon seit dem Vorjahre als Leibarzt der Prinzessin Friedrich von Preußen lebte, und wohin im Frühjahre auch meine Mutter mit meiner jüngsten Schwester übergesiedelt war, um der ältesten und ihren Enkeln nahe zu sein. Auf dem Wege dorthin machte ich in Leipzig, Jena, Gießen und Bonn Halt, um, wo die Vorlesungen noch nicht geschlossen waren, bei den angesehensten Professoren zu hospitiren und jedenfalls durch eigene Anschauung und Rücksprache mit befreundeten Studirenden ein sichereres Urtheil darüber zu gewinnen, wo ich meine Studien am besten fortsetzen würde. Die Entscheidung fiel unbedingt zu Gunsten Jena's aus.

Es wird mir schwer, der Versuchung zu widerstehen, meine Fußreise nach dem Rhein weitläufig zu beschreiben. Wie viel genußreicher, wenn auch weniger bequem, war zu jener Zeit das Reisen, als es heute ist, wo die Eisenbahnen es allerdings durch die billigere und raschere Beförderung ermöglichen, in kurzer Zeit weit entlegene Punkte zu erreichen, zu

denen man früher gar nicht oder nur selten gelangen konnte. Damals lernte man, die geradlinige, langweilige Landstraße vermeidend, auf Feldwegen und lauschigen Fußsteigen, durch Wald und Flur, welche stetige Aufmerksamkeit erforderten, jeden schönen Punkt genau kennen, an welchem man jetzt rasch vorüberfliegt. Statt auf die Gesellschaft angewiesen zu sein, mit welcher der Zufall uns in demselben Coupé zusammenführt, bot die Begegnung und Unterhaltung mit Bauern, Jägern und hübschen Mädchen oder das Zusammentreffen mit Reisenden der gebildeten Classen, denen man sich streckenweise zu gemeinschaftlicher Fahrt anschloß, die beste Gelegenheit, mit den Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten bekannt zu werden. Fürwahr, es liegt ein Körnchen Wahrheit in dem alten französischen Worte: „Il y a quelquefois de l'esprit dans les voitures, mais le génie est à pieds.“ Die bescheidenen kleinen Wirthshäuser, in denen man einkehrte, hielten freilich keinen Vergleich mit den palastartigen Caravansereien aus, in denen die meisten Reisenden heute viel mehr Luxus als im eigenen Hause finden; aber man war auch anspruchsloser und fand in der freundlichen Aufnahme, der Gemüthlichkeit und Stille jener Häuser vollen Ersatz für manches Andere, was man entbehren mußte.

Als ich an den Rhein und nach Coblenz gelangte, traf ich es so glücklich, daß ganz in der Nähe das rheinische Armeecorps zu den Herbstmanövern vereinigt war. Ich hatte niemals etwas Derartiges gesehen, eilte hinaus und war nicht wenig erstaunt, in dem Lager von Urmitz nicht nur eine Stadt aus Zelten und zwei- bis dreihundert Bretterhäuschen, sondern auch ein wirkliches und ein Marionetten-Theater, ein Ballet, eine Kunstreitertruppe, Buden mit wilden Thieren und starken Männern zu finden, die neben dem militärischen Schauspiel Tausende von Zuschauern herbeigelockt hatten. Das fröhliche Treiben erreichte seinen Höhepunkt, als der commandirende General von Borstell mit der Prinzessin Wilhelm von Preußen, der jetzigen Kaiserin, und dem General von Jagow — den ich von ein paar Soldaten als den General Alexander von Humboldt bezeichnen hörte — angefahren kam. Die in jugendlicher Anmuth strahlende Prinzessin wurde mit immer erneuten enthusiastischen Hurrahrufen begrüßt, in die ich lebhaft einstimmte. Die von einem vortrefflichen Männerchor vorgetragenen vaterländischen Gesänge, die Musik sämmtlicher Capellen und der allgemeine Jubel verstummten erst, als der hohe Besuch sein Ende erreichte, und die sinkende Sonne ein wundervolles Licht über die schöne Landschaft und die bewegte Menge goß. Mich hatte das alles so wohlthuend angesprochen, daß ich mich nicht entschließen

konnte, zur Stadt zurückzukehren, und froh war, als der Inhaber des Restaurants, in welchem ich mein Abendbrod eingenommen, mir bereitwillig in seinem improvisirten Salon ein Strohlager als Nachtquartier einräumte. Gewährte das Lager schon am Abend mit seinen erleuchteten Budenreihen und großartigem Zapfenstreich ein entzückendes Bild, so war der Aufbruch der Truppen, die ihre Waffen nur zum Zierrath zu tragen schienen, und das ganze Leben und Treiben, als ich in der Frühe des folgenden Tages meine Wanderung fortsetzte, nicht minder neu und interessant für mich. Mir begegneten endlose Züge von Cavallerie, Artillerie und Infanterie aus den benachbarten Dörfern in buntem Gemisch. Die Genietruppen waren mit der Ausbesserung der Wege beschäftigt. Bauern trieben Vieh zum Lager, Weiber eilten mit Körben voll Brod, Eiern und Gemüse dorthin und wurden, ebenso wie die herankommenden Wagen mit Provisionen, ihre Waaren vielfach schon los, ehe sie den erstrebten Markt erreichten. Erst zwischen Weißenthurm, wo kein zweiter General Hoche sich Anspruch auf ein geschmackloses Denkmal erwerben wird, und Andernach endete das bunte Getümmel.

In Köln wurde natürlich die stolze Ruine des Doms in allen Einzelheiten im Innern wieder besehen und bewundert, und diesmal wurde sie auch bestiegen und oben durchklettert. Ich freute mich der der alten Zeit würdigen Arbeiten der beschäftigten Steinmetzen, wagte jedoch kaum zu hoffen, daß ich das herrliche Gotteshaus noch einmal vollendet sehen würde. Dort verlebte ich auch angenehme Stunden bei August von Binzer, dem liebenswürdigen Dichter vieler schöner Lieder, die damals noch bei jeder fröhlichen Vereinigung deutscher Studenten gesungen wurden, obgleich das Leben auf den Universitäten nicht mehr demjenigen zur Zeit der Burschenschaft glich, von dem er in lebhafter Erzählung ein anschauliches Bild entwarf. Daß sein Freund Robert Wesselhöft in Weimar, für den er mir einen Empfehlungsbrief gab, in dem amtlichen Bericht über die burschenschaftlichen Untersuchungen ein „schrecklicher Hochverräther" genannt wird, erschreckte mich nicht. Ich hatte schon gelernt, die Tüchtigkeit und die Ehrenhaftigkeit eines Mannes nicht nach seinen politischen Ansichten zu schätzen.

Das lange entbehrte schöne Familienleben, reiche Kunstgenüsse und werthe neue Bekanntschaften machten das Leben in Düsseldorf sehr angenehm. Reizende Zeichnungen meiner Schwester Angelika, die ihr seltenes Talent für Arabesken und Ornamentik unter Adolf Schrödter's Leitung weiter ausgebildet hatte, regten mich nach langer Pause zu allerhand poetischen

Versuchen an. Meines Schwagers Bemerkung: „Kinder sind Bücher, in denen man nie genug lesen und in die man viel hineinlesen kann,“ war mir Bürgschaft für ein gesegnetes Gedeihen meiner ersten Nichte und meines ersten Neffen. Fleißig besuchte ich die Gemäldegallerie, wo damals eine ganze Reihe hervorragender Schöpfungen von Lessing, Bendemann, Achenbach, Schirmer, Steinbrück, Mügge und Anderen ausgestellt war, und wiederholt unter Bendemann's Führung die Ateliers der bedeutendsten Meister. Lessing's großartige „Hussitenpredigt“ und Bendemann's eben vollendete „Ernte“ fesselten mich am meisten. Jener, auf dessen Gestalten, er mochte malen, was es auch sei, ein düsterer Ernst und eine kräftige Würde ruht, schien mir die deutsche, Bendemann, der das Weiche, Gefällige bevorzugt, die orientalische Natur von ihrer poetischen Seite am glücklichsten darzustellen. — Auch an musikalischen Genüssen fehlte es nicht. In der Singakademie wurden Händel's „Jephta“ und „Samson“, sowie Mendelssohn's „Paulus“ vortrefflich aufgeführt, und da man einem Bekannten immer mit mehr Liebe entgegentritt, als einem Fremden, sprachen mich darin die Stücke, die ich schon wiederholt gehört, natürlich am meisten an. — Neukomm, der einst als musikalischer Galant in Paris geglänzt, die halbe Welt durchreist hatte und gerade von London kam, spielte Chöre aus dem „Messias“ und eigene Phantasien auf der Orgel in der Marktkirche und wiederholt im Hause meiner Schwester Clavier. Er schien mir jedoch mehr Theoretiker als ausübender Künstler zu sein und interessirte mich mehr durch die Erzählungen von seinen Reisen in Brasilien und Algier als durch sein Spiel. Am wohlthuendsten war der Verkehr in der musikalisch reichbegabten Familie des Präsidenten von Woringen, dessen jüngsten Sohn, meinen künftigen Schwager, Franz, der damals noch Privatdocent in Berlin war, ich dort näher kennen lernte und liebgewann. Zugleich mußte ich sein großes mimisches Talent bewundern, wenn er mit seinem ältesten Bruder, dem späteren Oberregierungsrath in Liegnitz, ein Duett aus dem „Figaro“ sang oder eigene Dichtungen vorlas. Auch der Musikdirector Rietz war ein gern gesehener Gast des Hauses. — Zu eigenthümlichen Betrachtungen über den Wechsel der Zeiten und Dinge gab mir bei einem Ausfluge nach Saarn eine Tabatière Anlaß, die der geniale Director der großen Gewehrfabrik, Herr Trenelle, ein geborener Franzose, von dem regierenden Könige Friedrich Wilhelm III. erhalten hatte, und in welcher er ein Stückchen verblichenes Seidenzeug bewahrte, das er einst als Feind vom Sessel Friedrich's des Großen aus Sanssouci mitgenommen hatte. Als

ich von dort und einem erfreulichen Besuch meines verehrten früheren Lehrers Landfermann, der inzwischen Director des Gymnasiums in Duisburg geworden war, nach Düsseldorf zurückkehrte, hatte ich Gelegenheit, einer Festvorstellung im Theater zu Ehren der Anwesenheit des Kronprinzen und einiger anderer preußischer Prinzen beizuwohnen, die mir, wenn ich nicht schon vorher ein paar Mustervorstellungen von Immermann inscenirter Stücke gesehen hätte, einen schlechten Begriff von seiner mit Recht gerühmten Begabung zum Intendanten beigebracht haben würden. Das von ihm gedichtete Festspiel: „Das Mädchen aus der Fremde," zu dem Rietz die Musik componirt hatte, war recht mäßig. Ein paar von den Künstlern arrangirte sehr hübsche lebende Bilder wurden durch das unzeitige Verschwinden des Vaters Rhein in einer Versenkung und durch das Herabstürzen der Thalia mit der Maske von einer Erhöhung beeinträchtigt. Calderon's in ziemlich roher Bearbeitung aufgeführter „Richter von Zalamea" war so unglücklich wie möglich gewählt, und die Darstellung ließ viel zu wünschen übrig.

Ein Besuch in dem für mich erinnerungsreichen Elberfeld auf dem Wege nach Jena schloß meine erfreuliche Herbstreise ab.

3. Studienzeit in Jena.

Bei meiner Ankunft in Jena stand mir eine unangenehme Ueberraschung bevor. Während früher die Universitätsgesetze vielleicht zu lax gehandhabt waren, war man jetzt ins entgegengesetzte Extrem gefallen. Man wollte mich ausweisen, weil ich in dem Glauben, daß ein Berliner Student die Präsumtion der Ungefährlichkeit für sich haben müsse, meine Zeugnisse über fleißigen Collegienbesuch für ausreichend gehalten und es versäumt hatte, mir ein besonderes Sittenzeugniß ausstellen zu lassen. Der Curator von Ziegesar erwirkte mir freundlich einen achttägigen Aufschub, und vor Ablauf dieser Frist vermochte ich das verlangte Zeugniß nachzuliefern.

Die Collegien hatten schon vorher begonnen. Des Geheimen Justizraths Martin Vorlesungen über Criminalrecht, an welche sich später die Bearbeitung einzelner Rechtsfälle und ein Examinatorium anschlossen, ließen über die Schärfe, die Klarheit und das praktische Geschick, welche ihn auszeichneten, eine gewisse Weitschweifigkeit vergessen, in die er häufig

verfiel. Durch den früheren hildburghausen'schen Minister Geheimrath Karl Ernst Schmid gewann ich lebhaftes Interesse für Staats- und Völkerrecht, das ich bis auf den heutigen Tag bewahrt habe. Sein Vortrag, dem er durch mit Vorliebe erzählte diplomatische Anecdoten und geschichtliche Beispiele Reiz zu geben verstand, war nicht sonderlich lebendig, regte jedoch immer zum Nachdenken und zum eigenen Studium an. Im juristischen Seminar bei dem späteren Oberappellationsgerichtsrath Danz vertrat ich mit Lust die Ansichten Savigny's. Mit allen Dreien trat ich bald auch in freundschaftlichen geselligen Verkehr. Martin sah es gerne, wenn man ihn besuchte und wissenschaftliche Fragen mit ihm besprach. Jeden Mittwoch Abend hatte er offenes Haus, wo sich die besten Elemente der Jenenser Gesellschaft trafen. Das Schmid'sche Haus war unbedingt das angenehmste, das ich überhaupt in meiner Studienzeit kennen gelernt habe. Die beiden Söhne Otto und Ernst, welche sich später im Dienst der Kirche und der Universität hervorgethan haben, waren meine werthen Studiengenossen, und die beiden anmuthigen Töchter zeichneten sich durch seltene Liebenswürdigkeit aus. „Fuchs" Danz — wie der Professor wegen seiner jugendlichen Frische genannt zu werden pflegte — war unverheirathet, hatte, obwohl fast neun Jahre älter, die Sprache und Sitten der Studenten noch nicht verlernt und war ein trefflicher Gesellschafter. Einige andere jüngere Docenten waren nicht minder lebenslustig und frei von aller Pedanterie. Eine hübsche, Jena eigenthümliche Einrichtung kam dem Verkehr mit ihnen zu Statten. Sämmtliche Professoren, Privatdocenten und Honoratioren der Stadt hatten sich vereinigt, alle vierzehn Tage am Sonntage in der „Rose" einen gemeinschaftlichen Ball zu geben. Jeder von ihnen brachte dazu seine Damen und zwei oder drei Studenten mit, die ihnen empfohlen waren oder eine Privatvorlesung bei ihnen hörten. Natürlich war die Zahl der Herren weit größer als diejenige der Damen; aber wer sich nicht am Tanz betheiligte, fand im Nebenzimmer, wo die Aelteren Karten spielten, Schachbretter und Gelegenheit zu lebhafter Unterhaltung, die nach dem gemeinsamen einfachen Souper und namentlich nach dem Schlusse des Balles bei einer Cigarre und einem Glase Punsch oft bis zu später Stunde fortgesetzt wurde. Für mich bedurfte es nur der näheren Bekanntschaft mit einigen mein Interesse erregenden jungen Damen, um mein früheres Vorurtheil gegen alles Tanzen rasch schwinden zu machen.

Auf diesen allgemein beliebten „Rosenbällen" wurde ich auch zuerst mit den Freunden bekannt, die mehr als alles Andere dazu beigetragen haben, das Studienjahr in Jena zu meinem glücklichsten zu machen, und

von denen ich einige auch heute noch Freunde nennen darf. Es waren fast ausnahmslos hochbegabte strebsame Jünglinge, von denen denn auch die meisten im späteren Leben einen ehrenvollen Platz eingenommen haben. Zwei von ihnen, die mir besonders nahe standen, und deren ich noch öfter erwähnen werde, sind allerdings schon in den Jahren der besten Kraft abgerufen: der Hamburger Charles de Drusina mit dem goldenen Herzen und Freiherr Paul von Wangenheim, der geistreiche jüngste Sohn des bekannten württembergischen Staatsmannes, Ministers und Bundesgesandten, und Verfasser der Dramen „Strafford", „Marlowe" ꝛc.

Wir bildeten eine formlose Verbindung ohne geschriebene Statuten, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, ein reges wissenschaftliches, aber zugleich jugendlich frisches Studentenleben an die Stelle des etwas verkommenen zu setzen. Während wir die Collegien im Ganzen fleißig besuchten und häufig im kleineren oder größeren Kreise Disputationen hielten, bei denen dem jetzigen Geheimen Justizrath und Professor in Leipzig, Dr. Adolph Schmidt von Ilmenau, die Hauptrolle zufiel, versagten wir uns keine erlaubten Vergnügungen und Genüsse. Mit den Waffen in der Hand suchten wir uns die allgemeine Achtung der Studentenschaft zu erwerben und uns gleichzeitig durch gute gesellschaftliche Formen die freundlichste Aufnahme in dem Kreise der Professoren und aller Gebildeten zu sichern. Natürlich erregten wir manchmal auch Anstoß dadurch, daß wir uns öffentlich ebenso wie in unseren vier Wänden zeigten, mit Freimuth Allem entgegentraten, was uns mißfiel, und häufig gegen den Strom schwammen. Gerne ließen wir es uns gefallen, daß die liebenswürdige Schwester des hochgebildeten Buchhändlers Dr. Frommann und spätere Vertraute der Kaiserin Augusta, Fräulein Allwina, uns den Namen der „Uebermüthigen" beilegte und denselben in Umlauf brachte, während wir selbst und Andere uns nur — lucus a non lucendo — „die Couleur" zu nennen pflegten, obgleich wir keine Farben trugen. Die Corps der Thüringer und Franken suchten uns zu bewegen, uns gleichfalls als Corps zu constituiren. Wir lehnten das ab, besuchten jedoch gegenseitig bisweilen unsere Kneipabende und benutzten, je nach unseren Gegnern, bald die Waffen der Einen, bald die der Anderen. Mit der Burschenschaft als solcher unterhielten wir dagegen ihrer politischen Tendenzen wegen keinerlei Verkehr, was gelegentliches Zusammentreffen mit Einzelnen derselben, die uns gefielen, nicht ausschloß. Daß alle Jenenser Studenten sich unter einander dutzten, förderte rasches Bekanntwerden.

Unser Hauptquartier hatten wir in dem hübsch am sogenannten

Graben gelegenen großen Gebäude der „Wucherei" aufgeschlagen, wo Viele von uns wohnten, und wo auch ich mich im Sommersemester einquartierte. Dessen Terrasse und geräumige Vorhalle boten Platz für unsere täglichen Fechtübungen, und jeden Sonnabend Abend traf dort die gesammte Couleur in einem eigens dazu gemietheten größeren Zimmer zu einem fröhlichen Gelage zusammen, das durch ein herrliches Quartett und munteren Chorgesang noch gehoben ward. Ab und zu wurden auch bei dem Einen oder Andern classische Stücke mit vertheilten Rollen gelesen. Als wir einmal an einem sternklaren Decemberabend nachher noch einen Gang über den Graben machten und in einen eifrigen Dispüt über die oft behandelte thörichte Frage geriethen: ob Schiller oder Goethe der größere Dichter sei, genügte die Bemerkung eines der Freunde, daß diese Frage eigentlich nur in Weimar entschieden werden könne, vier von uns zu veranlassen, uns sofort dorthin zu Fuß auf den Weg zu machen. Der eigentliche Reisezweck ward natürlich bald vergessen, wenn wir auch Alles, was an die Dichterheroen erinnerte, aufmerksam besichtigten und nicht ohne Staunen vernahmen, daß, wenn einmal irgend ein unverständliches Gedicht circulire, noch damals gesagt werde, es sei gewiß von Goethe. Im Goethe-Hause vermochten wir freilich erst bei einem späteren Besuche, unter der freundlichen Führung des langjährigen Secretärs des Dichters, Kräuter, zu schwärmen. Nachdem wir Abends die Lortzing in ein paar hübschen Stücken bewundert und dann bis 2 Uhr Whist gespielt hatten, wanderten wir in heiterster Laune die Nacht hindurch nach Jena zurück und saßen um 8 Uhr Morgens wieder im Colleg beim alten Martin. Nous étions jeunes alors!

Wohlthuender noch und zugleich fördernder als solche Zusammenkünfte und Ausflüge war der vertraute Verkehr mit den nächsten Freunden. — L. O. Bröcker, der erst vor Kurzem sein Lehramt am Hamburger Johanneum niedergelegt hat, hatte sich mir am rascheſten angeschlossen, und wir waren bald so intim mit einander, daß ich ihm dankbar dafür war, wenn er mich auf manche Fehler — einen gewissen herrischen Ton, Eigenwilligkeit und die Neigung, meinen Neckereien eine malitiös klingende Pointe zu geben, — aufmerksam machte. Etwas Faustisches in seiner Natur zog mich sehr an. Weder seine ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen noch das Leben vermochten seinen Durst nach Erkenntniß zu stillen. Mir ist niemals Jemand vorgekommen, der es in gleicher Weise verstanden hätte, bei jedem Gespräch sofort einen bedeutenden Gegenstand aufs Tapet zu bringen. Ein Gedanke jagte bei ihm den

anderen. Er fühlte selbst, daß er für eine praktische Thätigkeit nicht geschaffen sei, und vermied es, sich mehr, als unumgänglich nöthig, mit den wirklichen Verhältnissen zu befassen, um nicht davon abhängig und von den ihm vorschwebenden, unerreichbaren Idealen abgelenkt zu werden. Er wollte die akademische Laufbahn ergreifen, stand im Begriff als Doctor zu promoviren, und wollte demnächst seine Geschichtsstudien in Heidelberg bei Schlosser fortsetzen. Um die kurz bemessene Zeit des Zusammenseins voll auszunutzen, ließen wir keinen Tag vorübergehen, ohne ein paar Stunden in lebhaftem Gedankentausch zu verbringen und, wenn das einmal nicht möglich war, begrüßten wir uns wenigstens schriftlich durch einige Verse. Beim Abschied ließ ich mir von ihm versprechen, daß er mich jedenfalls noch auf einige Tage in Langendorf bei Weißenfels besuchen wolle, wohin mich mein Onkel Große für die Osterferien eingeladen hatte. — Ehe ich dahin aufbrach, ward uns noch der Genuß, den ausgezeichneten Capellmeister Hummel in dem letzten Concert, in welchem er in Weimar mitwirkte, Phantasien über Melodien aus „Don Juan" und aus dem „Maurer und Schlosser" mit vollendeter Meisterschaft spielen zu hören. Bewundernswerth waren vor Allem die sanften und doch zugleich kühnen Uebergänge von einer Melodie zur anderen. Seine wohlbehagliche äußere Erscheinung ließ sein nahes Ende nicht voraussehen.

Ich hatte die lieben Verwandten, die ich seit meinem dritten Jahre nicht gesehen hatte, schon im Herbst 1835 aufgesucht, das letzte Weihnachtsfest mit ihnen gefeiert und freute mich jetzt um so mehr auf ein längeres Zusammensein mit ihnen, als seit Kurzem auch meine Mutter und jüngste Schwester in Langendorf waren. Der Onkel war ein prächtiger, offener Mann von großer Pflichttreue und unerschütterlichem Gottvertrauen, der sein Familienglück und alles Gute, was das Leben ihm bot, frohen und dankbaren Sinnes genoß und vielleicht gerade deshalb Ernst und Heiterkeit in seltener Weise in sich verband. Die Tante ergänzte ihn auf das Beste. Sie war eine sorgsame Mutter, leitete mit Umsicht und Geschick das große Hauswesen der Waisenanstalt, deren Director Große war, verstand es aber zugleich, sich immer ein paar Stunden für geistige Beschäftigung frei zu halten, an die sie von Jugend auf gewöhnt gewesen war. Beide hatten große Freude an der freundlichen Gegend und hatten, mit Hülfe der älteren Waisenknaben, nicht nur in dem ausgedehnten Garten das Erfreuliche mit dem Nützlichen vereinigt, sondern auch ein angrenzendes kleines Gehölz nach Ascheberger Art mit Wegen durchzogen, wodurch alle hübschen Aussichtspunkte leicht zugänglich

wurden. An angenehmem Umgang in der Nachbarschaft fehlte es gleichfalls nicht. Ich brauche nur einen einzigen Namen zu nennen. Bei Fanny Tarnow, welche sich nach dem Beispiel Müllner's, Friedrich's von Hardenberg (Novalis) und Luise Brachmann's das liebliche Weißenfels zum Aufenthalt gewählt hatte, lernte ich Luise von François kennen. Sie war damals unbeschreiblich schön und anmuthig, hatte in ihrem Wesen manche Aehnlichkeit mit meiner Schwester Angelika — mit der sie auch jetzt noch ab und zu einen Brief wechselt — und überragte ihre ganze Umgebung so sehr, daß sie mir viel mehr für das Leben an einem Hofe, als für eine so kleine Stadt zu passen schien. Daß die hochgeschätzte Verfasserin der „letzten Reckenburgerin", Falls sie jemals zur Feder griffe, ihre alternde Freundin, die Tarnow, weit hinter sich lassen würde, hätte schon damals nicht zweifelhaft sein können, wenn es vorauszusehen gewesen wäre.

Ich fühlte mich ungemein glücklich in dem gemüthlichen Familienleben in Langendorf, wo Arbeit und Genuß gleichmäßig zu ihrem Rechte kamen. Da wurde dasselbe ganz unerwartet in schreckhafter Weise unterbrochen. Während des erfreulichen Besuchs meines Freundes Dr. Bröcker wohnte ich mit ihm und den Meinigen einem Concerte und belebten Balle in der Weißenfelser Ressource bei. Dort benahm sich beim Tanze ein Lieutenant B., der erst seit wenigen Wochen die Epaulettes trug, so ungezogen gegen uns, daß ich mich zu der Bemerkung gemüßigt fand, sein Betragen sei eines Officiers und gebildeten Mannes unwürdig. Zwei mir bis dahin wenig bekannte Hallenser Studenten O. und E. traten sofort auf unsere Seite. Von den anwesenden Officieren schien nur einer die Scene bemerkt zu haben, und auf seine Veranlassung erklärte B. meinem Freunde entschuldigend, daß er ihn nicht habe beleidigen wollen. Mir wurde eine solche Erklärung nicht gemacht. Der Ball ging munter zu Ende und, da die Officiere am nächsten Tage nichts von sich hören ließen, begleitete ich Tags darauf Bröcker, der zunächst noch nach Hamburg wollte, bis Halle, wo ich zugleich den geistreichen und originellen Professor Leo zu begrüßen wünschte, den ich auf der Fahrt von Düsseldorf nach Jena im Postwagen kennen gelernt hatte. Dieser nahm mich mit großer Freundlichkeit auf und, so weit unsere Ansichten über manche Dinge auch auseinander gingen, lauschte ich doch mit Interesse seinen etwas boshaften Erzählungen von dem Hallenser Verbindungswesen, „dem Geschlechte der eingeborenen Kümmeltürken", und seinen scharfen Bemerkungen über „die größeren Demagogen", bei denen namentlich dem alten Turnvater Jahn die Ohren nicht gerade angenehm geklungen haben

werden. Kaum war ich nach Langendorf zurückgekehrt, als mir ein Officier eine Forderung B.'s wegen unseres Rencontre's in der Ressource und, zu meinem Staunen, auch eine solche für Bröcker brachte. Zur besonderen Genugthuung gereichte mir seine Erklärung, daß er und seine Kameraden das Benehmen des Lieutenants B. entschieden mißbilligten, das unsere durchaus gut hießen. Ich sprach den Wunsch aus, die Sache auch für meinen am Krankenbette seines Großvaters weilenden Freund abmachen zu dürfen, was angenommen wurde, und begab mich am Nachmittag des 11. April auf das Schloß von Weißenfels, wo die Sache ausgefochten werden sollte.

Die Forderung lautete auf einen Kampf mit gewöhnlichen Officiersdegen, ohne Hemd, Binden und Bandagen, bis sechs blutige Wunden erfolgt seien. Nur ein Pulstuch, eine kleine Cravatte und Mütze sollten getragen werden. Die Schärfe der Forderung entsprach ganz meinen Ansichten vom Duell, das ich zwar für unentbehrlich, aber doch an sich für ein Uebel hielt, welches sich nicht besser als durch eine Verschärfung der Bedingungen bekämpfen lasse. Das in Kiel übliche Schlägerduell war mir wie eine angenehm aufregende Spielerei erschienen. In Berlin hatte ich nur als Secundant bei einem Pistollenduell fungirt und die Freude gehabt, noch vor dem Kugelwechsel auf der Wahlstatt eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Bei dem einzigen Duell auf Stoßdegen (Parisiens), welches ich bis dahin in Jena gehabt hatte, war kein Blut geflossen. Zwei tödtliche Verwundungen, welche dort im Februar innerhalb dreier Tage vorgekommen waren und den Anlaß dazu boten, daß die Corps den üblichen Stoß- durch den Hieb-Comment zu ersetzen suchten, ließen mich jedoch glauben, daß jeder solche Zweikampf noch ungleich gefährlicher sei, als der mir bevorstehende. Studiosus O. hatte sich freundlich erboten, mir zu secundiren; ein liebenswürdiger junger Referendar, der Sohn eines Berliner Hofpredigers, war mein Zeuge. Von den Officieren, die meinem Gegner zur Seite standen, will ich nur dessen ehrenwerthen Secundanten, den damaligen Premierlieutenant von Sperling, nennen, weil er der Einzige ist, von dem ich mit Bestimmtheit weiß, daß er, nachdem er sich im letzten Kriege als Generalmajor und Chef des Generalstabs des Generals von Göben ausgezeichnet hat, nicht mehr unter den Lebenden ist.

Ich bemerkte sofort, daß ich meinem Gegner weit überlegen sei, und nahm, um einer Untersuchung vorzubeugen, nicht sein Gesicht, sondern seine Brust zum Zielpunkt. In wenigen Minuten brachte ich ihm vier

stark blutende Wunden bei. Im fünften Gange traf ihn mein Hieb — eine untere Quart — unmittelbar unter der Brustwarze zwischen zwei Rippen. Von Sperling fing den Zusammenbrechenden auf. Aus der einen Finger langen Wunde strömte Luft aus, und sie begann erst heftig zu bluten, als V. sofort zur Ader gelassen wurde. Als ich ihm, nachdem ich die mir angebotene Satisfaction angenommen hatte, die Hand reichte, vermochte er die seinige nur mit fremder Hülfe zu heben. Wir waren alle aufs Aeußerste erschrocken und nicht in der Stimmung, uns zu der von den sich musterhaft benehmenden Officieren in einem Nebenzimmer arrangirten Collation hinzusetzen. In einem nahen Hause wartete ich mit meinen beiden Begleitern den Ausspruch der rasch herbeigerufenen weiteren Aerzte ab. Die Botschaft: die drei Aerzte fürchteten, daß V. nur noch wenige Stunden zu leben haben werde, weshalb dessen Kameraden mich bitten ließen, sofort abzureisen, um, wenn möglich, eine Untersuchung zu verhüten, erschütterte mich aufs Tiefste. Der Gedanke, wegen einer solchen nichtigen Ursache ein Menschenleben auf meinem Gewissen zu haben, war zu entsetzlich. Ich würde auch jetzt noch nicht ruhig darüber schreiben können, wenn ich den Lieutenant V. nicht ein Jahr später kräftiger, frischer und nach Aller Zeugniß liebenswürdiger als je zuvor wiedergesehen hätte.

Ich brauche nicht zu schildern, wie meine Angehörigen mit mir litten. Meine Mutter, welche aus den wiederholten Besuchen von Officieren geschlossen hatte, daß ich zu einem Duell nach der Stadt gegangen sei, aber als tapfere Frau dazu geschwiegen hatte, sank halb ohnmächtig in meine Arme, als ich ihr den traurigen Ausgang berichtete, und ich mußte sie in ihr Zimmer tragen. Auf die nächtliche Rückfahrt nach Jena gab mir der Onkel seinen Hauslehrer zum Begleiter mit. Begreiflicher Weise kam kein Schlummer in meine Augen. Auch der Zuspruch des treuen de Drusina und der wenigen anderen in Jena zurückgebliebenen Freunde vermochte mich nicht zu beruhigen. Der Versuch, meine trüben Gedanken durch angestrengtes Arbeiten niederzukämpfen, war gleichfalls vergebens, obwohl die mir täglich zukommenden Krankenberichte mehr und mehr meine Hoffnung auf V.'s Genesung belebten. Da brachte mir an einem schönen Sonntag Morgen ein Bote meiner Mutter die beseligende Nachricht: „Er ist außer Gefahr, komme bald!“ Noch an demselben Abend war ich in glücklichster Stimmung wieder mit meinen Lieben vereinigt. Die Sache war jetzt allgemein ruchbar, und es freute mich, nicht nur bei bekannten und unbekannten Civilisten, sondern auch bei den Officieren freundliches Entgegenkommen zu finden. Gern hörte ich auch, daß dem

Bataillons=Commandeur, von dem man sogar wissen wollte, daß er selbst die Waffen zum Duell hergeliehen habe, die seinem jüngsten Kameraden ertheilte Lehre nicht unangenehm gewesen sei, und er die Einleitung einer Untersuchung zu verhindern gewußt habe. Als ich zum Beginn der Vorlesungen nach Jena zurückkehrte, erfuhr ich, daß auch dort mein ernstes Abenteuer in weiteren Kreisen bekannt geworden war. Die Professoren Wolff und Francke hatten sogar, obgleich ich sie nur wenig kannte, Vorsorge getroffen, mich im Fall einer Untersuchung und preußischen Requisition rechtzeitig davon zu benachrichtigen und mir wenn möglich einen Paß zu verschaffen.

Hatte das Leben in Jena schon während des Winters gar viel des Erfreulichen gebracht, so war das in der guten Jahreszeit, die zum Genuß der hübschen Gegend einlud, in noch reicherem Maße der Fall. Ueber die Kahlheit der umliegenden schön geformten Berge trösteten wir uns leicht mit Goethe's witziger Bemerkung gegen eine Dame: „Möchten Sie den Apoll von Belvedere in Pantalons sehen?“ Im freundlichen Rauhthale und an einigen anderen Punkten fehlten übrigens auch die grünen Buchen nicht. Natürlich wurde das Schlachtfeld von 1806 auf dem Landgrafenberg bis zum Napoleonsstein durchwandert. In dem reizenden Dornburg, wo Sonntags das Landvolk im Schatten einer großen Linde zu fröhlichem Tanze vereinigt war, ließen wir uns gerne von einem hübschen Bauernmädchen den Bierkrug kredenzen und wirbelten dann munter mit im Kreise herum. — Um uns für die uns unausgesetzt bereiteten Freuden zu revanchiren, arrangirte die „Couleur“, welche jetzt 17 Glieder zählte, selbst ein ländliches Ballfest für Professoren und Honoratioren auf der Triesnitz. Die Blumen dazu und der Wein wurden in vergnüglicher Fahrt aus Weimar geholt, und die wohlgelungene Festlichkeit machte noch lange von sich sprechen. — Ein zweitägiger Besuch meiner Lieben aus Langendorf, die mich an meinem Geburtstage überraschten, gehört zu meinen liebsten Erinnerungen. Auch sie waren von Jena und seiner Umgebung entzückt. Besondere Freude hatten meine Schwester und die Cousinen daran, als sie von meiner freundlichen Wohnung aus den Fechtübungen meiner Genossen zusehen und deren schönem Gesang lauschen konnten. — Ein Ereigniß war es auch, als der Musikdirektor Löwe aus Stettin im Sommer ein Concert gab. Professor O. L. B. Wolff improvisirte, ungestört durch das laute Plaudern der Zuhörer, eine Ballade über das ihm von dem Minister von Wangenheim gestellte Thema „Arnold von Winkelried“, die Löwe dann sofort ex tempore componirte

und unter stürmischem Beifall sang. Jeder Improvisator läuft Gefahr, daß die Gedanken, welche er zum Ausdruck bringen will, darunter leiden, daß ihm die Sprache im vollsten Maße zu Gebote steht, zumal wenn es sich um einen schon so oft besungenen Gegenstand handelt. Goethe hat Wolff nach Eckermann's Gesprächen den Vorwurf gemacht, daß er nicht objectiv genug sei und sich zu sehr in Allgemeinheiten bewege. Das zeigte sich auch damals. Desto größere Bewunderung verdiente Löwe, der beim Gesang durch den Ausdruck ersetzte, was ihm an Stimmmitteln fehlte. Seinem herrlichen „Erlkönig" konnte der „Arnold von Winkelried" allerdings nicht zur Seite gestellt werden.

Der Minister Freiherr von Wangenheim, dessen ich eben gedachte, war um seines Sohnes, meines Freundes Paul, willen nach Jena gezogen. Er war einst von dort als Student in perpetuum (auf ewige Zeiten) relegirt, so daß er zur Rückkehr nach der den Herzoglich Sächsischen Regierungen gemeinsamen Universität der besonderen Erlaubniß derselben bedurft hatte, obgleich er längst die Großkreuze ihrer Orden trug. Er war ein ungemein geist- und kenntnißreicher Mann. Es war eine Freude, seinen Auseinandersetzungen und Urtheilen über den Bundestag und seinen Bemerkungen über den Gegensatz Rückert's und Uhland's in Politik und Poesie zu lauschen, ihn die Gedichte vorlesen zu hören, welche der Letztere, der ihn, aller politischen Differenzen ungeachtet, als Ehrenmann hochschätzte, an ihn gerichtet hatte, oder nationalökonomische Fragen mit ihm zu discutiren. Durch seine Gemahlin, die interessant aus ihrem bewegten Leben zu erzählen wußte und sich durch ein seltenes Namengedächtniß auszeichnete, seine Tochter Fanny und die Braut seines ältesten Sohnes (des jetzigen Geheimen Oberregierungsraths im preußischen Staatsministerium), Freiin Marie von Aichner, wurde das Wangenheim'sche Haus noch anziehender. Ich wurde in diesem Kreise, mit welchem das Schmid'sche und Martin'sche Haus an Gastlichkeit wetteiferten, oft an das Wort Hauff's erinnert: die Norddeutschen hätten nur die Thüre aufzumachen, die Süddeutschen aber machten das Herz auf.

Meinem „tapferen Kampfgefährten" Paul von Wangenheim, von dem de Drusina sagte, daß er den alten Satz: „ars longa, vita brevis" (die Kunst ist lang, das Leben kurz) mit: „das jus ist langweilig, das Leben kurzweilig" übersetze, und mir fiel der Hauptheil der Aufgabe zu, die Couleur der übrigen Studentenschaft gegenüber zu vertreten. Obwohl wir keinen Streit suchten, mußten wir doch ziemlich oft den Schläger oder Parisien in die Hand nehmen. Als ich einmal Wangenheim zu

solchem Kampf nach Wöllnitz begleitete, sahen wir den stud. jur. Adolph von Trütschler — der 13 Jahre später (am 13. August 1849) wegen Betheiligung am badischen Aufstand in Mannheim kriegsrechtlich erschossen ward — durch seine Geistesgegenwart als Secundant ein Menschenleben retten. Außer Stande, den Stoß des neben ihm stehenden Gegners seines Freundes, welcher diesen durchbohrt haben würde, rechtzeitig auszuheben, warf er sich und den Stoßenden mit kräftigem Arm rückwärts zu Boden und entschuldigte sich dann mit höflicher Verbeugung damit, daß er auf dem glatten Rasen ausgeglitten sei. Niemand wurde durch diese Entschuldigung getäuscht, aber ein Jeder billigte das angewandte geniale Mittel. — Von Trütschler war der einzige Jenenser Burschenschafter, welcher mir und meinen Freunden durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, reiche Begabung, schöne juristische Kenntnisse und sein ansprechendes Aeußere sehr sympathisch war. Daß er, der Abkömmling eines der ältesten und reichsten sächsischen Adelsgeschlechter, zum Märtyrer für seine politischen Ueberzeugungen ward, habe ich immer als einen Beweis für die Ehrenhaftigkeit seines Charakters angesehen. Er hatte gelobt, Gut und Blut für die von der Frankfurter Nationalversammlung, deren Mitglied er war, beschlossene Reichsverfassung einzusetzen. Er glaubte deshalb die Wahl zum Commissär der revolutionären Regierung für die Pfalz nicht ablehnen zu dürfen, nachdem das Stuttgarter Rumpfparlament (am 11. April 1849) beschlossen hatte, an der Verfassung fest zu halten. Man mag das immerhin eine starke Verirrung nennen; nicht zweifelhaft ist mir, daß er zu den edelsten Opfern einer verunglückten großen Idee gehörte.

Der einen Augenblick ernst erscheinende Ausgang eines Duells auf Parisiens, zu dem ich ohne das geringste eigene Verschulden genöthigt ward, ließ mich auch mit dem Jenenser Carcer Bekanntschaft machen. Niemand von uns hatte gewußt, daß mein Gegner G., der mich, ohne daß wir jemals ein Wort gewechselt hatten, nur aus Scheu vor seinen beiden etwas berauschten Kameraden hatte fordern lassen, schon früher ein paar Mal Blut gespieen hatte. Als sich dies nun bei einer nicht sehr tiefen Brustwunde, die ich ihm beibrachte, gleich wiederholte, fürchtete man, daß seine Lunge durch den Stoß verletzt sei, und es kam zur Untersuchung. Da ich mich bei einem Krankenbesuch, den ich G. machte, rasch überzeugte, daß er ein ganz netter Mensch und im Grunde fast ebenso unschuldig an der Sache sei, wie ich selbst, gab ich, um ihn nicht der Gefahr auszusetzen, seine Stipendien zu verlieren, mich als Herausforderer an und

wurde deshalb zu dreiwöchigem, G. zu vierzehntägigem Carcer und Einzeichnung in das Strafbuch verurtheilt. Von einer wirklichen Haft war allerdings nur während der ersten drei Tage die Rede. Vom vierten Tage an durfte ich wieder die Collegia besuchen und nachher noch ein paar Stunden mit den Freunden verkehren und spazieren gehen. Fast jeden Abend hatte ich den Besuch von Zweien und bisweilen, mit Connivenz des Carcerwärters, sogar von Mehreren. Ja, der akademische Senat gestattete mir sogar, meine Strafzeit acht Tage lang zu unterbrechen, um an einer Familienbesprechung und der Feier des Geburtstages des Königs von Preußen theilzunehmen, wozu mein Onkel mich nach Langendorf eingeladen hatte.

Auf dem Wege dorthin hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, in wie tiefe Kreise hinein die burschenschaftlichen Untersuchungen Trauer und Kummer gebracht hatten. Als ich mir in einer Kirschhüterhütte bei Plotha einige Früchte kaufte, erzählte mir die Bäuerin, die den Studenten in mir erkannte, daß ein naher Angehöriger von ihr aus dem Dorfe, der Theologie studirt und ein schwarz=roth=gelbes Band getragen habe, vor zwei Jahren wegen Theilnahme an einer Verbindung in Untersuchung gezogen nnd seitdem verschollen sei. Seine Mutter sieche jetzt in stiller Verzweiflung hin, weil sie fürchte, daß ihr Sohn zu den 20 oder 30 jungen Leuten gehöre, die, wie man allgemein annehme, erschossen seien. Ihre Freude bei meiner positiven Versicherung, daß kein einziges der 39 vom Kammergericht gesprochenen Todesurtheile vollzogen sei, hatte etwas Rührendes. Eilig entsandte sie ihr Söhnchen zum Dorf, um der tief gebeugten Frau diese frohe Botschaft zu bringen. — Während der erfreulichen Tage im Kreise meiner Lieben erlebte ich das großartige Schauspiel eines Wolkenbruchs bei fürchterlichem Gewitter. Im Nu schwoll der aus dem Zorberthal kommende spärliche Bach zu einem gewaltigen Waldstrome an, der Brücken, Geländer und Dämme fortriß und durch seine Verwüstungen solchen Schrecken verbreitete, daß sich sogar ein Bauer in der Verzweiflung erhängte. Nach wenigen Stunden floß das Gewässer wieder in seinem früheren Bette.

Bei meiner Rückkehr nach Jena hatte G. seine Strafzeit bereits abgesessen. Ich habe ihn viele Jahre später wesentlich kräftiger noch einmal in Gotha wiedergesehen. Nach vierzehn Tagen erhielt auch ich meine Freiheit wieder. Nur der Gedanke, nicht hinaus zu können, wann ich wollte, hatte mir die Gefangenschaft ein paar Mal drückend gemacht; aber ich hatte in derselben, so viele Beweise von Anhänglichkeit mir die Freunde auch gaben,

die Einsamkeit wieder lieb gewonnen, fleißig gearbeitet und manche Stunden, theils mit ernsten Gedanken beschäftigt, theils wachenden Auges träumend, angenehm verbracht. Ehe ich das Carcer verließ, besah ich noch einmal eine der interessantesten Merkwürdigkeiten Jena's, welche, wenig beachtet, dasselbe Gebäude birgt. In einem früher gleichfalls als Gefängniß benutzten Zimmer hat ein künstlerisch reich begabter Schweizer, stud. Distel, 1822 die Wände mit zwei köstlichen Caricaturen in Kohlenzeichnung geschmückt. Sie stellen „Marius auf den Trümmern Carthago's eine Pfeife rauchend" und „den Raub der Sabinerinnen" dar. Der gefeierte Großherzog Carl August hat wohl daran gethan, daß er, den großen Kunstwerth dieser Zeichnungen erkennend, das Zimmer schließen ließ, um sie vor der Gefahr zu schützen, daß spätere Incarcerirte sich nicht blos durch Verse im „Fremdenbuch", sondern auch durch Inschriften auf diesen geweihten Wänden zu verewigen suchen.

Wie viel ließe sich noch von den Eigenthümlichkeiten des damaligen Jena erzählen; von den mittelalterlichen Solemnitäten bei einer Preisvertheilung in der Aula; von den zierlichen lateinischen Reden bei der Doctor-Promotion eines werthen Freundes; von der Unsitte mancher Studenten, am hellen Tage in Schlafrock und Pantoffeln über die Straße und sogar ins Colleg zu gehen; von einem auf dem offenen Eichplatze von den Corps abgehaltenen Commers; von dem bunten Gewoge beim Jahrmarkt, wo von gaffendem Landvolk umringte Studenten zwischen den Buden ihre Fechtübungen abhielten; von den Bergfeuern am 18. October und von den von Goethe verherrlichten Johannisfeuern. Das alles spielt zwar in meinen Jenenser Erinnerungen ebenso seine Rolle, wie mancher Ausflug in die reizende Umgegend, eine fröhliche Zusammenkunft mit Hallenser Studenten auf der Rudelsburg, die zur Kritik herausfordernde Persönlichkeit einzelner Docenten, bei denen ich Vorlesungen hörte oder hospitirte, und der zugleich freie und feine Umgangston in den befreundeten geselligen Kreisen; — aber ich darf mich ja nicht darüber täuschen, daß nicht Alles, was mir von meinen Erlebnissen interessant geblieben ist, dies auch für die heutige Zeit und für ein größeres Publicum sein werde.

Unter Menschen, die sich nicht vergessen wollen, erscheint Abschiednehmen unnöthig, und dennoch hat das wehmüthige Gefühl, mit dem wir scheidend einem Freunde vielleicht zum letzten Male die Hand drücken, einen Reiz, auf den wir nicht verzichten möchten. Das empfanden auch ich und meine trauten Genossen, als wir Anfang September am Vorabend der Trennung noch einmal alle vereinigt waren. Zu lauter Fröhlichkeit

war Keiner aufgelegt; aber die gegenseitige Zuneigung und ein gewisser Idealismus, welche unserer Verbindung ihren Werth gegeben und verhütet hatten, daß die geistige Regsamkeit und das wissenschaftliche Streben unter den vielfachen Zerstreuungen Einbuße litten, machten sich von Neuem bei Allen geltend. Herzlich und nicht ohne Wehmuth war auch der Abschied von den befreundeten Familien.

Es würde mir noch viel schwerer geworden sein, von Jena zu scheiden, wenn mich nicht meine Mutter und Schwester, die nach Düsseldorf zurückkehren wollten, mit dem väterlichen Freunde Dr. Balemann, der zum Universitätsjubiläum nach Göttingen ging, zu einer vielversprechenden Reise abgeholt hätten. Wieder lernte ich einen schönen Theil des Vaterlandes kennen. Durch das Saale-, das romantische Schwarza- und das hübsche Lichtethal nahmen wir unseren Weg über Rudolstadt, Schwarzburg und Coburg zunächst nach Bamberg. Dort konnte ich in der soeben restaurirten Domkirche zum ersten Mal ein großartiges Bauwerk aus der Uebergangsperiode vom romanischen zum gothischen Baustyl bewundern und der begonnenen Umgestaltung des einen Regnitz-Arms zum Main-Donaukanal zusehen. Die übertriebene Pracht der ehemaligen Cistercienser-Abtei in Ebrach ließ deutlich erkennen, wie weit der Orden im Laufe der Jahrhunderte von seiner ursprünglichen strengen Regel abgewichen war. Würzburg erschien mir durch seine Lage und vielen Merkwürdigkeiten als eine der reizendsten Städte, welche ich gesehen hatte. Bis dahin war die Reise wie eine sonnige Spazierfahrt verlaufen. Nun bezog sich der Himmel, und wenn die bayrischen Postillione in ihren hübschen hellblauen Uniformen mit Weiß und Silber und flatterndem Federbusch sich nicht als eben so gute Rosselenker bewährt hätten, wie sie durch die geschickte Behandlung ihres Horns die Reiselust zu erhöhen verstanden, so würde uns schon auf einer der ersten Stationen ein böser Unfall betroffen haben. An einer dicht neben einem Abgrund hinführenden ziemlich steilen Stelle der Straße brach die Deichsel des Wagens; doch kamen wir mit dem Schrecken davon, und in der Gestalt eines Oberförsters erschien bald ein rettender Engel, der die Mutter und Balemann bis zur nächsten Station mitnahm. Angelika und ich legten die zweistündige Strecke in strömendem Regen zu Fuß zurück, und so brach die Nacht herein, ehe der Schaden reparirt war und wir, statt nach Frankfurt, über den sagenreichen Spessart wenigstens nach Aschaffenburg gelangten. Trotz solchen damals nicht seltenen Mißgeschicks, sehne ich mich in der heutigen Zeit der Eisenbahnen in

schönen Gegenden noch oft nach der früheren langsameren Beförderung im eigenen Wagen mit Extrapostpferden.

In Frankfurt war mir vor Allem ein abermaliger Besuch bei unserem Bundestagsgesandten, Freiherrn von Pechlin, interessant. Er wollte nur den König-Herzog als Repräsentanten des Volks gelten lassen, betrachtete die Landstände lediglich als eine Versammlung von Männern, deren individuelle Meinung der Landesherr zu vernehmen wünsche, und verglich sie mit dem Bundestage! Als Balemann einer freisinnigen Ansicht erwähnte, bemerkte er: „Die brauche ich nicht auszusprechen, denn dafür werde ich nicht bezahlt."

Nachdem wir meine Lieben in Mainz an das Dampfschiff geleitet hatten, begleitete ich Balemann nach Göttingen. Leider waren, weil wir uns an allen beachtenswerthen Punkten zu lange aufgehalten hatten, die eigentlichen Jubeltage schon vorüber, als wir dort eintrafen. Aber die Stadt war noch voll von bedeutenden Männern und befreundeten Commilitonen. Im gastlichen Dahlmann'schen Hause lernte ich u. A. den Kanzler von Müller aus Weimar und Lachmann aus Berlin kennen, der soeben zum Ehrendoctor der Theologie und der Rechte creirt war. Viel interessante Einzelheiten wurden von dem kurzen Besuche erzählt, welchen der König Ernst August am Hauptfesttage der Stadt gemacht hatte. Sein berüchtigtes Patent vom 5. Juli 1837: daß das hannover'sche Staatsgrundgesetz von 1833 weder dem Bedürfnisse des Landes entspreche, noch für ihn rechtsverbindlich sei, weil seine Genehmigung dazu nicht eingeholt worden, hatte seine Schatten vorausgeworfen. Nur den „constitutionellen König" oder „den König und die Constitution" hatte man leben lassen und dadurch Se. Majestät in der angenommenen steifen und stummen Haltung bestärkt. Der allseitig gefeierte Alexander von Humboldt war noch populärer dadurch geworden, daß er, wie Unterrichtete wissen wollten, dem Könige ernste Worte über und gegen das Patent gesagt und ihm die Amnestirung der Göttinger politischen Gefangenen von 1831 empfohlen hatte. Ehe drei Monate verflossen, sollte ich Augenzeuge der ersten Folgen des hannover'schen Staatsstreiches werden.

Die Zeit bis zum Beginn der Vorlesungen wollte ich benutzen, um noch einmal nach Jena zurückzukehren und dort der Hochzeit der liebenswürdigen Marie Schmid mit dem jungen Privatdocenten und später als Gynäkologe berühmt gewordenen Geheimen Medicinalrath Dr. Martin beizuwohnen, wozu ich freundlich eingeladen war. Auf dem Wege dorthin wünschte ich meinen lieben Jenenser Freund, den jetzigen Superintendenten

in Holzminden, Bernhard Bank, mit dem ich manche theologische Frage discutirt und unvergeßliche frohe Stunden verlebt hatte, in Wolfenbüttel zu besuchen. Gern folgte ich der Aufforderung des immer gütigen Valemann, ihn mit Wilhelm Mau, welcher schon im Sommer in Göttingen studirt hatte, bis dahin zu begleiten. — Bank's Mutter, deren Züge noch von früherer Schönheit zeugten, nahm, wie jede gute Mutter, die Freunde ihres Sohnes mit wahrer Herzlichkeit auf. Sein Vater, Generalsuperintendent des Herzogthums und Abt von Michaelstein, ein ehrwürdiger und in seiner äußeren Erscheinung vornehmer Mann, war nicht minder freundlich. Einen besonders angenehmen Eindruck machte es, wie er in der belebten und belehrenden Unterhaltung jeder Sache eine gute Seite abzugewinnen wußte. Er würde eben so gut eine witzige Abhandlung über das ihm beschiedene Glück, kurzsichtig zu sein, zu schreiben vermocht haben, wie Jean Paul über das Glück, auf dem linken Ohre taub zu sein. Die unglückliche Philosophie des Pessimismus zählte damals freilich erst wenig Anhänger.

Nach einem frohen Tage in dem gastlichen Hause durchwanderten Mau und ich einen Theil des Harzes. Ich schweige davon um so mehr, weil die hundertmal großartigere Mammuthhöhle in Kentucky, in der ich 1860 mehr als 30 englische Meilen zu Fuß und zu Wasser zurücklegte, und von der ich vielleicht ein anderes Mal erzähle, sogar meine Erinnerung an die Baumannshöhle fast verwischt hat. Auf der Höhe des Kyffhäusers, und in den weitläufigen Ruinen der alten, sich kunstvoll an die Felsen anschließenden Kaiserburg schwärmten wir in Gedanken an die nach Rückert's bekannter schöner Dichtung an diesen Berg geknüpfte Sage von Kaiser Rothbart, und in dem Wunsche, das Vaterland unter einem neuen Kaiser geeinigt zu sehen und zu dessen Wohl mitwirken zu können. Spätere historische Forschungen haben ergeben, daß der ursprüngliche Held der Kaisersage keineswegs der alte Barbarossa, sondern dessen Enkel Friedrich II. ist, der Kyffhäuser erst mehr als 200 Jahre nach dem Auftauchen der Sage als Aufenthaltsort des Kaisers genannt wird, und diese im Laufe der Jahre viele Umgestaltungen erfahren hat. Als ich im December 1870 das Glück hatte, an der Reichstagsdeputation theilzunehmen, welche König Wilhelm von Preußen in Versailles ehrfurchtsvoll die Bitte vortrug, die ihm von den deutschen Fürsten und freien Städten angetragene Kaiserkrone anzunehmen, mußte ich unwillkürlich meiner jugendlichen Träumereien auf dem Kyffhäuser gedenken, die nun verwirklicht wurden. Das Resultat der neueren Forschungen lernte ich erst später kennen.

Mein Reisegefährte hatte sich beim Abstieg vom Berge den Fuß verletzt, und wir mußten unseren Weg durch die goldene Au in einem ärmlichen Bauernwagen fortsetzen. So gelangten wir nach Freiburg an der Unstrut. Dort begegnete uns auf dem Markt der alte Jahn und redete uns an. Im altdeutschen Rock mit weit überschlagendem Kragen und mit langem weißgrauem Bart stand diese Ruine der Deutschthümelei vor uns. Statt des kräftigen lakonischen Turners, wie ich ihn mir, trotz Leo's Spöttereien, vorgestellt hatte, fand ich einen geschwätzigen und neugierigen Alten, der in seinen Worten mehr auf das eigene Ich hinwies, als seine Leistungen entschuldigen konnten. Einen besonders unangenehmen Eindruck machte es, als er, durch keine Bemerkung dazu provocirt, seine Versetzung von der holsteinischen Grenze nach Mainz im Freiheitskriege — die gewöhnlich ganz anders besprochen wird — damit zu erklären suchte, daß er nicht an einem Bürgerkriege habe theilnehmen, sondern nur gegen die Franzosen habe kämpfen wollen. Der Rest von Pietät für den unschuldig Verfolgten erlitt einen gewaltigen Stoß, und wir machten uns bald von ihm frei.

Die Nachricht, daß die seit 1834 im Bau begriffene Eisenbahn nach Dresden seit Kurzem von Leipzig aus auf einer Strecke von drei Stunden befahren werde, lockte uns auch dorthin. Seit am 15. September 1830 zum ersten Mal in der Welt ein Bahnzug mit Personenbeförderung und einer von George Stephenson erbauten Locomotive von Liverpool nach Manchester gegangen war, hatte ich den lebhaften Wunsch gehegt, durch eigene Anschauung eine klarere Vorstellung von einer Erfindung zu erhalten, deren ungeheuere umgestaltende Wirkung auf Handel, Verkehr, ja auf die ganze Culturentwicklung man damals freilich nur ahnen konnte. Als ich diesen Wunsch jetzt erfüllt sah, frappirte mich am meisten, daß alle der Bahn nahe liegenden Gegenstände rasch zurückzufliegen, alle entfernteren dem Dampfwagen im Fluge zu folgen schienen, während ich mir doch sagen mußte, daß in Wirklichkeit Alles von Nah und Fern der Bahn zueilen und das Nahe am wenigsten zurückbleiben werde.

Zur Feier der Hochzeit im Schmid'schen Hause sollte, außer ein paar Festspielen, auch „Pyramus und Thisbe" aus dem „Sommernachtstraum" aufgeführt werden. Ich war nach durchfahrener Nacht erst am Morgen in Jena angelangt und wollte am Nachmittage bei Drusina der Hauptprobe dieser Aufführung beiwohnen, als unser Freund, der jetzige Geheimrath und Professor in München Dr. von Planck, erklärte, daß er unmöglich mitspielen könne. Man drang in mich, statt seiner die Rolle des Pyramus

zu übernehmen. Seit ich als vierzehnjähriger Knabe in einem meergrünen brokatenen Reifrock von Großmutter Schleiden in der Titelrolle von Körner's „Gouvernante" mein Debüt auf den Brettern gemacht hatte, welche die Welt bedeuten, hatte ich nur ein paar Mal in kleinen Gelegenheitsstücken mitgewirkt. Dennoch gab ich den Bitten nach, damit nicht das Ganze scheitere. Außer Stande, die Rolle noch bis zum Abend vollständig zu lernen, verließ ich mich aufs Improvisiren und auf die Geistesgegenwart meiner Thisbe (de Drusina's), da uns Beiden Knüttelverse damals sehr geläufig waren. Die culotte und der chapeau de cour des alten Martin, ein mit goldenem Halbmond besticktes rothseidenes Wams und ein spanischer Mantel bildeten mein Costüme; Thisbe trug einen Ballanzug der Frau von Wangenheim. Ein köstlicher Prolog, womit deren Sohn Paul als „tragischer Musensohn" die Vorstellung einleitete, versetzte das zahlreiche Publicum in die glücklichste Stimmung. Die Aufführung selbst gelang durch unseren Freimuth und unsere Improvisationen so über Erwarten gut, daß der Minister von Wangenheim Drusina und mir das etwas zweideutige Compliment machte, „wir möchten, wenn sonst nichts aus uns werden sollte, aufs Theater gehen", — worauf wir nicht wenig stolz waren. Niemand von der Gesellschaft hatte erfahren, daß ich angekommen sei; nun wurde ich mit um so größerer Herzlichkeit willkommen geheißen, und der Ball, mit welchem der festliche Abend schloß, war wohl der froheste, den ich jemals mitgemacht habe.

Nach einer Reihe schöner Festtage mußte der Schmerz des Abschieds von so vielen lieben Menschen und von Jena noch einmal durchgemacht werden. Den hochverehrten Geheimrath Schmid und seine mir vor Allen theuere jüngere Tochter Anna, die schon sieben Jahre später als Professorin Luden starb, sowie den alten Martin, der mir noch freundlich eine Empfehlung an seinen Göttinger Collegen Hofrath Bergmann mitgab, habe ich niemals wieder gesehen. Aber es ist mir vergönnt gewesen, auch an der Hochzeit des ältesten Sohnes des damals so glücklichen jungen Paares theilzunehmen, der sich als Professor der deutschen Sprache und Literatur in Freiburg i. Br., Prag und Straßburg einen guten Namen gemacht hat. — Paul von Wangenheim begleitete Drusina, Mau und mich noch bis Weimar. Wenn ich an Vorbedeutungen glaubte, so könnte ich eine solche darin finden, daß die Unsterblichkeit dort den Gegenstand unseres letzten Gesprächs bildete, das uns noch näher brachte. Wir haben uns niemals wieder warm die Hand drücken können, so viele Briefe wir auch noch ausgetauscht haben.

4. Studienzeit in Göttingen.

Während sich zu meiner Studienzeit die jungen Juristen in Preußen drei, in längeren Zwischenräumen auf einander folgenden Prüfungen unterziehen mußten, um die Befähigung für alle Anstellungen im Staatsdienste zu erlangen, war in Schleswig-Holstein nur ein einziges Staatsexamen für dieselben vorgeschrieben. Dasselbe war vor dem Oberappellationsgericht der Herzogthümer abzulegen, erstreckte sich nicht blos, wie das erste preußische Examen, auf das theoretische Wissen der Candidaten, sondern zugleich auf die juristische Praxis, und war so strenge, daß, statt eines dreijährigen Rechtsstudiums, ein solches von mindestens 9 Semestern und häufig ein längeres üblich war. Mich hatte im Hinblick darauf hauptsächlich der große Ruf nach Göttingen gelockt, welchen Bergmann's Prakticum und Relatorium genossen. Außerdem wünschte ich bei Thöl Handelsrecht und bei Dahlmann Politik zu hören, worauf ich mich durch eifriges Studium seines bewundernswerthen Buchs vorbereitet hatte. Bergmann's Vortrag war ungemein klar und eindringlich. Die Proceßschriften und Rechtsfälle, welche er zur Bearbeitung aufgab, waren eben so wie die Acten, aus denen schriftlich oder mündlich referirt werden mußte, vortrefflich gewählt, und die Kritik, welche er an den Arbeiten seiner Zuhörer übte, war ganz dazu geeignet, die richtige Anwendung der Theorie auf die praktischen Verhältnisse des Lebens zu lehren. Unangenehm war nur das ewige Lächeln des Docenten, und auch seine nicht sonderlich geistreichen Witze hätte man ihm gern erlassen. Thöl, der mir sein Wohlwollen bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode († 16. Mai 1884) bewahrt hat, steht auch bei der jetzigen Generation noch in zu frischem Andenken, als daß ich nöthig hätte, irgend etwas über die wissenschaftliche Bedeutung des trefflichen, damals erst dreißigjährigen und noch etwas befangenen Mannes zu sagen. Bei Gervinus hörte ich ein Publicum über Macchiavelli's Buch vom Fürsten, dessen Bedeutung für sein Volk und seine Zeit mir, so oft ich dasselbe auch schon gelesen hatte, dadurch erst recht klar ward. Obwohl ohne hervorragende oratorische Begabung, fesselte Gervinus die Hörer durch seinen männlichen Ernst, sein historisches Wissen und seine überall hervortretende edle Gesinnung.

Dahlmann, durch Unwohlsein behindert, begann seine herrlichen Vorlesungen über Politik erst am 6. November. Fast hatte es geschienen, als ob die Politik selbst ihm das Lesen darüber verboten habe. Erst am Tage vorher war das längst erwartete berüchtigte Patent vom 1. November

in Göttingen bekannt geworden, wodurch König Ernst August das Staatsgrundgesetz von 1833 aufhob, die vormaligen Stände von 1819 als constituirende Versammlung wieder berief und als Köder für die große Menge einen Steuererlaß von 100,000 Thalern ankündigte. Gleich in Dahlmann's erster Vorlesung konnte man zwei Anspielungen auf die augenblicklichen Verhältnisse finden. „Michaelis," so sagte er, „habe gemeint, die Politik sei keine Wissenschaft für Universitäten; es genüge, wenn der kleine Kreis von Ministern — etwa der Geheimrath in Hannover — Politik verstehe," und weiterhin bemerkte er: „er gehöre nicht zu Denen, die etwas für gut und recht hielten, weil es Thatsache sei; denn sonst könnte heute für Recht gelten, was gestern noch das größte Unrecht war." Der willenskräftige strenge Blick des ernsten Mannes verlieh jedem seiner gedankenschweren Worte eine noch höhere Kraft. Wer heute Dahlmann's „Politik" liest, darf übrigens nicht vergessen, daß sein Buch, welches er den Vorträgen zu Grunde legte, und in dem keine schwierige Frage umgangen wird, schon 1836 geschrieben ward, und daß seitdem das Jahr 1848, die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71, sowie die Gründung des deutschen Reichs alle Verhältnisse umgestaltet haben.

Alle für die Beurtheilung des hannover'schen Staatsstreiches, der männlichen That der sieben Göttinger Professoren, ihrer Entsetzung und der Austreibung dreier von ihnen, in Betracht kommenden Thatsachen sind längst von den zunächst Betheiligten wie von Außenstehenden in authentischer Weise festgestellt, die einschlagenden Rechtsfragen in den Gutachten der Tübinger, der Jenenser und der Heidelberger Juristenfacultät erschöpfend klargelegt. Die Vorgänge in Göttingen habe ich als theilnehmender Augenzeuge mit durchlebt, und meine täglichen Aufzeichnungen darüber enthalten manche Einzelheiten, welche weder von Dahlmann und dessen trefflichem Biographen Springer, noch von Jacob Grimm, Gervinus und Albrecht in ihren Schriften erwähnt, aber vielleicht auch heute noch mit Interesse gelesen werden.

Es verging selten ein Tag, an welchem ich nicht Dahlmann oder dessen liebenswürdige Familie besuchte. Häufig traf ich dort auch mit den nächsten Freunden des Hauses, den Brüdern Grimm, Gervinus, Albrecht, Thöl, Heinrich Ritter und Bertheau, zusammen. Besonders schmerzte Dahlmann, daß die hannover'schen Minister es vor ihrem Gewissen verantworten zu können geglaubt hatten, auf ihren Plätzen zu bleiben. Er selbst war längst entschlossen, auch wenn er ganz allein stehen sollte, im Fall der Aufhebung der von ihm beschworenen Verfassung von

1833 gegen die Wahl eines Ständemitgliedes Seitens der Universität zu protestiren und dann seinen Abschied zu nehmen. Das erschien ihm als Gewissenspflicht, und dazu kam eine Pflicht der Ehre. Er hatte selbst an der constituirenden Ständeversammlung theilgenommen, wesentlich zum Zustandekommen der Verfassung mitgewirkt und besaß ein Schreiben des hannover'schen Cabinetsministeriums vom 21. April 1834, wonach das von ihm ausgearbeitete Hausgesetz die Zustimmung sämmtlicher Agnaten, deren Apanagen darin bestimmt waren, — auch diejenige des Herzogs von Cumberland und jetzigen Königs Ernst August — erhalten hatte.*)

Am 18. November richteten Dahlmann, Albrecht, Jacob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald und Wilhelm Weber ihre berühmte, am Abend vorher von Dahlmann entworfene: „Unterthänigste Vorstellung einiger Mitglieder der Landesuniversität, das königliche Patent vom 1. November d. J. betreffend", an das Universitätscuratorium. Schon am folgenden Tage durfte ich mir von dieser Eingabe eine Abschrift nehmen. Der wichtige Schritt wurde rasch in der Studentenschaft bekannt, jedoch nicht ausreichend, um den Unterzeichnern des Protestes sofort ein Zeichen der Verehrung geben zu können. Als Dahlmann am 20. November in sein durch Hospitanten überfülltes Auditorium trat, brachte der Hamburger Cords: „dem Hofrath Dahlmann, dem Manne in Wort und That, ein freudiges Willkommen!" aus, das begeisterte Hochs hervorrief. Sichtlich bewegt, dankte der Gefeierte durch eine stumme Verbeugung. In manchen kleinen Bemerkungen glaubte man Anspielungen auf die politische Lage zu erkennen. Sie wurden mit lebhaften Zeichen der Zustimmung aufgenommen. Am lautesten das Wort über den Wahnsinn König Christian's VII. von Dänemark: „Wer durfte in einem unumschränkt beherrschten Lande bemerken, daß der König irrsinnig sei? Muß man nicht den unumschränkten Herrscher für den klügsten Mann im Lande halten?!"

Am Abend versammelten sich mehrere Hundert Studenten vor dem Universitätsgebäude. Wir wollten Dahlmann, obwohl er den Wunsch ausgesprochen hatte, keine Demonstrationen zu machen, und seinen Genossen eine Ovation darbringen. Er wohnte unmittelbar vor dem Weender Thore. Wir fanden dasselbe verschlossen und von einem Dutzend Landdragonern und den Pedellen besetzt, die uns im Namen des Prorectors

*) Vergl. hierüber auch die jetzt in Dahlmann's „Kleinen Schriften und Reden" (Stuttgart 1886) S. 243 ff. mit werthvollen Anmerkungen wieder abgedruckte Schrift: „Zur Verständigung" (Basel 1838).

Bergmann aufforderten, nach Hause zu gehen. Als wir deßungeachtet in lebhafte Hochs ausbrachen, begannen die Arretirungen. Nun bewegte sich der Zug eiligst nach Gervinus' Wohnung. Auch dort war die Straße besetzt. Es gelang, trotz wiederholter neuer Verhaftungen, durchzubrechen; aber der Haufe wurde dabei getheilt. Die Einen zogen weiter zu Ewald und Weber, ich mit den Uebrigen zu Gervinus und, nachdem wir ihm gehuldigt, zu Grimm's. Da kein designirter Anführer zur Stelle war, brachte ich das Hoch: „auf die gewissenhaften Vertheidiger verfassungsmäßiger Volksrechte" aus, das sich vielfach erneuerte, als Jacob Grimm ans Fenster trat und dankte. Nun ging es, pfeifend und zischend, am Hause des hinter einer Gardine ausschauenden Prorectors vorüber, zum Alleethore hinaus, wo abermals Pedelle und Polizisten aufgestellt waren, Viele verhaftet oder abgedrängt wurden, so daß die Studentenschaar bei Albrecht's Hause schon sehr zusammengeschmolzen war und durch lautes Rufen ersetzen mußte, was ihr an Zahl abging. Erneutes Einschreiten der Polizei machte allen weiteren Demonstrationen ein Ende. Ich hatte es nur dem Umstande, daß die Pedelle mich als Hausgenossen des Universitätssecretärs kannten, zu verdanken gehabt, daß mir meine Legitimationskarte nicht abgenommen ward. Dahlmann hatte sich zwar über die Haltung der Studenten gefreut, aber er bat mich, dahin zu wirken, daß man von einem neuen Versuche, ihm ein Hoch zu bringen, abstehe, — was ich natürlich auch that. So vergingen die nächsten Tage verhältnißmäßig ruhig. In der Nacht vom 24. auf den 25. November ward die Statue König Wilhelm's IV., des Begründers der aufgehobenen Verfassung, bekränzt, und einige Studenten hielten Wache dabei, um zu verhüten, daß die sogen. Longobarden — die zur hannover'schen Ritterschaft gehörigen Studirenden — die Kränze wieder herabrissen. Am 25. wurde Gervinus beim Betreten des Hörsaals mit einem Hoch begrüßt. In seinen hübschen Dankesworten bezeichnete er es als ein trauriges Zeichen der Zeit, daß der Schritt der sieben Professoren so großes Aufsehen erregt habe, da dadurch bewiesen werde, daß die Gewissen abgestumpft seien und nur geringes Rechtsgefühl vorhanden sei. Er und seine Freunde hätten nur gethan, was nach ihrer Ueberzeugung jeder unabhängige Mann unter den obwaltenden Umständen habe thun müssen. Er freue sich, daß seine Zuhörer, von gleicher Gewissenhaftigkeit beseelt, diese Ueberzeugung theilten; aber er bitte sie zugleich, alle Aufsehen erregenden Demonstrationen zu unterlassen, weil sie der guten Sache nur schaden könnten.

Inzwischen war die vom 22. November datirte Erwiderung des

Ministers von Arnswaldt auf die Vorstellung vom 18. eingetroffen, welche die Aufforderung enthielt, den Protest, der einstweilen nur als eine vertrauliche Mittheilung behandelt und dem Könige nicht vorgelegt sei, zurückzunehmen. Die Sieben beschlossen, dazu zu schweigen. Dahlmann aber wies das von dem Geheimen Cabinetsrath Hoppenstädt in einem Privatschreiben an ihn gerichtete gleiche dreiste Ansinnen mit berechtigter Indignation zurück. Wenige Tage später wurde der Protest in den Zeitungen veröffentlicht. Wer die sieben Männer kannte, wußte auch ohne ihre Versicherung, daß die sofort ausgestreute Verdächtigung, sie hätten selbst die Hand dazu geboten, unbegründet sein mußte, da sie den sittlichen Werth ihrer Handlung jedenfalls dadurch herabgesetzt haben würden. — Dann folgte am 30. November die berüchtigte Audienz des Prorectors und der Dekane der Universität beim Könige in Rotenkirchen, welche der Minister von Schele in Scene gesetzt hatte, um den Schein zu erwecken, als ob der Schritt der Sieben von ihren Collegen verdammt, der Verfassungsbruch von diesen gutgeheißen werde. Er entblödete sich nicht, den gefälschten Wortlaut der angeblich von Bergmann gehaltenen Rede in der Hannover'schen Zeitung publiciren zu lassen, gewiß, daß keiner der Herren den moralischen Muth haben werde, ihn wegen der ihren gewundenen Worten hinzugefügten Zuthaten öffentlich Lügen zu strafen. Seinen Zweck erreichte der Minister jedoch nicht. Dahlmann und Albrecht erklärten in der Casseler Zeitung, daß die Deputation der Universität keinerlei Auftrag in Betreff der Vorstellung der sieben Professoren vom Senat erhalten habe, und am 13. December sandten die Professoren Ottfried Müller, Kraut, Thöl, Heinrich Ritter, von Leutsch und Schneidewin die mannhafte Erklärung nach Hannover, daß sie sich niemals tadelnd über die bekannte Protestation ihrer sieben Collegen ausgesprochen hätten und sich insofern nicht zu der angeblich von der Deputation überreichten Adresse und der dem Prorector in den Mund gelegten Anrede bekennen könnten. — Nicht ohne Schadenfreude vernahm man in Göttingen, daß der König „das Federvieh", wie er alle Beamten zu nennen pflegte, in Rotenkirchen mehr als rücksichtslos behandelt und seinen Spaß daran gehabt hatte, daß die Deputirten der Universität bei der Tafel durch die langen schleppenden Aermel ihrer Amtstalare fast am Essen verhindert waren. Das Ansehen Bergmann's als Docent war durch seine moralische Feigheit tief erschüttert, und es sollte noch schlimmer kommen.

Die Verwirklichung der Drohungen, welche der König am 30. November gegen die Sieben ausgesprochen, ließ nicht lange auf sich warten. Am

4. December wurden dieselben von dem Prorector und den beiden Universitätsräthen über die Veröffentlichung ihrer Vorstellung in den Zeitungen vernommen. Ohne weitere Untersuchung, ohne Vernehmung des Geheimrathscollegiums und des Universitätscuratoriums, und im directen Widerspruch mit dem Bundesbeschluß vom 20. September 1819 § 2 und dem § 8 der erst am 14. November 1837 erlassenen königl. Cabinets-Verordnung, decretirte König Ernst August am 11. December die Amtsentsetzung der sieben Professoren. Se. Magnificenz der Herr Prorector Bergmann nahm an dieser Rechtswidrigkeit keinen Anstoß, sondern verkündete den Herren am Nachmittage des 14. ihre Dienstentlassung, von welcher das Curatorium erst zwei Tage später officielle Kunde erhielt. Zugleich eröffnete er Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus einen Allerhöchsten Befehl vom 12. December, daß sie, weil sie (angeblich) zur Verbreitung der Protestation beigetragen, binnen drei Tagen das Königreich zu verlassen hätten, widrigenfalls sie nach einem anderen Orte Hannovers abgeführt werden würden. Die schriftliche Mittheilung dieses Befehls wurde ihnen ebenso wie eine Abschrift des Protokolls verweigert, in welchem Dahlmann sofort einen entschiedenen Protest gegen das rechtlich nichtige Verfahren niedergelegt hatte! Als wir eine halbe Stunde später vor Dahlmann's Hörsaal erschienen, wo er gerade in der Politik von den Staatsstreichen und Revolutionen hätte handeln müssen, fanden wir dort einen Anschlag mit der einfachen Anzeige, daß er wegen seiner Entlassung das Colleg schließen müsse und uns bitte, ruhig auseinander zu gehen, Gesetzlichkeit zu bewahren und so die wenigen Tage zu ehren, welche er noch unter uns weilen werde. — In größter Aufregung eilte ich nach dem Hause des hochverehrten Lehrers und Gönners und erfuhr dort die Einzelheiten seiner Entlassung. Als ich um 4 Uhr fortging, fand ich die Weender Straße schon ganz gefüllt mit erregten Studenten, denen, wie mir, die Politik zum ersten Mal praktisch nahe getreten war. Rathlos, was zu thun sei, wanderten wir die Straße in lebhaften Discussionen Stunden lang auf und ab, bis große Züge berittener Dragoner mit gezogenem Säbel, Militär zu Fuß, die gesammte Polizei und die Pedelle den Versuch machten, die ruhige, aber drohende Menge auseinander zu treiben. Begreiflicher Weise fehlte es nicht an höhnischen Bemerkungen unsererseits. Besonders empörte uns, daß ein Herr in Civil mit Mantel und Hut — es war der Polizeidirector oder einer der Universitätsräthe — die Pedelle anwies, bald Diesen, bald Jenen zu arretiren; daß wir den Oberpedell zu zwei Landdragonern sagen hörten: „Fegen Sie nur tüchtig

hinein, daß die Leute die Schockschwerenoth über den Hals kriegen", und daß die Polizei ihren Aerger sogar an unschuldig des Wegs kommenden Knaben ausließ und sie mit Schlägen forttrieb. Auch mir wurde meine Legitimationskarte abgenommen.

Am folgenden Morgen stellte ich mich mit de Drusina und Mau in der Nähe von Bergmann's Hause auf, um die herankommenden Commilitonen abzuhalten, dessen Colleg zu besuchen. Es war keine allzuschwere Aufgabe, bis auf Drei oder Vier, Alle zu überzeugen, daß es besser sei, Sr. Magnificenz durch das negative Mittel des Fernbleibens, als durch positive Demonstrationen bei seinem Erscheinen im Hörsaal, ein deutliches Zeichen unseres Mißfallens zu geben. Die meisten anderen Professoren, so auch Thöl, hatten aus freien Stücken ihre Vorlesungen ausgesetzt. Als ich diesen besuchte, bestätigte er mir die Absendung seiner erwähnten Erklärung nach Hannover, die ihm zu um so größerer Ehre gereichte, weil er gerade im Begriffe gestanden hatte, sich zu verheirathen, was nun auf unbestimmte Zeit verschoben bleiben mußte. Er sah verlangend auch der eigenen Entlassung entgegen, die jedoch nicht erfolgte, um die Universität nicht völlig zu ruiniren. Er und Ottfried Müller haben später nur eine in höflichen Ausdrücken abgefaßte Verwarnung erhalten, der keine Drohung hinzugefügt war. Die Zeit, bis ich gegen 12 Uhr vor dem Universitätsgericht erscheinen mußte, verplauderte ich wieder bei den lieben Dahlmanns und freute mich dort der Fassung Aller, auch der bei aller Zartheit tapferen Frau und ihrer prächtigen Kinder.

Die Gelegenheit, vor dem Gerichte öffentlich Zeugniß von meiner Gesinnung ablegen zu können, war mir sehr erwünscht. Als mir Bergmann sofort meine Legitimationskarte zurückgab, und man mit Rücksicht auf mein sonstiges Verhalten Gnade üben zu wollen schien, verlangte ich Recht. In längerer Ausführung schilderte ich Alles, was am Vorabend unter meine Beobachtung gefallen war; wünschte zu erfahren, wo man die Erlaubniß erhalten könne, ruhig auf der Weender Straße zu gehen, wenn das ohne eine solche nicht gestattet sei; rühmte mich meiner freundschaftlichen Beziehungen zu Dahlmann; kurz, war so impertinent und malitiös wie möglich. Bergmann sprach mit ausgesuchter Freundlichkeit, hob die obwaltenden besonderen Umstände in zierlichen Wendungen hervor und verkündete schließlich das Urtheil der inzwischen zusammengetretenen Deputation: „Vier Tage Carcer und im Wiederholungsfalle Concil". Vierzehn andere Studenten theilten auf vier bis acht Tage mein Schicksal.

Das Erste, wozu ich meine unfreiwillige Muße benutzte, waren Briefe

an meine Mutter und an Balemann, worin ich mir deren Zustimmung dazu erbat, Göttingen, falls auch Thöl seines Amtes entsetzt werden sollte, sofort verlassen zu dürfen. Es hatte sichtlich Sensation erregt, als ich diese Absicht, ehe ich das Sitzungszimmer verließ, mit einer kalten Verbeugung gegen den Prorector angekündigt hatte. Zur Strafe wurde mir meine kurze Gefangenschaft nur dadurch, daß sie mich verhinderte, an der Huldigung Theil zu nehmen, welche reichlich 300 Studenten, allen ihnen in den Weg gelegten Hindernissen zum Trotz, den verehrten Lehrern darbrachten, als sie am 17. December mit einem Zwangspaß auf dem Wege nach Cassel in dem hessischen Städtchen Witzenhausen eintrafen. Hätte ich nicht unter dem Gedanken an die öffentlichen Angelegenheiten gelitten, der mich in den Stunden, die ich allein verbrachte, und in schlaflosen Nächten fast überwältigte, so würde ich nur die angenehmsten Erinnerungen an das Göttinger Carcer behalten und dort gern die Antwort auf meine Briefe abgewartet haben. Zu ernstem Arbeiten war ich doch nicht aufgelegt. Ueber die Vorgänge in der Studentenwelt sandte mir de Drusina täglich ausführliche Nachrichten. Unter meinen Mitgefangenen, mit denen ich viel zusammen sein durfte, lernte ich einige gesinnungstüchtige, reich begabte und liebenswürdige junge Männer — vor allen den stud. theol. Friedrich Ziel aus Göttingen — kennen und schätzen, mit denen ich auch später ab und zu gern verkehrt und denen ich bis auf den heutigen Tag ein gutes Andenken bewahrt habe. Einige politische Reminiscenzen und eigene Bemerkungen über die Veranlassung meiner Haft, welche ich, ehe ich das Carcer verließ, auf die Zellenwand schrieb, wurden von meinen Gefährten für bedenklich stark erklärt. Sie haben jedoch keine weiteren Folgen für mich gehabt und werden wohl bald übertüncht sein. Sobald ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, suchte ich meinen Hauswirth, den Universitätssecretär Dr. Riedel, auf und erbat mir Abschrift des Untersuchungsprotokolls und des gegen mich abgegebenen Urtheils. Der sonst sehr gefällige, tüchtige Mann verweigerte mir Beides, unter dem Vorwande, daß das in Disciplinarsachen nicht thunlich sei.

Im Dahlmann'schen Hause wurde ich herzlich wieder willkommen geheißen. Man brachte gerade die ersten Probeabdrücke einer neuen Lithographie des Hofraths, mit dem Facsimile seiner Unterschrift und der Devise des Guelfen-Ordens: „nec aspera terrent", die er auf meine Veranlassung darunter gesetzt hatte. Die liebenswürdige Frau schenkte mir einen derselben. Schon am Nachmittage des 20. December verbot die Polizei diese Unterschrift, und so existiren nur drei Exemplare mit derselben, von

denen Jacob Grimm das eine, Dorothea Dahlmann das zweite und ich das dritte erhalten hatten.

Eine wahre Weihnachtsfreude war es mir, daß meine Mutter, Balemann und der treue Ratjen mein Benehmen durchaus billigten, es mir freistellten, nach Jena, Kiel oder Düsseldorf zu gehen, wenn ich Göttingen verlassen wolle, und mir alle drei die dazu nöthigen Geldmittel schickten, damit ich unter allen Umständen freie Hand habe. Balemann theilte mir zugleich mit, daß auch er als Student Göttingen vor der Zeit verlassen habe, als Jérôme Bonaparte durch das Schicksal auf den Thron Westphalens geführt sei, und dieselben Männer, welche jetzt dem Könige Ernst August dienten, — von Schele und Leist, — auch dessen Rathgeber gewesen seien. Er meldete mir ferner, daß die dänische Regierung eine Untersuchung gegen die Kieler Professoren und Beamten eingeleitet habe, welche die von ihm entworfene Adresse an die sieben Göttinger Professoren unterzeichnet hätten, ihn selbst aber, obgleich seine Autorschaft allgemein bekannt sei, ungeschoren lasse. Das konnte nicht überraschen, nachdem Dahlmann schon am Tage nach seiner Ankunft in Cassel auf Andringen Hannovers von dort ausgewiesen war. Wurde doch bald genug bekannt, daß auch die königl. sächsische Regierung durch Hannover und Preußen verhindert ward, ihre wohlwollende Gesinnung für die entsetzten sieben Professoren durch die Anstellung Dahlmann's in Leipzig zu bethätigen. Die schon am 30. November abgesandte Kieler Adresse ist übrigens niemals nach Göttingen gelangt und ist Jacob Grimm erst in Cassel zugekommen. Man hatte sich in Hannover die Worte Edgar's in „König Lear" (4. Act, 6. Scene) zum Muster genommen:

„Erlaube, liebes Wachs, und schilt nicht, Sitte:
Man risse ja, des Feindes Sinn zu spähn,
Sein Herz auf; seine Briefe geht schon eher."

Mag immerhin, was von der Verletzung des Briefgeheimnisses erzählt wurde, übertrieben und mag es unrichtig sein, daß sogar die Ministerin von Omptеda einen Brief der Herzogin von Cambridge offen erhalten habe; gewiß ist, daß für Dahlmann, so lange er in Göttingen war, und daß auch für Pertz in Hannover kein Brief uneröffnet ankam.

Es herrschten damals wahrhaft entsetzliche Zustände. Keiner traute dem Andern, wenn er ihn nicht genau kannte, weil Liebedienerei, Streberthum, ein ausgebildetes Spionirsystem und Denunciantenwesen auch die unschuldigste Bemerkung gefährlich machten. Ich registrirte fortlaufend alle politischen Nachrichten, wirklichen Vorgänge, Gerüchte und Anekdoten

von Interesse, will mich aber, wie Vieles davon auch charakteristisch und amüsant ist, darauf beschränken, ein paar kleine Züge anzuführen, deren Richtigkeit ich verbürgen kann.

Einen deutlichen Beweis dafür, wie man die sieben Professoren im Lande zu discreditiren suchte, erhielt ich bei zufälligem Zusammentreffen durch ein paar den besseren Ständen angehörige Bürger aus Hannoverisch-Münden. Sie klagten über den Egoismus dieser Männer, die — wie ihnen aus Hannover geschrieben sei — nur deshalb, und mit Recht, abgesetzt seien, weil sie sich nicht eine Verminderung ihres Gehalts hätten gefallen lassen wollen, die der König für alle Professoren angeordnet habe, um weitere Steuerermäßigungen eintreten lassen zu können! — Zahlreiche Göttinger Hausbesitzer und Gewerbtreibende machten den Sieben, welche ihnen goldene Eier eingebracht hatten, einen schweren Vorwurf aus ihrem Vorgehen, weil sie sich nicht darüber täuschen konnten, daß ihre berühmten Namen zahlreiche Studirende angelockt hatten. Auch der Senat der Universität täuschte sich darüber nicht und beabsichtigte darum nachzusuchen, daß es Ewald, Albrecht, Wilhelm Grimm und Weber gestattet werden möge, ihre Vorlesungen wieder aufzunehmen. Als der Dekan der theologischen Facultät, Professor Gieseler, Wilhelm Grimm dafür zu gewinnen suchte, wurde ihm jedoch mit den Worten heimgeleuchtet: „Meinen Sie, daß wir, nachdem der König uns zur Thüre hinausgeworfen hat, durch das Schlüsselloch wieder hineinkriechen wollen? Ich sehe, Sie sind ein Rationalist, Herr College, aber wenn ich Ihre zwanzigtausend Vernunftgründe bedächte, würde ich schließlich nicht mehr wissen, was Recht und was Unrecht ist. Ich bin gewohnt, mich von meinem richtigen Gefühl und von meiner moralischen Ueberzeugung leiten zu lassen." — Der sonst so milde, wahrhafte Mann hat mir das selbst mit dem Beifügen erzählt, daß ihm und seinem Bruder bei ihrer Betheiligung an dem Proteste der Sieben nichts ferner gelegen habe, als ein politisches Parteiinteresse, und er lebhaft bedaure, daß Viele dies zu verkennen schienen und sie zu Gliedern einer etwas ultraliberalen Partei zu stempeln suchten.

Daß die Sieben „einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefacht hätte, das für unser Vaterland ein Segen werden wird", ist den Brüdern Grimm nach einem Briefe Jacob's vom Jahre 1840 erst nach und nach zum Bewußtsein gekommen. Dem außenstehenden theilnehmenden Zuschauer war dies schon damals deutlich erkennbar; wenn gleich das bekannte Wort des Königs Ernst August: „Hätte ich gewußt, daß die verfluchten Kerle mir so vielen Ver-

druß machen würden, so hätte ich den ganzen Handel nicht angefangen; jetzt muß ich es durchsetzen, denn ich bin ein Bock," einer späteren Zeit angehört. So viele im Uebrigen ehrenhafte hannover'sche Männer sich auch durch Kleinmuth und Zweifel vom Handeln nach ihren rechtlichen Ueberzeugungen abhalten ließen und dadurch mitverschuldeten, daß der Verfassungsbruch Erfolg hatte, zeigte die werkthätige Theilnahme der besten Männer ganz Deutschlands an dem Schicksale der Sieben und die alle Schichten der Bevölkerung durchdringende Entrüstung über die Vorgänge in Hannover doch sofort, daß die Protestation vom 18. November den Ausgangspunkt einer neuen Epoche in der inneren Geschichte des Vaterlandes bilden werde. Die schmachvolle Incompetenzerklärung des Bundestages vom 5. September 1839, sich in die inneren Landesangelegenheiten Hannovers einzumischen, — ein würdiges Seitenstück zum Bundesbeschluß vom 27. November 1823 in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, — machte dies zur Gewißheit. Daß diese Entscheidung nur dazu beitragen könne, das Vertrauen zu den Regierungen zu untergraben, ihnen die verfassungstreuen Parteien zu entfremden, die radicalen dagegen zu stärken, hatte man offenbar in Frankfurt nicht bedacht.

Das Jahr 1837 ging in düsterem Ernst zu Ende. Die für die Sylvesternacht befürchteten Unruhen, vor denen der Prorector am schwarzen Brette gewarnt hatte, traten übrigens nicht ein. Man hatte das Militär wieder zusammengezogen, und auf dem Markte waren so viele Landdragoner versammelt, als wenn eine Parade abgehalten werden sollte; aber nur wenige Studenten zeigten sich in den Straßen, als ich sie neugierig um Mitternacht durchschritt. Nur einmal hörte ich ein „pereat Rülps" rufen, das dem Namen des Wirths zum „König von Hannover" entlehnte Sobriquet für Se. Majestät. — Ich befand mich in einer halbverzweifelten Stimmung. Jena hatte neues inneres Leben in mir geweckt; gleichfühlende Freunde hatten mich geistig gefördert. Nun hatte ich in der letzten Zeit manche Ideale zu Grabe tragen müssen, Recht und Gewissen verletzt gesehen, und ich lief Gefahr, wieder in unfruchtbare Grübeleien zu verfallen, die ich erst eben glücklich abgeschüttelt hatte. Immer von Neuem drängten sich mir die Fragen auf: ob die Wissenschaft im Solde des Staates stehe oder Dienerin der Wahrheit sei? ob wissenschaftliche und moralische Ueberzeugungen von ihrer praktischen und politischen Realisirung, oder mindestens Anerkennung, zu trennen seien? oder ob Beides wesentlich als Eins zu betrachten sei, wie Grund und Folge? Wenn schon die große Menge in allen Conflicten zwischen der Autorität und widerstrebenden

Kräften ihre Sympathien den letzteren zuzuwenden pflegt, so ist das bei der gebildeten Jugend in noch viel höherem Maße der Fall, weil sie noch nicht mitreden und mithandeln kann. Erst nach langem Kampfe mit mir selbst vermochte ich mir muthig ein: „impavidi progrediamur“ (vorwärts, was uns auch geschehen möge,) zuzurufen.

Da Thöl an der Fortsetzung seiner Vorlesungen nicht behindert ward, machte ich von der Befugniß, Göttingen zu verlassen, keinen Gebrauch. Aber Wochen vergingen, ehe ich mich entschließen konnte, wieder zu Bergmann zu gehen, der mir verächtlich geworden war. Ich begnügte mich damit, die von ihm gestellten Aufgaben nach Drusina's Heft zu bearbeiten und demnächst meine Ausarbeitungen mit seiner Hülfe zu corrigiren. Erst gegen Mitte Januar raffte ich mich auf, dem Herrn Prorector einen Besuch zu machen, mich offen gegen ihn auszusprechen und, so wenig mich auch die in den gewundensten Redensarten versuchte Rechtfertigung seines Verhaltens befriedigte, hinfort seine Collegia wieder zu besuchen. Ganz allmälig hatte ich mich von den politischen und historischen Studien, wozu die Zeitereignisse aufforderten, den streng juristischen wieder zuzuwenden vermocht.

Am 12. Januar trat die Hofräthin Dahlmann mit ihren Kindern die Reise zu ihrem Manne an. Thöl, Dr. Bertheau, der junge Dr. Cords — der bis Leipzig mitging — und ich begleiteten sie an dem bitter kalten Tage bis Heiligenstadt, wo wir noch einen schönen Abend zusammen verlebten. Der preußische Obercontroleur an der Grenze hatte die Reisenden freundlich jeder Zollunterſuchung überhoben; aber er konnte sich nicht entschließen, die Hofräthin anders als „Frau Doctorin“ anzureden, obwohl ihrem Manne sein Titel nicht entzogen war. Ich war den lieben Menschen in kurzer Zeit sehr nahe gekommen. Ich verehrte die charakterfeste Frau und hatte innige freundschaftliche Zuneigung zu ihren Kindern, der kaum erwachsenen, schon zehn Jahre später als Professorin Reyscher in Tübingen verstorbenen Dorothea — an deren schönen braunen Augen und herrlichem Gesang ich große Freude hatte, und mit der ich auf einem allerliebsten Neckfuße stand, — und dem jungen frischen Primaner und jetzigen Landgerichtsdirector in Marburg, Hermann, der ganz in die Fußtapfen seines Vaters zu treten versprach. — Ich entbehrte das Dahlmann'sche Haus hinfort außerordentlich. Die liebenswürdige Frau Wilhelm Grimm suchte mir die geschiedenen Freunde zu ersetzen, vermochte das aber doch nur halb zu thun, da ihre Kinder noch zu jung waren. Außer mit den befreundeten Altersgenossen de Drusina, Mau, Hans von Bassewitz aus

Mecklenburg und meinem späteren werthen Reichstagscollegen (Dr.) Wolffson aus Hamburg verkehrte ich fast nur mit Thöl, der mir auch freundlich bei der Auswahl eines passenden Themas für meine lateinische Examensabhandlung und dem Nachweise der Quellen dafür an die Hand ging, sowie mit Bertheau. Bei ihnen lernte ich u. A. den tüchtigen Nationalökonomen und jetzigen Geheimen Regierungsrath und Honorarprofessor Dr. Soetbeer und den Professor und nachmaligen Staatsrath Zachariae näher kennen, der mir später ein lieber und verehrter Fractionsgenosse im constituirenden deutschen Reichstage ward. Ein paar Mal lasen wir auch ein classisches Stück mit vertheilten Rollen, um unsere Gedanken von den trüben politischen Verhältnissen der Gegenwart abzulenken. — Das einzige Vergnügen, welches ich mir, neben dem gelegentlichen Besuch eines Concerts, in Göttingen gönnte, bestand in Uebungen in der höheren Reitkunst, Quadrille-, Carousell- und spanischem Tritt-Reiten, sowie in größeren Spazierritten mit dem tüchtigen Stallmeister Auwers, mit Ueberſetzen über Hecken und Gräben auf ungebahnten Wegen. Das gewährte zugleich die nöthige Bewegung. Denn die Gegend lud nicht, wie die Jenenser, zu fleißigem Spazierengehen ein, und wir kamen selten vor die Thore der Stadt, wenn wir nicht gerade eine Cigarre im Freien zu rauchen wünschten, was weder in den Straßen noch auf der Promenade des Walls erlaubt war.

Erst kurz vor dem Ende des Semesters wurde ich, völlig unerwartet, noch in das eigentliche Studentenleben hineingezogen, von dem ich mich bis dahin fern gehalten hatte. de Drusina, der im Begriff stand, sein juristisches Doctorexamen zu machen, hatte sich mit einem Freunde auf einige Tage in der „Landwehr“ einquartiert. Mau und ich besuchten sie dort, und wir saßen eines Sonntags Abends gemüthlich im Gastzimmer zusammen und hörten mit Vergnügen dem guten Gesang eines jungen Forstbeamten zu, als acht „Nassauer“, mit ihrem Senior und Consenior an der Spitze, stark angeheitert hereinstürmten und uns aufforderten, mit ihnen zu kneipen. Da wir voraussahen, daß es bei der erregten Stimmung der unwillkommenen Gäste bald zu Streitigkeiten kommen werde, wußten Mau und ich die Freunde zu entfernen und setzten uns dann mit den Anderen an den Tisch. Man hielt uns unseres zurückgezogenen Lebens wegen offenbar für „Kamele“ und suchte sich an uns zu reiben. Nach kurzem malitiösem Wortgefechte contrahirten wir mit sieben der unverschämten Gesellen. Der achte war eingeschlafen; ich ließ ihn durch den Consenior, der sich am anständigsten benommen hatte und mit dem ich zu dem Ende comment suspendu machte, wecken, weil es unschicklich sei,

in meiner Gegenwart zu schlafen. Natürlich trug mir das auch von ihm eine Forderung ein. Wir brauchten übrigens jeder nur zwei von diesen acht Contrahagen auszufechten. Der Ausgang derselben ernüchterte einen Theil unserer Gegner, die sich alle ihres Benehmens um so mehr zu schämen schienen, weil ihr Corps ohnehin nicht des besten Rufs genoß, und der Senior, welcher durch einen schlimmen Arm am Fechten verhindert war, machte der Sache durch eine ihn ehrende Erklärung ein Ende.

Anderer Art war ein allgemeiner Studentenstreich, an dem ich theilnahm. Der bekannte Pandektist Mühlenbruch hatte auf einem Balle in seinem Hause am 11. März die sieben Professoren laut für Dummköpfe erklärt, die sich wie Tertianer benommen hätten, und deren Anhänger in ähnlicher Weise beschimpft. Sobald das verlautete, wurde beschlossen, ihn am 14. in seinem Colleg auszuscharren und auszuzischen. Das geschah denn auch mit großem Erfolg. Der Professor wurde, als er den Hörsaal betrat, mit solchem Lärm, untermischt mit Pereats, empfangen, daß er vor Wuth zitterte. Leichenblaß stand er, wie angewurzelt, einige Minuten stille, apostrophirte dann, da der Spectakel kein Ende nahm, die zahlreichen Hospitanten mit den Worten, daß sie nichts in seinem Colleg zu thun hätten, und erklärte seinen Zuhörern gegenüber seine Vorlesungen für geschlossen, weil er sich nicht ein zweites Mal solcher Behandlung aussetzen wolle.

Acht Tage später schlossen auch Thöl und Bergmann ihre Collegia, und noch an demselben Abend verließ ich Göttingen. Der wichtigste Gewinn, den ich mit mir fortnahm, war der, daß ich dort Gelegenheit gehabt hatte, Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart bei politischen Wirren und dem Anblick vieler moralischer Nichtswürdigkeit zu erlernen. Wenn mir das gelungen war, so war es nicht zu theuer erkauft durch schlaflose Nächte, trübe Erfahrungen vielerlei Art und den Verlust mancher Jugendträume und idealer Hoffnungen. Wirklich schwer wurde mir nur die Trennung von de Drusina, mit dem ich anderthalb Jahre lang in inniger Freundschaft zusammengelebt hatte. —

Am Rhein, wo ich den größten Theil der Ferien bei den Meinigen zubrachte, fühlte ich mich wiederholt aus der Gegenwart in das Mittelalter versetzt. Zwar hatte ich schon in Göttingen den von dem Kölner Erzbischof, Freiherrn Droste zu Vischering, entzündeten und von dem Erzbischof von Gnesen und Posen, von Dunin, in seinem Hirtenbrief vom 27. Februar 1838 weitergeführten Streit zwischen dem Ultramontanismus und der Staatsgewalt mit Aufmerksamkeit verfolgt; die ganze Bedeutung

und die Gefährlichkeit desselben wurde mir jedoch erst klar, als ich jetzt dem Kampfplatze nahe war. Das Ungeschick, mit welchem die Regierung den Gehorsam des widerspenstigen Kirchenfürsten zu erzwingen versucht hatte, seine Abführung nach Minden ohne gesetzliche Grundlage und ohne richterliches Verfahren hatte nicht blos zahlreiche Katholiken in das ultramontane Lager getrieben, sondern auch viele ernste Protestanten auf das Tiefste verletzt. Mehr als den störenden Einfluß auf das Zusammenleben mit Andersgläubigen fürchteten diese mit Recht die politischen Wirkungen confessioneller Gegensätze für den Staat. Ueberall hörte man die Frage discutiren, ob Trennung des Staats und der Kirche, ob ein doppeltes Oberhaupt für beide politisch möglich, und, wenn möglich, ob es wünschenswerth sei? Daß der Kampf zwischen dem Staat und dem Clericalismus nach fast fünfzig Jahren noch nicht ausgefochten sein und periodisch noch viel stärker entbrennen werde, wird damals wohl nur von Wenigen vorausgesehen sein. In der guten Gesellschaft vermied man auch unter näheren Bekannten tactvoll jedes Gespräch über den Alle gleichmäßig beschäftigenden Gegenstand. Dagegen waren die Gotteshäuser beider Confessionen ungewöhnlich stark besucht. Eine Kirchenfeier in der Franciscanerkirche während der Passionszeit, der ich, angelockt durch die ganz vorzügliche Ausführung einer Messe von Lotti und der Lamentationen von Palestrina, beiwohnte, frappirte mich durch die Theilnahme vieler der angesehensten Männer der Stadt an einer Procession mit Fackeln, durch die glänzende Beleuchtung einer imitirten Gruft Christi und die anscheinende Frömmigkeit aller Anwesenden. Einen nachhaltigen Eindruck vermochte das allerdings nicht auf mich zu machen. Nur den schönen Kirchengesang hätte ich gern in den protestantischen Gottesdienst hinübergenommen, der im Uebrigen in meinen Augen durch noch größere Einfachheit nur gewinnen würde. Der Besuch katholischer Kirchen und die aufmerksame Lectüre von Görres' „Athanasius" machten mich zu einem entschiedeneren Protestanten, so wenig ich auch das Verfahren der Regierung gegen den Erzbischof billigte, und obwohl mich nur selten eine protestantische Predigt wirklich zu erbauen vermag. Es ist ja an sich eine fast unlösbare Aufgabe für einen Geistlichen, alle seine Zuhörer zu befriedigen, da diese nach ihren Anlagen, ihrer Bildung und ihrer augenblicklichen Stimmung, wie nach Alter und Geschlecht, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt sind, und selbst die geistvollste Entwicklung eines Dogmas bei entgegenstehenden Ansichten ebensowenig zu überzeugen vermag, wie ein Gespräch über religiöse Fragen, die schon lange Gegenstand unseres Nachdenkens gewesen sind. In dieser

Auffassung war ich durch den geistlichen Hochmuth und die lieblosen Verdammungsurtheile über Andersgesinnte bestärkt, die mir bei einem mehrtägigen Besuch in Elberfeld entgegengetreten waren. Man hatte dort gerade zwei verschiedene Kleinkinder-Bewahranstalten errichtet, weil die Strenggläubigen darauf bestanden hatten, daß den Kindern, welche die Anstalt mit dem fünften Jahre wieder verließen, schon alle religiösen Spitzfindigkeiten und die Lehre von der Gnadenwahl eingeprägt werden sollten, während die Anderen nur die allgemeine Weckung des religiösen Sinnes ins Auge gefaßt haben wollten. Ich erblickte darin ein Zeichen der in unserer Kirchenverfassung wurzelnden „Büreaukratie der Seelen", die nicht zum Wenigsten dazu beiträgt, die Gemeinde der Kirche zu entfremden.

Nach einem vergeblichen Versuch, die lieben Dahlmanns noch in Leipzig zu begrüßen, und einem erfreulichen Besuch in Berlin kehrte ich Ende Mai 1838 zur Fortsetzung meiner Studien nach Kiel zurück.

5. Neue Studienzeit in Kiel.

Die Jugend vergißt nur zu leicht, daß das Leben für die Arbeit und nicht für das Vergnügen bestimmt ist. Ich war mit der Absicht nach Kiel gekommen, im Frühling des folgenden Jahres mein Staatsexamen zu machen. Dazu war die vorgängige Ausarbeitung zweier größerer Probeabhandlungen über beliebige Themata, eingehendes Studium des Particularrechts, der Geschichte und der Statistik meines Heimathlandes und eine allgemeine Repetition aller Zweige der Rechtswissenschaft erforderlich. Damit begann ich denn auch eifrig; aber schon nach wenigen Wochen war ich so leichtsinnig, mich von einigen guten Bekannten überreden zu lassen, mit ihnen ein neues Corps, die „Saxonia", zu begründen. Es bestanden damals nur das Corps der „Holsaten" und eine burschenschaftliche Verbindung, die „Albertina", in Kiel, die in schlechtem Verhältniß zu einander standen. Wir hofften, den herrschenden, nicht sehr erbaulichen Ton verbessern, das etwas wilde Treiben der ersteren mäßigen und mit den Albertinen an Fleiß wetteifern zu können. Diese letzteren hatten in dem nachmals durch seine Verdienste um die Staatswissenschaft und als Docent in Wien berühmt gewordenen Lorenz von Stein und in Friedrich Harms, der als angesehener Professor der Philosophie in

Berlin starb, zwei hervorragende Mitglieder. Dieser Zweck wurde nicht erreicht. Obwohl sogenannte Bestimmungsmensuren und der verderbliche Frühschoppen glücklicherweise zu jener Zeit noch völlig unbekannt waren, kam es schon bald zu einer förmlichen Corpshetze zwischen Saxonen und Holsaten. Daß das dem Studium nicht förderlich war, bedarf keiner weiteren Ausführung. Ich mußte oft bei Pistolen= und Schlägerduellen secundiren oder als Unparteiischer fungiren, manche Nacht bei schwerverwundeten Corpsgenossen wachen, häufigen Sitzungen des Chargirtenconvents beiwohnen, in welchem unserem Corps gleich das Präsidium übertragen war, wenigstens ab und zu die Kneipabende besuchen &c. &c. Dazu kamen dann noch ein reges Gesellschaftsleben, die sonntäglichen Reunionen im Badehause, Bälle auf benachbarten Gütern und die Versuchung, sich bei Wasserfahrten und Landpartien von allen diesen Anstrengungen zu erholen. Freund Ratjen hatte guten Grund, mich zu warnen, „nicht zu gefällig zu sein", als der akademische Senat zum abschreckenden Beispiel ein halbes Dutzend Studenten binnen weniger Tage consilirt hatte, und doch war ihm nur der kleinste Theil von meinem Treiben bekannt. Ich war übrigens damals schon wieder aus der Saxonia ausgetreten und nur noch Ehrenmitglied derselben. Damit waren jedoch die verhängnißvollen Folgen meines ersten Eintritts in das Corps keineswegs aufgehoben; denn ich hatte noch mehrere Ehrensachen auszumachen, und knappe drei Monate hatten genügt, mir viele Feinde zu verschaffen. Ich tröstete mich darüber mit dem Denkspruch des Ritters Georg von Frundsberg: „Viel Feind', viel Ehr'".

Meine wenigen Collegia hatte ich auch während des bewegtesten Lebens sehr regelmäßig besucht. Mit dem zwar etwas renommirlustigen, aber ungemein tüchtigen und um Schleswig=Holstein verdienten Professor Michelsen, der für mich und einige Bekannte ein Privatissimum über deutsches Privat= und Staatsrecht hielt, war ich schon von früher her befreundet. Klugheit gebot, mir durch scheinbaren Fleiß auch die Gunst des Prorectors und Justitiars von Ascheberg, Etatsrath Tönsen, zu erhalten, der mir um meiner Eltern willen viele Freundlichkeit erwies. Der treffliche Mann, bei dem ich schleswig=holsteinischen Proceß hörte, machte seinen Zuhörern den Besuch seiner Vorlesungen allerdings sehr schwer. So vorzüglich, klar und scharf der Inhalt derselben war, so entsetzlich langweilig und einschläfernd war sein Vortrag. Ich und ein guter Bekannter waren denn auch bald die Einzigen, die bei ihm aushielten; aber als wir merkten, daß er, wenn nur einer von uns erschien, nach der Regel „tres faciunt collegium" (Drei machen ein Colleg aus) aussetzte, nöthigten wir

ihn wiederholt, dies zu thun. Erst nachdem er gegen Ende des Semesters, um mit seinem Pensum fertig zu werden, einmal für mich allein gelesen hatte, gaben wir diese Taktik auf und erschienen hinfort immer beide.

In den Herbstferien begann ich endlich wieder fleißiger zu arbeiten. Ratjen hielt freundlich fast täglich ein Repetitorium mit mir, das gründliche Vorbereitung erheischte. Die meisten Studenten hatten die Stadt verlassen. Im Gesellschaftsleben war eine Pause eingetreten. Aber neue Störungen ließen nicht lange auf sich warten. Es standen die Wahlen für die zweite holsteinische Legislaturperiode bevor. Bei meinem lebhaften politischen Interesse glaubte ich bei jeder Wählerversammlung wenigstens als Zuhörer zugegen sein zu müssen. Besonders wohlthuend sprach mich eine solche der ländlichen Wähler aus der Probstei an, die deutlich zeigte, daß es in dem Bauernstande nicht an tüchtigen, ungewöhnlich gebildeten Männern fehlte, die, frei von jedem Particularismus, von einem echt deutschen, vaterländischen Geiste beseelt waren. Die glänzendste Rede hielt freilich ein Städter, der damalige Redacteur des angesehenen „Kieler Correspondenzblattes", Theodor Olshausen, welcher 1848 an der Provisorischen Regierung der Herzogthümer theilnahm. Seine in volksthümlichem Tone gehaltene, ungemein klare und einfache Motivirung einer Petition um Verleihung des Steuerbewilligungsrechts ließ deutlich seine große Begabung zum Demagogen — im besten Sinne des Wortes — erkennen. Die Discussion darüber ward jedoch ausschließlich von den Landleuten geführt und erregte, ebenso wie mehrere ihrer theils ernsten, theils humoristischen Toaste bei dem nachfolgenden Festmahl, meine Bewunderung. Eine Versammlung der Kieler Wähler, in welcher einige Advocaten das große Wort führten, und wo neben dem Steuerbewilligungsrecht die Vereinigung der Ständeversammlungen Schleswigs und Holsteins und die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen discutirt ward, fiel sehr dagegen ab. Die Frage des Steuerbewilligungsrechts war schon in der vorangegangenen Session Gegenstand lebhafter Debatten gewesen, und der Deputirte von Schleswig, Obergerichtsrath Graf Magnus von Moltke, hatte sich nicht gescheut auszusprechen, daß der König unrecht handle, so lange er den Ständen dasselbe vorenthalte. Ich gerieth darüber mit dem Grafen in einen eifrigen Disput, als ich ihn bei Hegewisch traf und mein Erstaunen äußerte, daß der Regierungscommissär zu seinen Worten geschwiegen habe. Wenn auch in der Sache völlig mit ihm einverstanden, vermochte ich ihm doch nicht darin beizustimmen, daß der englische Grundsatz: „the king can do no wrong" ausschließlich für constitutionelle

Monarchien gelte. Mir wollte und will es scheinen, daß er, wenn nicht Alles auf den Kopf gestellt werden soll, auch in Autokratien zur Anwendung kommen muß. Ich will ganz davon absehen, daß nach bisher allgemein anerkannten parlamentarischen Regeln die Person des Monarchen überhaupt nicht in die Debatte gezogen werden darf, was Fürst Bismarck allerdings in der Reichstagssitzung vom 28. November 1885*) für eine constitutionelle Fiction erklärt hat, die dazu erfunden sei, den Monarchen möglichst unschädlich zu beseitigen! — Noch viel weniger war ich damit einverstanden, daß neben dem bewährten Präsidenten der ersten und der folgenden holsteinischen Ständeversammlungen, Dr. Balemann, der auch von mir hochgeachtete Bürgermeister Etatsrath Jensen in Kiel zum Abgeordneten gewählt und diese Wahl von den Ständen mit 40 gegen 5 Stimmen für gültig erklärt ward. Nach den Gesetzen von 1831 und 1834 war nur ein Grundbesitzer wählbar; Jensen aber gehörte nicht zu diesen und war nur ideeller Mitbesitzer des Grundstücks der Gesellschaft „Harmonie". Mir erschien es unjuristisch, ja, geradezu revolutionär, daß man das Rechtsprincip einem guten Zweck geopfert hatte, weil man wußte, daß gerade dieser Abgeordnete im Stande sein werde, einen Bericht über die financielle Ueberbürdung der Herzogthümer zu erstatten, der noch Jahrzehnte lang ein Evangelium für das Land sein und in Dänemark Schrecken verbreiten werde.

Bei Gelegenheit einer Taufe in der Familie meines Hauswirths machte ich die Bekanntschaft des liebenswürdigen und originellen Kirchenpropsten Claus Harms. Besonders interessant war mir sein Urtheil über Barthold Georg Niebuhr. Anknüpfend an die vor Kurzem in Hamburg erschienenen: „Lebensnachrichten über Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde," äußerte er: „In diesen Briefen ist ja kein Gott und keine Poesie, nichts, woran man den jungen Mann erkennt; nur das Streben nach todter Gelehrsamkeit tritt darin hervor. Niebuhr ist auch kein ordentlicher Dithmarser. Um seines Vaters Haus war eine Planke, und er konnte über keinen Graben springen. Als ich ihn einst bei Falck traf, wollte er mich in die Vergangenheit ziehen und Gelehrsamkeit entwickeln. Ich bedankte mich aber dafür und suchte ihn in die Gegenwart zu locken, von der ich mehr wußte, als der gelehrte Mann." — Die Verlobung von Harms' einziger Tochter mit dem jüngsten Bruder Balemann's, der damals Prediger in Tondern war, brachte mich

*) Vgl. Stenographische Berichte S. 124.

in nähere Berührung mit dem geistreichen Manne. Die Traurede, die er bei der Hochzeit hielt, war die ergreifendste, welche ich jemals gehört habe. Daß der Vater seine Tochter, ein Geistlicher einen anderen traute, bot ihm allerdings reichen Stoff. Nach dem heiteren Festmahle in seinem Hause geriethen wir zufällig in ein religiöses Gespräch, und es überraschte und erfreute mich zugleich, daß er es gut aufnahm, als ich gegen ihn die Ansicht aussprach, daß es auch für den Glauben einen angeborenen Sinn gebe.

Mitte October hielt der Herzog Carl von Glücksburg, der älteste Bruder des jetzigen Königs von Dänemark, Christian IX., mit seiner Gemahlin, Prinzessin Wilhelmine, seinen Einzug in Kiel und übernahm das Commando des dort stationirten Jägercorps. Die Prinzessin war die jüngste Tochter des regierenden König-Herzogs Friedrich VI. und in erster Ehe mit ihrem Jugendgespielen, dem Sohne des Erbprinzen Christian und nachmaligen Könige Friedrich VII., vermählt gewesen, aber durch königliche Resolution von demselben geschieden. Für die Kieler war es natürlich ein großes Ereigniß, nach langen Jahren wieder einen kleinen Hof in ihrer Mitte zu haben. Sie beschränkten sich nicht darauf, die Tochter des Landesherrn mit Fackelzügen, Ständchen, Deputationen und einer Illumination willkommen zu heißen, bei welcher mich der vor der Tischlerherberge in einem Transparent angebrachte Wunsch Luther's: „Euer Leben sei so eben wie ein gehubelt Brett," am meisten ansprach. Sie wollten es sich nicht nehmen lassen, die häufigen Festlichkeiten auf dem Schlosse in gleicher Weise zu erwiedern. Die Stadt hat vielleicht niemals eine so glänzende Saison gehabt, wie im Winter 1838/39. Ich war gleich zu dem ersten Hofball eingeladen, fehlte auch bei keinem der anderen Feste und hatte mich der besonderen Gunst des stattlichen, liebenswürdigen Herzogs und seiner freundlichen hohen Gemahlin zu erfreuen. Die Gelegenheit, spielend den Ton der großen Welt zu erlernen und mit manchen der von Nah und Fern herbeiströmenden Gäste Verbindungen anzuknüpfen, war mir sehr willkommen. Da blieb denn freilich nicht viel Zeit und Lust zu anhaltendem Arbeiten übrig, wenn man wiederholt acht Tage hinter einander jeden Abend bis tief in die Nacht hinein tanzen mußte. Zeitraubender und zugleich auch amüsanter waren noch verschiedene kleine Aufführungen, für welche wir mehrfach selbst den Text dichteten, sowie die vorangehenden Proben und ein sich wöchentlich in befreundeten Häusern wiederholendes Kränzchen, in welchem neue Cotillontouren und allerhand Scherze und Ueberraschungen ausgesonnen wurden. Zu den vielen alten Freunden und

Bekannten waren manche neue hinzugekommen. Besonders gern und häufig verkehrte ich im Hause der Eltern des späteren Statthalters der Herzogthümer, Grafen Friedrich von Reventlou, deren jüngster Sohn, Graf Traugott, mir ein lieber Corpsbruder und Freund war. Er war von der Natur mit einem unverwüstlichen Fonds von Lebenslust ausgestattet und ein flotter Student, zugleich aber von tief religiösem Sinn und mannhafter Willenskraft, wenn es bisweilen galt, sich ein „bis hieher und nicht weiter!“ zuzurufen. Leider hatte er seinen Beruf verfehlt. Er hätte nicht Jura studiren, sondern Officier werden sollen, wie er das 1848, bei der Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark, wirklich ward. Er würde gewiß Tüchtiges geleistet haben, wenn er nicht früh gestorben wäre. Sein damals schon 75 Jahre alter Vater war nach Charakter und Körper ein eiserner Mann, zugleich aber durch angenehme gesellschaftliche Formen und vielseitige Interessen eine sehr sympathische Erscheinung. Die 15 Jahre jüngere, gemüthvolle Gräfin — eine geborene Gräfin Baudissin — verstand es vortrefflich, ihm mit feinem weiblichem Tact die Peccadillos des Sohnes zu verbergen und diesem wie seinen Freunden ihre reizende Villa anziehend zu machen. Die vorzüglichen Eigenschaften beider Eltern sind in dem ältesten Sohne, dem Grafen Friedrich, am entschiedensten verkörpert gewesen.

Das einzige Schlägerduell, in welchem ich jemals eine nennenswerthe Verwundung davongetragen habe, führte für mich eine kurze Unterbrechung dieses fröhlichen Treibens herbei und ließ mich zugleich zum ersten Male die Erfahrung machen, daß Niemand unsere Thorheiten schilt, so lange wir als Sieger einhergehen, daß aber Jeder Leichtsinn, Kraft- und Zeitverschwendung verdammt, wenn wir einmal unterlagen. Ein rasch geheilter Schälhieb über die Nase hatte meinen Gegnern zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß ich wahrscheinlich das edle Riechorgan verlieren werde. Um sie zu ärgern, ließ ich mir, als ich davon hörte, von dem Paukarzt die Nase schminken und besuchte ein Concert des norwegischen Violinvirtuosen Ole Bull. Ich erreichte meinen Zweck vollkommen, und das Spiel des noch jugendlichen Künstlers von fast kindlichem Wesen, mit anmuthigen Zügen und schönen Augen, den ich später noch mehrfach zu bewundern Gelegenheit hatte, entzückte mich. Aber die Strafe blieb nicht aus. Der gewaltige Temperaturunterschied zwischen dem heißen Saale und starkem Frostwetter draußen that mir nicht gut, und ich mußte von Neuem und länger als vorher das Zimmer hüten. Der Grund davon blieb nicht unbekannt, und ich bekam nun nicht nur von Balemann, Ratjen und Hegewisch, der mir zugleich mit ärztlichem Rathe freundlich zur Hand ging, sondern auch

von manchen weniger dazu Berechtigten viele verdiente Vorwürfe zu hören. Es fehlte jedoch auch nicht an ermuthigendem Zuspruch. Der tüchtige Nationalökonom Professor Georg Hanssen, welcher jetzt der Universität Göttingen zur Zierde gereicht, bei dem ich im Wintersemester schleswig-holsteinische und dänische Statistik hörte, erbot sich in liebenswürdiger Weise, mir, was ich während meines Unwohlseins versäumt hatte, privatim vorzutragen und weiter zu erläutern. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Abende, welche ich zu dem Ende in lebhafter Discussion bei ihm zubrachte, meine Vorliebe für staatswissenschaftliche Studien, die mit jedem Jahre zugenommen hatte, nur noch steigern konnten. Eine große Freude und ungemein förderlich für mich war es auch, daß mein Freund Dr. Bröcker sich — wohl um meinetwillen — im Herbst als Privatdocent in Kiel habilitirt hatte. Unverändert an Freundesgesinnung, gleich lebhaft und feurig wie früher, aber tüchtiger durchgebildet, war es ihm Bedürfniß, alle wissenschaftlichen Probleme, die ihn beschäftigten, und alle Gedanken, die in ihm auftauchten, mit dem Freunde durchzusprechen, um sich selbst klarer zu werden, anzuregen und selbst Anregung zu empfangen. Der Beifall, den seine freigehaltenen, gedankenreichen Vorlesungen bei seinen Zuhörern fanden, hob ihn. Wir sahen uns täglich und verkehrten jetzt noch mehr als sonst zusammen, weil ich seit Monaten nicht so häuslich und fleißig gewesen war, wie nach meiner letzten unangenehmen Erfahrung.

Da trat ein völlig unerwarteter und, was mich selbst betrifft, ziemlich unverschuldeter Zwischenfall ein, der für mein künftiges Leben und meine weitere Entwicklung von großer Bedeutung ward. Um eine Differenz zwischen meinen früheren Corpsgenossen und dem Wirth ihres regelmäßigen Versammlungslocals zu schlichten, ging ich, auf das von beiden Seiten an mich gerichtete Ersuchen, Mitte Januar (1839) eines Abends wieder einmal dorthin. Die Sache wurde rasch in befriedigender Weise erledigt. Der schöne Gesang eines der Freunde veranlaßte mich, sitzen zu bleiben, unbekümmert darum, daß an einem anderen Tische einige Studenten saßen, mit denen ich längst auf einem so gespannten Fuße stand, daß wir uns nicht mehr grüßten. Einer derselben, ein Thüringer, stud. phil. D., benahm sich so ungehörig, daß ich mich, da der Senior der Saxonen nicht anwesend war, verpflichtet fühlte, ihn sehr entschieden zur Ruhe zu verweisen. Am folgenden Tage erhielt ich ein Billet von ihm, das ich nur mit einer geschärften Forderung auf Pistolen beantworten konnte. Sagt doch schon ein spanisches Sprüchwort: „Eine Gänsefeder verletzt oft mehr als eine Löwenklaue.“ Es herrschte damals in Kiel die Unsitte, wegen

der unbedeutendsten Dinge auf Pistolen loszugehen. Ich selbst hatte schon vier solche Duelle gehabt, jedoch jedesmal nur auf mich schießen lassen und nicht wieder geschossen, weil ich in allen Fällen der Geforderte war, und der Gegenstand mir nicht ernst genug für solche Waffe erschien. Gambetta und der französische Minister de Fortou glaubten im November 1878 ihrer Ehre genug zu thun, wenn sie auf 30 Schritte Entfernung Eine Kugel wechselten. Bei den Kieler Studenten bildeten eine Distanz von 10—12 Schritten und 1—3 Kugeln die Regel; aber sie pflegten sich eben so wenig dabei zu verletzen, wie die beiden Franzosen. Bei den nach Dutzenden zählenden Pistolenduellen zu meiner Zeit war nur ein einziges Mal eine ernstere Verwundung vorgekommen. Ich ließ jetzt meinen Gegner auf 10 Schritte Ziel und so viele Kugeln fordern, bis etwas falle. Form und Inhalt seines Billets schienen mir das nach dem damaligen Brauch um so mehr zu gebieten, weil ich wußte, daß D. früher gegen einen gemeinschaftlichen Bekannten geäußert hatte: wenn er einmal mit mir losgehe, müsse einer von uns auf dem Platze bleiben. So schmerzlich es mir auch war, meine ganze Existenz einem Menschen gegenüber aufs Spiel zu setzen, den ich nicht sonderlich achtete, und vielleicht das Leben zu verlieren, ehe ich zeigen konnte, was ich — wie ich damals noch glaubte — zu leisten vermöge, bewahrte ich doch meine völlige Ruhe. Nachdem mein Gegner mich auf den folgenden Sonntag Nachmittag, 20. Januar, hatte bestimmen lassen, traf ich alle Vorbereitungen, zeichnete einige letztwillige Verfügungen auf, ordnete meine Papiere, vernichtete andere, schrieb die nöthigen Briefe an meine Mutter und Balemann und nahm meinem Secundanten, dem Senior der Saxonen B., das Ehrenwort ab, mich nicht rächen zu wollen, wenn ich fallen oder schwer verwundet werden sollte. Den letzten Abend brachte ich in vertrautem, ernstem Gespräche mit meinem Freunde Bröcker zu. Als ich am Sonntag Vormittag ein sehr fragmentarisch geführtes Tagebuch für meine Schwester Angelika einsiegeln wollte, fielen mir die Goethe'schen Worte ein:

„Ein Jeder hat, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!"

und ich schrieb dieselben noch hinein.

D. und sein Secundant, dem ich auch schon gegenübergestanden hatte, saßen damals wegen einer anderen Sache auf dem Carcer, durften dasselbe jedoch jeden Nachmittag auf zwei Stunden zu einem Spaziergang verlassen. Auf einem solchen trafen wir zur bestimmten Zeit im Düstern=

brocker Holz zusammen. Nachdem die beiderseitigen Secundanten die Pistolen gemeinschaftlich geladen hatten, und der meinige einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, D. zur Zurücknahme seiner Beleidigung zu bewegen, trat ich diesem gegenüber. Nach dem Wortlaut meiner Forderung mußte ich diesmal schießen, wenn ich nicht selbst erschossen werden wollte. Ich war ein ziemlich guter Pistolenschütze und beabsichtigte, meinem Gegner einen Streifschuß beizubringen. Meine erste Kugel ging denn auch durch seinen Rock, ohne jedoch seine Haut zu verletzen; die seinige verfehlte ihr Ziel. B. erneuerte den Versöhnungsversuch, der abermals zurückgewiesen wurde. Wir wechselten die Plätze, und in demselben Augenblick, wo ich losdrückte, traf mich D.'s zweite Kugel zwischen dem Schlüsselbein und der rechten Schulter, schlug die hoch aufgezogene, starke, neusilberne Schnalle meines Tragbandes krumm und blieb, etwas abgeplattet, mit den Zacken derselben vorn im Fleisch sitzen. Ich vermochte mich kaum aufrecht zu halten. Meine Kugel flog in Folge der Erschütterung weit über den Kopf des Gegners weg. Das Duell wurde für beendet erklärt. D. und sein Begleiter entfernten sich, und die beiden hinzugezogenen jungen Mediciner constatirten, als sie mich in einem in der Nähe befindlichen Hause untersuchten, daß weder der Schulterknochen gebrochen, noch die Arterie verletzt war, die Schnalle mich geschützt hatte. Sie waren noch mit Anlegung des Verbandes beschäftigt, als D. mit seinem Secundanten zurückkehrte und sich nicht scheute, in meiner Gegenwart die Vermuthung auszusprechen, die Pistolen seien wohl nicht gehörig geladen gewesen. B. wies darauf hin, daß der Gegensecundant sie ja selbst mitgeladen habe, und erklärte mit Entschiedenheit von Neuem das Duell für beendigt. Er lehnte es auch ab, weiter zu secundiren, als ich mich, da D. fortfuhr zu drängen, bereit erklärte, sofort weiter loszugehen, was mir meines Armes wegen am folgenden Tage vielleicht nicht möglich sein würde. Das Intermezzo endete mit der Verabredung, das Duell am folgenden Nachmittage unter denselben Bedingungen fortzusetzen. Erst später habe ich gehört, daß D. in der Nähe des Hauses von zwei Freunden erwartet war, die ihn, als sie den Ausgang des Duells erfuhren, ohne daß der schützenden Schnalle erwähnt ward, zu seinem sonst kaum begreiflichen Benehmen aufgehetzt haben sollen.

Um die starke Entzündung meiner Schulter zu zertheilen, legte mir einer der Aerzte eine solche Menge von Blutegeln an, daß er und ein paar Freunde es für geboten hielten, nachher die Nacht bei mir zu wachen,

weil es lange nicht gelingen wollte, das Nachbluten zu stillen. Sie hatten mich am Morgen kaum verlassen, und ich lag noch zu Bette, als der Oberpedell hereintrat, mich wegen eines beabsichtigten Pistolenduells mit D. zum Prorector citirte und mir bis dahin Stubenarrest ankündigte. Lächelnd fügte der verständige und discrete Mann mit einem Blick auf mein blutiges Hemd hinzu, es scheine fast, als ob die Citation etwas zu spät komme. Kurz darauf ließ mir D. durch einen seiner Freunde sagen, daß unser verabredetes Duell, da auch ihm die Denunciation angezeigt sei, rückgängig gemacht werden müsse. So konnte ich dem Prorector mit gutem Gewissen mein Ehrenwort geben, daß die Sache beigelegt sei. So unbegreiflich und schmachvoll mir die Denunciation erschien, betrachtete ich diesen Ausgang doch als ein Glück und hoffte, daß es ebensowenig mein letztes Glück gewesen sein werde, wie der 20. Januar mein letzter Tag gewesen war. Ich schrieb am Abend in mein Tagebuch: „Und nun, da mir das Leben wunderbar erhalten ist, will ich bedenken, daß es nur dann Werth hat, wenn ich die Kräfte, die Gott mir gegeben hat, ausbilde und einem würdigen Ziele nachstrebe."

Nicht lange konnte ich mich der Hoffnung erfreuen, daß auch meine Freiheit nicht gefährdet sei. Schon am 25. Januar wurde mein Duell mit D. dem Universitätsgericht denuncirt. Die Gefahr ging noch einmal glücklich vorüber, da man, als ich bei meiner Vernehmung mit möglichster Unbefangenheit leugnete, meiner Aussage umsomehr Glauben schenkte, weil in Folge einer Namensverwechslung ein verkehrter Zeuge geladen war, der sich wahrheitsgemäß zum Eide erbieten konnte, daß ihm von der Sache nichts bekannt sei. Da lief am 11. Februar eine neue Denunciation bei dem akademischen Consistorium ein, in welcher dem Prorector der Vorwurf gemacht war, daß er mich ungerechter Weise zu begünstigen und zu schützen scheine. Der ehrenwerthe, überdies von meiner Unschuld überzeugte Tönsen drängte deshalb einen der citirten Paukärzte zur Beeidigung seiner Aussage, daß er nichts von dem Duelle wisse, und da er diesen Eid nicht leisten konnte, zum Eingeständniß der Wahrheit. Als ich am 12. Februar zum Prorector gerufen wurde und den Doctor weinend am Fenster stehen sah, wußte ich, daß Leugnen nicht länger nützen könne, und erzählte mit erzwungener Ruhe die ganze Geschichte des Duells. Nur daß wir sofort die Fortsetzung desselben verabredet hatten, verschwieg ich, bis mein Gegner und dessen Secundant dies unnöthigerweise ausgesagt hatten. Viel schwerer als das Bekenntniß vor dem akademischen Gericht wurde mir das gleiche Bekenntniß Balemann gegenüber. Ich habe ihn niemals

so erregt gesehen, und mit vollem Recht warf er mir meinen Leichtsinn vor, der — wie er meinte — meine Carrière in den Herzogthümern jetzt unwiederbringlich zerstört habe. — Am Abend ließ mich der Prorector rufen, um mich zu bitten, zu verhindern, daß es in Folge der eingeleiteten Untersuchung zu Tumulten komme und der Zorn der Studenten sich gegen den Denuncianten wende. Auf meine Erwiderung, daß ich gar nicht wisse, wer dieser Unwürdige sei, daß ich ihn aber in einer Richtung der Stadt, auf die ich mit dem Finger hinwies, vermuthe, fiel er mir mit den Worten in die Rede: „Das habe ich Ihnen nicht gesagt". Obgleich meine von den Freunden getheilte Vermuthung dadurch für mich zur Gewißheit wurde, würde ich, selbst wenn Tönsen sich bestimmter ausgedrückt hätte, einem Menschen, der in blindem Haß solcher Gemeinheit fähig war, nicht die Ehre erweisen, ihn in diesem Buche zu nennen. Meinen bisherigen Corpsgenossen, die ich darum ersuchte, gelang es leicht, allen Unruhen vorzubeugen.

Obwohl mir bei der Repetition des Criminalrechts aufgefallen war, daß ich, wenn das heilige römische Reich noch bestände, straffrei ausgehen würde, weil das vom Kaiser bestätigte Reichsgutachten von 1668 über die Bestrafung der Duelle niemals publicirt ist, täuschte ich mich doch nicht darüber, daß mir eine längere Festungshaft bevorstehe. Ich hielt jedoch einstweilen an der Hoffnung fest, daß man mir deßungeachtet gestatten werde, im Herbst mein Staatsexamen zu machen, das noch vorher ehrenvoll zu bestehen mir unmöglich geworden war. Mit verdoppeltem Eifer begann ich deshalb wieder zu arbeiten, und es gereichte mir zur Ermuthigung, daß Ratjen, dem ich meine endlich vollendete lateinische Probeabhandlung über eine bestrittene Frage aus dem römischen Recht mittheilte, günstig darüber urtheilte. Nur um den Schein völliger Unbefangenheit zu bewahren, nahm ich, so wenig ich auch dazu aufgelegt war, nach wie vor an allen Festlichkeiten und Gesellschaften Theil. Da ich nicht viel Schlaf bedurfte und von jeher mit Vorliebe die späten Abend- und Nachtstunden zum Studiren benutzt hatte, wurde es mir leicht, das Versäumte jedesmal sofort wieder nachzuholen.

Anfang März erreichten die letzten Vorlesungen, die ich als Student besucht habe, mit Worten ihr Ende, die mir unvergeßlich geblieben sind. Etatsrath Falck schloß die seinige über schleswig-holsteinisches Eherecht mit der Bemerkung, daß es mehr auf ein gutes juristisches Räsonnement als auf positives Wissen ankomme. Hanssen äußerte am Schluß seiner schleswig-holsteinischen Statistik, daß er die Mängel der Verwaltung und

Verfassung deshalb besonders stark hervorgehoben habe, damit seine Zuhörer dereinst zur Verbesserung derselben mitwirken möchten.

Am 15. Mai wurde mir vor versammeltem Consistorium mein Urtheil publicirt, das auf zweijährige Festungshaft zweiten Grades lautete. Das akademische Gericht hatte nur auf anderthalb Jahre erkannt und, wie man wissen wollte, hatten sieben Professoren sogar Ein Jahr für eine ausreichende Sühne erklärt. Aber das Oberappellationsgericht, welchem solche Erkenntnisse von Amtswegen vorgelegt werden mußten, hatte den Spruch in pejus reformirt. Es hatte auf ein in Vergessenheit gerathenes großfürstliches Duelledict vom 14. September 1731 zurückgegriffen, das jedes Duell, sofern dabei keine Tödtung erfolgte, alternativ mit Landesverweisung oder Zuchthausstrafe bedroht. Da die Landesverweisung gesetzlich aufgehoben und statt derselben eine Freiheitsstrafe eingeführt war, „die angedrohte Zuchthausstrafe aber — wie es in den Entscheidungsgründen hieß — mit Rücksicht auf den Stand der Angeschuldigten zufolge feststehenden Gerichtsgebrauchs ausgeschlossen war“, hatte man diese barbarische Strafe durch längere Festungshaft ersetzt. Man wollte wegen der notorischen Häufigkeit der Pistolenduelle durch meine Verurtheilung abschreckend wirken. Mein Secundant B. wurde gleichzeitig zu drei Monaten Festung verurtheilt, das Erkenntniß über meinen Gegner und dessen Secundanten einstweilen ausgesetzt, weil gegen Beide noch andere Sachen anhängig waren. Sie sind schließlich straflos ausgegangen, weil es ihnen nach zwei vereitelten Versuchen gelang, aus dem Carcer zu entfliehen und in das Ausland zu entkommen. Hätte ich nicht glücklicher Weise den Inhalt des Erkenntnisses und dessen Motivirung schon vor der Publication erfahren, so würde mich die Erwähnung der nach formalem Recht für meinen Ehrenhandel verwirkten Zuchthausstrafe um die äußere Ruhe gebracht haben, die ich jetzt bei der Verlesung bewahren konnte. Ueber das gegen mich gefällte ungewöhnlich strenge Erkenntniß beklagte ich mich nicht. Seit ich aus manchen lieblosen Urtheilen, die zu meinen Ohren gekommen waren, gelernt hatte, wie leicht Jemandem Unrecht gethan wird, wenn nicht der ganze Mensch, sondern nur einzelne seiner Handlungen der Beurtheilung unterzogen werden, urtheilte ich selbst viel milder über Andere, als ich meiner etwas übermüthigen Natur nach früher oft zu thun geneigt gewesen war. Aber ich vermochte mein Duell auch nicht als ein moralisches Unrecht zu bereuen, weil ich nach meinen Ueberzeugungen nicht anders hatte handeln können und mich stark genug fühlte, die Folgen meines Thuns zu tragen, ohne zu murren. Ich machte mir nur darüber

Vorwürfe, meine Zeit nicht besser benutzt zu haben, und bedauerte, meiner Mutter und treuen Freunden Kummer bereitet zu haben. Als ob sich nichts in meiner Lage verändert hätte, machte ich nach der Urtheilsverkündigung am Nachmittag einen schönen Spazierritt und bemühte mich, Abends auf einem Balle heiter und unbefangen zu erscheinen. Ich wollte nicht bemitleidet sein.

Gleich beim Beginn der Untersuchung war mir weiterer Stadtarrest auferlegt, und der Antritt meiner Festungsstrafe hing nur noch von der Bestimmung des Königs ab, wo ich dieselbe abhalten solle. Um so dankenswerther war es, daß der akademische Senat mir Pfingsten gestattete, Kiel auf 10 Tage zu verlassen und meinen Vetter Dr. Heinrich Schleiden, dessen jüngste Schwester und deren mit meinem Bruder Emil eng befreundeten Mann, J. G. Hallier, auf einer kleinen Reise durch das östliche Holstein und nach Hamburg zu begleiten. Ich hatte Hallier, der in den Schriften Klinger's Anregung und Vorbild für die Entwicklung des eigenen Charakters*) empfangen hatte, schon im Herbst 1834 kennen gelernt. Sein unausgesetztes Bestreben, nicht sein Ideal in die Wirklichkeit überzuführen, sondern die Wirklichkeit zum Ideal zu erheben, hatte mich vom ersten Augenblicke an um so mächtiger angezogen, weil seine glückliche Häuslichkeit den Beweis dafür lieferte, wie sehr ihm dieses hier bereits gelungen war. Diese Reise brachte uns noch viel näher, und er hat mir bis zu seinem Tode (24. Januar 1882) Treue und Anhänglichkeit bewahrt. Der Glanzpunkt unseres gemeinschaftlichen Ausflugs war ein zweitägiger Aufenthalt an meinem Geburtsort Ascheberg, wo ich seit 1825 niemals wieder mit Angehörigen zusammengewesen war, die meine unvergeßlichen Jugenderinnerungen theilten. Statt selbst zu schildern, was ich damals empfand, will ich die nachstehenden Verse hier aufnehmen, mit denen mein Vetter Heinrich viele Jahre später meiner Mutter einige Bilder von Ascheberg vorführte:

„Jugendlust und Jugendleben
Soll im Bild vorüberschweben.
Jeder nennt's in andern Zungen;
Aber uns ist's so erklungen,
Wirkend wie ein Zauberwort:
Unsere Träume wandeln dort,

*) Hallier hat in nur für den engsten Freundeskreis gedruckten „Erinnerungen 1804—1855" selbst ein vortreffliches Bild seiner Charakterentwicklung und seines häuslichen Glücks entworfen.

Wo die hohen Buchen lauschen,
Wo des Seees Wellen rauschen
Und im Schilf die Möwe ruht;
Wo von fernen Ufers Höhen
Schloß und Thürme niedersehen
In die tiefe blaue Fluth;
Wo die gastlich treuste Liebe
Freiheit unserm Jugendtriebe,
Jede Lust des Tags gewährt,
Wo das Walten freundlich, innig,
Alles Leben, reich und sinnig,
Selbst zur Poesie verklärt.
Kennt Ihr noch den Weidenbaum? --
Aschberg, Aschberg, Jugendtraum!
Unvergessen, unverloren,
Immer wieder neugeboren,
Wenn aus jener sel'gen Zeit,
Zeuge der Vergangenheit,
Uns ein Auge, lieb und traut,
Wieder in das uns're schaut.

Als ich nach frohen Tagen in Hamburg, geistig und leiblich erfrischt, nach Kiel zurückkehrte, ward ich dort mit der Nachricht empfangen, daß ich meine Strafe in der Festung Nyborg auf Fühnen abbüßen solle. Ich empfand diese Entscheidung im ersten Augenblick als einen schweren Schlag, da ich Friedrichsort oder Rendsburg, so wenig sie auch bieten, schon weil sie auf deutschem Boden liegen, vorgezogen haben würde, söhnte mich jedoch rasch damit aus. Der Regierungspräsident Excellenz Spies machte mich auf den Vorzug aufmerksam, in Nyborg mit Leichtigkeit Dänisch lernen zu können. Etatsrath David aus Kopenhagen, der zufällig in Kiel war und sich meiner von 1835 her lebhaft erinnerte, gab mir einen Empfehlungsbrief an den Amtsverwalter, Justizrath Schiern, ein liebenswürdiger englischer Kaufmann in Kiel, Mr. Birch, einen anderen noch nützlicheren an seinen Geschäftscorrespondenten, den Agenten Suhr. Der Hofchef des Herzogs Carl und mein Studiengenosse, der spätere dänische Gesandte in St. Petersburg, Baron Otto von Plessen, empfahlen mich ihrem die Garnison von Nyborg commandirenden Vetter, dem Major von Hedemann. Auch an sonstigen Ermuthigungen durch den Präsidenten des Oberappellationsgerichts, Se. Excellenz Graf Brockdorff, und den Oberappellationsgerichtsrath Etatsrath Wiese fehlte es nicht. Dem Herzog Carl und seiner Gemahlin rechnete ich es hoch an, daß sie mich, so sehr ihnen das auch vielfach verdacht wurde, noch einmal zu einem Hofball

einluden und mir, ebenso wie der alte Graf Reventlow, von Neuem ihr Fürwort beim Könige zusagten. Dort traf ich noch einmal mit meinen liebsten Balldamen, den drei liebenswürdigen Töchtern Niebuhr's, Lotte Hegewisch und den Comtessen Sophie und Lotte von Brockdorff, zusammen, mit denen ich mich oft in so ernste Gespräche vertieft hatte, daß wir beim Cotillon vergaßen, wann die Reihe an uns war. Schwerer noch wurde mir der Abschied von Balemanns, Ratjens, Hanssen und den lieben Franz und Caroline Hegewisch. Ich hatte der Wunderlichkeiten des geistvollen Politikers und Arztes längst über die vielen Freundschaftsbeweise und guten Rathschläge vergessen, die er mir gegeben hatte; seine seltene Frau aber hatte sich wie eine Mutter zu mir zu stellen gesucht, und ich nahm es ihr nicht übel, wenn sie mich bald einen Eisbären, dann wieder einen Weltmann oder ein Gemisch von allem Möglichen nannte.

Am 12. Juni sollte ich mich in Nyborg einstellen. Am Tage vorher verließ ich das freundliche Kiel. Traugott Reventlow und ein anderer Freund begleiteten B. und mich auf dem Dampfschiff bis Faaborg. Die Freunde suchten uns zu erheitern, und bei dem herrlichen Wetter und dem schönen Blick auf die nahen lachenden Ufer der schleswigschen Küste, Alsen's und Aerroe's hätten wir glauben können, uns auf einer Vergnügungsfahrt zu befinden, wenn der Gedanke an unser Reiseziel nicht schwer auf uns gelastet hätte. Um Mittag trafen wir in dem reizend belegenen Faaborg ein. Ein letzter Händedruck, und die Freunde traten die Rückfahrt an; B. und ich aber standen allein auf der fremden Insel. Mit großer Freundlichkeit nahm sich der Zollverwalter, Kammerherr von Kaas aus Langerfelde bei Hamburg, den wir auf dem Dampfschiff getroffen, unserer an. Er war auf der weiteren Fahrt durch die schöne Insel unser Dolmetscher, wußte uns von der lästigen Zolluntersuchung zu befreien und gab viele willkommene Aufklärung. Tiefer Ernst erfüllte mich, als wir Abends über die Brücken und durch die Thore in die kleine Festung hineinfuhren, wo ich hinfort Jahr und Tag als Gefangener weilen sollte.

Festungszeit.

Der Commandant von Nyborg, Oberst und Kammerherr von Lützen, ein ungemein gutmüthiger und freundlicher alter Herr, nahm B. und mich bei einem Besuche, den wir ihm am Vormittage nach unserer Ankunft machten, mit unerwartetem Wohlwollen auf. Er war von dem Erbprinzen Christian, der als Generalgouverneur von Fühnen einige Tage vorher die Festung und auch unser künftiges Gefängniß inspicirt hatte, aufgefordert, uns so nachsichtig und rücksichtsvoll wie möglich zu behandeln, und sein Jugendfreund, unser Reisebegleiter Kammerherr von Kaas, hatte uns ihm an demselben Morgen warm empfohlen. Am Nachmittage sandte er uns seinen Adjutanten, Capitän d'Origny, um uns, ehe wir Abends in unserer künftigen Wohnung, einem nur aus zwei geräumigen Zimmern bestehenden Gebäude über dem Strandthore, eingeschlossen wurden, auf Stunden langem Spaziergang die schönsten Punkte der reizenden Umgegend zu zeigen.

Schon nach wenigen Tagen unterschied sich unser Gefängniß nur noch durch die Gitter vor den Fenstern und die verschlossene Thüre von einem guten, ja, eleganten Studentenquartier. Das etwas dürftige Mobiliar unseres Wohnzimmers war rasch durch einige, theils gekaufte, theils gemiethete Stücke, ein schönes Sopha, welches uns Herr von Hedemann, und ein Stehpult, welches uns Agent Suhr geliehen hatte, vervollständigt, und die weißen Wände schmückten unsere kleine Bibliothek und einige Bilder von Angehörigen und Freunden. Aus zwei Fenstern dieses Zimmers hatten wir eine entzückende Aussicht auf den nahen Hafen, den Meerbusen bis zu den Schanzen von Knudshoved und Schlippshavn mit dem Wacht=

schiff, das gethürmte Schloß und den Thiergarten von Holckenhavn und eine abwechselnd bewaldete und bebaute Hügelkette. Ein drittes Fenster gewährte den Blick über den Wall mit seinen stattlichen Baumreihen, den großen Belt und die seeländische Küste mit Corsöer. Der Raum vor dem Wohnzimmer war durch einen Schirm in eine Schlaf- und eine Durchgangsstube getheilt. Ein etwas Deutsch redender Soldat, den wir jederzeit durch einen Klingelzug herbeirufen konnten, welcher zu der am Fuße des Walls belegenen Hauptwache führte, war uns als Diener zugewiesen. Unsere zwar einfachen, aber guten Mahlzeiten erhielten wir aus einem benachbarten Restaurant, in welchem die unverheiratheten Officiere speisten. Zwei Stunden durften wir täglich zu beliebiger Zeit auf den Wällen spazieren gehen, die manche hübsche Aussichtspunkte boten, und wo uns Jung und Alt freundlich grüßte, Anfangs allerdings auch in unangenehmer Weise mit neugierigen Blicken verfolgte. Auf allen unseren Spaziergängen begleitete uns in einiger Entfernung eine Schildwache mit Seitengewehr, die bald so nachlässig wurde, daß sie uns wiederholt eine Viertelstunde oder länger aus den Augen verlor, wenn wir uns, während sie mit einem Bekannten plauderte, irgendwo hingesetzt hatten. Daß wir nach dem Spaziergang unserem Begleiter einen Schnaps zu geben pflegten, setzte uns natürlich bei Allen sehr in Gunst, und da bisher fast nur Officiere als Gefangene in Nyborg gewesen waren, salutirte uns jeder Soldat, als ob auch wir solche wären.

Meine Empfehlungsbriefe, die ich gleich am Morgen nach meiner Ankunft abgegeben hatte, erwiesen sich als sehr nützlich. Vor Allen gefiel mir der Agent Suhr, ein tüchtiger Kaufmann und ein Ehrenmann im besten Sinne des Worts. Mit gutem natürlichen Verstand, reicher Lebenserfahrung und einem höchst gemüthlichen und jovialen Wesen verband er große Offenheit und Treuherzigkeit. Ueber Land und Leute wußte er vortrefflich Auskunft zu geben, und freundlich sandte er uns täglich die neuen deutschen Zeitungen. Der Justizrath Schiern war ein sehr gescheuter und ungleich kenntnißreicherer Mann, ein guter Mathematiker und Kenner des Finanzwesens, sehr belesen und von glänzendem Gedächtniß. Er verstand es, mit Geschick das Gespräch auf einen interessanten Gegenstand zu lenken, der ihm Gelegenheit bot, sein Wissen zu zeigen, gab sich aber nicht so natürlich und Vertrauen erweckend wie Suhr. Mir ist als charakteristisch für ihn die witzige Adresse eines Billets in Erinnerung geblieben, womit er uns schon in den ersten Tagen schöne Erdbeeren aus seinem Garten sandte. Sie lautete: „À Messieurs S. & B. actuellement attachés (un

peu malgré eux) à l'observatoire de Nyborg." Ueberaus gefällig erwies er sich auch in Herbeischaffung von Büchern in allen Sprachen. Sehr verschieden von Beiden, aber gleichfalls ein höchst angenehmer Mann war Major von Hedemann, der mir mit Unrecht als etwas mürrisch und steif geschildert war. Als tüchtiger Militär, der strenge Disciplin hielt und ein gutes Verhältniß mit den Bürgern herzustellen verstanden hatte, genoß er allgemeine Achtung. Mir erschien er wie ein Hofmann von feinen Manieren, der gewandt und anziehend über dänische Zustände und die leitenden Persönlichkeiten sprach. Alle Drei besuchten uns häufig, und als der Erbprinz Christian auf dem Rückwege nach Kopenhagen die Erlaubniß ertheilte, daß wir Suhr und Schiern, deren Gärten an den Wall stießen, bisweilen in ihren Häusern besuchen dürften, fanden wir auch bei deren Damen freundliches Entgegenkommen, obgleich dieselben nicht mit gleicher Geläufigkeit Deutsch und Französisch sprachen, wie die Herren. Anfangs beschränkte sich der Verkehr in diesen Häusern auf den engsten Familienkreis. Der etwas ängstliche Commandant hatte solche Zweifel an der Competenz Seiner Kgl. Hoheit zur Ertheilung jener Erlaubniß, daß er seinem Adjutanten verbot, an der Gesellschaft theilzunehmen, als Suhr uns zum ersten Male zum Mittagsessen eingeladen und ihm das angezeigt hatte. Später nahm er es weniger strenge. — Die schöne und liebenswürdige Frau von Hedemann, eine geborene Freiin Holck von Holckenhavn, lernte ich erst später kennen und hochschätzen.

Bei diesem angenehmen Verkehr verblieb es übrigens nicht. Wir machten die Erfahrung, daß das Lästige der Gefangenschaft nicht in der erzwungenen Einsamkeit, sondern darin bestehe, daß man zudringliche Besucher nicht abwehren kann, das Gefängniß nur von Außen verschlossen ist, wir aber keinen Schlüssel haben, um für ungebetene Gäste nicht zu Hause zu sein. Wir lernten ein paar wunderliche Heilige kennen. Der Bataillonschirurg Dr. F., ein danisirter Deutscher, suchte uns auf, goß sich so viel Rum in seinen Thee, daß er trunken und grob gegen uns ward, weil wir nur Rahm nahmen, und schlief schließlich ein. Wir ließen ihn mit dem Stuhle, auf welchem er saß, von der Wache vor die Thüre setzen und gingen spazieren. Aeußerlich anständiger benahm sich ein Herr von K., der es wegen Beschränktheit und Trägheit nicht zum Officier gebracht hatte, sondern schon seit vier Jahren die Wache als Sergeant bezog. Aber auch er ennuyirte uns so durch sein einfältiges Geschwätz und seine Renommistereien, daß wir d'Origny baten, uns künftig beide Herren vom Leibe zu halten.

B. war mir ein werther und im Ganzen sympathischer Leidensgefährte. Er war einige Jahre älter als ich, hatte einen achtungswerthen Charakter, vielseitige, wenn auch lückenhafte, Kenntnisse und war ein guter Gesellschafter. Wir tauschten unsere Ansichten über unsere Lectüre und unsere Arbeiten aus, lasen auch Einzelnes zusammen und machten unsere Spaziergänge meistens gemeinschaftlich. Manchmal freilich verließ er das Zimmer garnicht. Es langweilte ihn, immer denselben Weg zu gehen, und wenn die Briefe von seiner Mutter, der Wittwe eines höheren hannover'schen Beamten, einmal länger ausblieben, war er verstimmt, weil er befürchtete, sie könnte erfahren haben, daß er sich auf der Festung befinde. Er hatte ihr dies aus Schonung völlig verheimlicht, datirte nach wie vor seine Briefe an sie aus Kiel, wo er dieselben durch einen Bekannten zur Post geben ließ, und hatte mit dieser Kriegslist vollen Erfolg. Zweimal nur entstand ein Mißverständniß zwischen uns, indem wir uns gegenseitig vorwarfen, von dem Andern beim Arbeiten gestört zu sein. Da redeten wir Tage lang kein Wort zusammen, gingen stumm mit einander spazieren, hüteten uns aber wohl, unsere Besucher etwas davon merken zu lassen. Das waren peinliche Stunden, besonders für mich, da ich ja Schuld daran war, daß B. als mein Secundant zur Festung verurtheilt war, und ich mich ihm zum Dank verpflichtet fühlte. Glücklicher Weise löste sich die kleine Mißhelligkeit beide Male ohne weitläufige Erklärungen fast zufällig wieder, und wir holten dann in lebhaftem freundschaftlichem Gespräche nach, was wir versäumt hatten.

Hätte unser Leben nicht durch wissenschaftliche Beschäftigung Reiz erhalten, so würde dessen Einförmigkeit, trotz aller uns erwiesenen Freundlichkeit und trotz des Interesses, mit welchem wir bisweilen auf unseren Spaziergängen den Uebungen und namentlich dem Bajonettfechten der Soldaten zusahen, tödtlich langweilig geworden sein. — Viel Vergnügen gewährte mir die Ausarbeitung meiner deutschen Examensabhandlung, zu deren Thema ich mir die Leibeigenschaft und deren Aufhebung, mit besonderer Rücksicht auf mein Heimathland, gewählt hatte. Meine staatswissenschaftlichen Studien kamen mir dabei sehr zu Statten, und die Arbeit gelang mir denn auch so über Erwarten gut, daß Professor Hanssen mich, als er sie gelesen hatte, auffordern ließ, sie nach dem Examen mit geringen Modificationen im „Staatsbürgerlichen Magazin" des Etatsraths Falck zu veröffentlichen, der zur Aufnahme bereit sei. Mein unmittelbar nachher erfolgender Eintritt in das praktische Leben hat mich allerdings verhindert, von dem freundlichen Vorschlag Gebrauch zu machen.

Mit den für meine Abhandlung nöthigen literarischen Hülfsmitteln hatte mich, so weit ich dieselben nicht bereits in Kiel benutzt hatte, Freund Ratjen versorgt. Ein Schiffer Steen, der jeden Monat ein paar Mal mit seinem Schooner zwischen Nyborg und Kiel hin und her fuhr, brachte mir jedesmal ein Kistchen mit wissenschaftlichen und unterhaltenden Büchern mit, die Ratjen sorgsam für mich ausgewählt hatte, zu dem wir Beide einen Schlüssel hatten, und nahm die benutzten auf seiner nächsten Reise wieder mit zurück. Das gab meiner Beschäftigung die nöthige Abwechslung und kam auch B. zu Gute. — Ab und zu gewährte uns der Blick aus unseren Fenstern, vor denen sich das ganze Getreibe am Hafen abspielte, eine erfreuliche Unterhaltung. Das war namentlich ein paar Mal der Fall, als Prinz Christian die Festung passirte. Dann waren alle Schiffe, besonders das Wachtschiff bei Schlippshavn, reich beflaggt. Von diesem und von den Wällen donnerten die Kanonen ihre Salutschüsse. Die Bürgergarde stellte sich mit klingendem Spiel auf der Schiffbrücke auf, und eine fröhliche Schaar Neugieriger, untermischt mit glänzenden Uniformen, drängte sich dort, um dem Prinzen, der sich als Gouverneur viele wirkliche Verdienste um die Insel erworben hatte, eine Huldigung darzubringen. Ein anderes Mal fand dort der Stapellauf eines eben vollendeten Schiffs bei großem Gedränge statt. Noch viel mehr Zuschauer lockte eines Morgens die Einschiffung eines Elephanten herbei, der, mit Decken behängt, hoch über der Menge hervorragte, erst nach vieler Mühe an Bord gebracht ward und nachher, da es beinahe windstille war, fast den ganzen Tag in Sicht blieb. — Die reichste Quelle des Genusses war für uns das Meer in seiner ewig wechselnden Erscheinung. Wir konnten die den Belt passirenden Schiffe und das jetzt täglich zwischen Corsöer und Nyborg hin- und herfahrende Dampfschiff auf ihrer ganzen Fahrt durch einen vorzüglichen Dolland, den mein Vater einst aus England mitgebracht hatte, und um den mich die Nyborger Lootsen beneideten, aufs Genaueste verfolgen; und wenn einmal ein stolzes Kriegsschiff unter unseren Fenstern kreuzte, legten wir unwillkürlich die Feder zur Seite, um uns des schönen Anblicks zu freuen. — Wundervoll waren manchmal die Lichteffecte. Unvergeßlich bleibt mir vor Allem ein Abendspaziergang Ende Juli. Dicke Wolken ließen das Meer fast schwarz erscheinen; nur die wenigen Häuser und Schiffe bei Schlippshavn waren von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne glänzend beleuchtet. Es begann zu regnen, und aus dem Wasser erhob sich ein prachtvoller doppelter Regenbogen, unter dessen intensiv gefärbten Streifen ein Schiff mit vollen Segeln hindurchfuhr.

Wohl an keinem Tage habe ich meine Gefangenschaft so schmerzlich empfunden wie an dem Hochzeitstage meiner Lieblingsschwester Angelika, die seit dem vorigen Herbst die glückliche Braut des Professors Franz von Woringen in Berlin war. Er war mir von ihren zahlreichen Bewerbern weitaus der liebste, und ich machte mir auch keine Sorgen darüber, daß er Katholik war, weil ich wußte, daß er ihr tiefes religiöses Gefühl ehrte und nie den Versuch machen würde, sie in ihrem Glauben irre zu machen. Ich war jedoch nicht sicher darüber, ob und wie es ihm in einer Zeit, wo der confessionelle Hader in den Rheinlanden aufs Aeußerste angefacht war, gelingen werde, eine gemischte Ehe einzugehen, ohne mit seinen nächsten Angehörigen und seiner Kirche förmlich zu brechen. Nun konnte ich nur mit meinen Gedanken und warmen Wünschen in Düsseldorf sein und nur mit meinem Mitgefangenen ein Glas Champagner auf das Wohl meiner fernen Lieben leeren. Fast acht Tage verflossen, ehe der nachstehende Brief meiner Mutter mir volle Beruhigung brachte:

Düsseldorf, 24. August 1839, Abends.

„Tief bewegt habe ich vor einigen Stunden von der lieben Angelika und ihrem Franz für kurze Zeit Abschied genommen. Sie machen eine kleine Hochzeitsreise nach Heidelberg und kehren dann, ehe sie nach Berlin gehen, noch einmal auf ein paar Wochen zu mir zurück. Wäre ich nicht fest von der Dauer ihres Glücks überzeugt, so würde mich der Gedanke, die letzte Tochter von mir zu lassen nnd von allen meinen Söhnen weit getrennt zu sein, niederbeugen können. Gott wird aber gewiß mein Gebet erhören, mir meine Kinder wieder zuführen und mich vor einem einsamen Alter behüten. Für den Augenblick weiß ich meiner Gemüthsbewegung nicht besser Herr zu werden, als indem ich Dir von der schönen Feier erzähle, die wir heute begangen haben. Laß mich zunächst die Besorgniß zerstreuen, die Du in Deinem letzten Briefe äußertest. Allerdings hatten alle hiesigen katholischen Geistlichen ihre Mitwirkung bei der Trauung von der Ertheilung des bekannten, immer verlangten Versprechens und davon abhängig gemacht, daß die katholische Trauung der evangelischen vorausgehe. Franz war empört darüber und würde, weil er wußte, daß wir auf solche Zumuthungen nicht eingehen würden, auf die Theilnahme eines Geistlichen seiner Kirche ganz verzichtet haben, wenn er nicht um seiner Geschwister willen Werth darauf gelegt hätte. So überredete er seinen Vetter H., der Caplan ist, ihm, im Widerspruch mit allen Amtsgenossen, die erwünschte Hülfe zu leisten. — Nachdem wir gestern Abend das Kranz=

binden in frohem Kreise bei Woringens gefeiert hatten, fuhren wir heute Vormittag zur evangelischen Kirche, die reizend mit Blumen ausgeschmückt und bis auf den letzten Platz mit Freunden und Bekannten aus der besten Gesellschaft gefüllt war. Vor dem Altar hatte ich einen großen wunderschönen Teppich mit der Ansicht des Ascheberger Hauses ausbreiten lassen, den Angelika's holsteinische Freundinnen für sie gestickt hatten, und der ihr, neben einem vorzüglichen Miniaturbild Deines unvergeßlichen Vaters und einem von Hildebrandt gemalten herrlichen Oelbilde ihres Schwiegervaters, unter allen reichen Geschenken das liebste war. Nur die nächsten Verwandten und Hermann von Rath, der Deine Stelle als einer der Brautführer vertreten mußte, waren von mir eingeladen. Nach schönem einleitendem Gesang hielt Pastor Thielsen eine ergreifende Traurede, und unmittelbar darauf segnete H. das junge Paar noch einmal ein. Nach abermaligem Gesang fuhren wir zur Civiltrauung aufs Rathhaus und von dort nach meinem Hause zum sehr belebten und hübschen Festmahle, nach welchem noch einige Lieder gesungen wurden. Auch H. hat, wie alle Woringens, eine herrliche Stimme. — Hättest Du doch Deine Schwester an ihrem Festtage sehen können! Sie sah im weißen Hochzeitskleide mit der Myrtenkrone und dem langen Spitzenschleier, der ihre schlanke Gestalt umwallte, wirklich unbeschreiblich schön aus, wozu der Ausdruck des Glücks und der Rührung, sowie ihr schönes Colorit nicht wenig beitrug. Die Liebe hat sie überhaupt nicht nur verschönt, sondern vielfach umgewandelt. Sie erinnert mich manchmal an Münchhausen's Posthorn, in welchem die Töne eingefroren waren, die, als sie aufthauten, frisch und lebendig erschallten. So ist es auch mit Angelika, seit die Liebe zu ihrem Franz sie innerlich erwärmte. Die früher oft Schweigsame und in sich Zurückgezogene ist so beredt und theilnehmend geworden, daß ich immer von Neuem meine Freude daran habe. — Doch ich will Dir das Herz nicht schwerer machen, als es ohnehin wohl sein wird. Ich bin mit meinen Gedanken viel bei Dir, erinnere mich aber immer nur an das, was mir wirklich Freude an Dir macht, und frage mich oft, wie es doch wohl zugeht, daß man sich des vollen Gefühls seiner Liebe am deutlichsten bewußt wird, wenn man getrennt ist, und daß die Abwesenheit Alles heiligt oder verwischt?" — —

Am 12. September war B.'s Strafzeit abgelaufen, und er verließ mich. Nun fühlte ich mich erst recht allein im fremden Lande; denn von den freundlichen Nyborgern konnte mir Keiner den bisherigen Genossen ersetzen, der mir durch gleiches Geschick, gemeinschaftliche Erinnerungen und

manche geistige Bande verbunden war, und den ich, so leicht er sich auch verletzt fühlte, werth schätzte. Es wurde mir Anfangs schwer, mich in meine veränderte Lage hinein zu finden. Es war, als ob, statt B.'s, ein böser Geist bei mir eingekehrt sei, der mich nicht zu ruhiger wissenschaftlicher Thätigkeit kommen ließ. Selbst das schon mehrfach bei ähnlichen Stimmungen oder Verstimmungen erfolgreich von mir angewandte Mittel, die Lectüre historischer Werke, wollte diesmal nicht anschlagen. Erst durch Johannes von Müller's Briefe an von Bonstetten und mehr noch durch Goethe's Werke wurde ich zur regelmäßigen Arbeit zurückgeführt. Denn Müller's oft wiederholte Mahnung: immer nur auf Einen Zweck hinzuarbeiten, konnte auch ich nicht überhören, und durch Goethe wurde ich wieder daran erinnert, daß „Emsigkeit im Nothwendigen" und „Mäßigung im Willkürlichen" zwei Hauptgrundsätze in jedem Moralsystem sind. An einem solchen, wenn gleich wesentlich von dem Verstande dictirten Moralsystem hielt ich aber damals um so mehr fest, damit ich nicht den Glauben an mich selbst und damit Alles verliere. Hängt doch unser Glaube an Gott und unser Vertrauen auf ihn enge mit dem Glauben an uns selbst und an die eigene Kraft zusammen. Dem Guten und Gerechten ist er gut und gerecht, dem Bösen und Hartherzigen zürnend und lieblos, dem Selbstgefälligen, der auf Jeden hinabblickt, ist er ein Gott, der eine große Hölle und einen kleinen Himmel hat. Nur wer sich versöhnt glaubt, kann wirklich beten, der sich Erhebende nur bitten, der Gefallene und Abgefallene nur betteln, und auch das nur ohne die Sicherheit, erhört zu werden.

Da ich in Nyborg Niemanden hatte, mit dem ich die Gegenstände meiner Studien hätte durchsprechen können, pflegte ich ab und zu einzelne Lehren laut sprechend zu repetiren, um mich dadurch an Klarheit und Schärfe des Ausdrucks zu gewöhnen. Außerdem machte ich es mir zur Regel, sobald ich einen größeren Abschnitt einer Materie gründlich durchgenommen hatte, über die schwierigsten Fragen, die mir dabei aufgestoßen waren, ganz kurze Ausarbeitungen niederzuschreiben und dieselben nachher bei nochmaliger Durchsicht der einschlagenden Quellen und Werke zu prüfen, um sicher zu sein, daß ich den Gegenstand richtig aufgefaßt und dargestellt habe. Solche Selbstthätigkeit gab meinen Studien neuen Reiz. Auf den Universitäten, wo meine Neigung, gegen den Strom zu schwimmen, um meinen Charakter auszubilden, mich namentlich in den letzten Jahren oft aus der stillen Studirstube herausgelockt hatte, war ich selten zu solcher halbproductiven Thätigkeit gekommen. Ich überzeugte mich aber

immer mehr, wie wichtig ein umfassendes positives Wissen und eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse des Landes für eine erfolgreiche künftige Wirksamkeit sei. — Neben meinen juristischen und staatswissenschaftlichen Studien fing ich gleichfalls ernstlicher an, Dänisch zu treiben. Für meinen geringen Verkehr in Nyborg bedurfte ich dessen allerdings kaum, da fast jeder Däne etwas Deutsch — das auch in den Schulen gelehrt ward —, Viele Französisch und Englisch verstanden. Das Bestreben, viele Sprachen zu lernen und sich dadurch mit den Kenntnissen des Auslandes zu bereichern, war bei der geringen Größe des Landes sehr erklärlich und würde gewiß nicht ohne Einfluß auf den ganzen Charakter des Volks geblieben sein, wenn nicht allen Dänen eine große Anhänglichkeit an ihrer Muttersprache, alten Rechten und Gewohnheiten gleichsam angeboren, und zugleich ein gewisses Phlegma eigen wäre. Für mich war der Gesichtspunkt entscheidend, daß eine gründlichere Kenntniß des Dänischen mir jedenfalls bei meiner künftigen amtlichen Carrière von Nutzen sein konnte. Um nicht gar zu viele Zeit mit dem Aufschlagen des Lexicons zu verlieren und mir rasch einen ausreichenden Wortschatz anzueignen, verfiel ich auf den Ausweg, irgend einen leichten französischen oder deutschen Roman erst im Urtext und unmittelbar nachher in möglichst wortgetreuer dänischer Uebersetzung zu lesen. Das erste Buch, dessen ich zu dem Ende habhaft werden konnte, hätte mir allerdings beinahe die Lust an dieser ganz probaten Methode benommen. Es war Paul de Kock's zwar leicht geschriebener, aber höchst frivoler Roman: „La femme, le mari et l'amant", von dessen Inhalt mir im Uebrigen nicht die geringste Erinnerung geblieben ist. In einigen kleinen Gesellschaften bei den freundlichen Suhrs und Schierns machte ich dann die ersten Versuche im Dänischsprechen.

Mitte November landete der Herzog Carl von Glücksburg mit seiner Gemahlin auf dem Rückwege von Kopenhagen unter meinen Fenstern. Schon von ferne winkte er mir freundlich zu und kam dann, noch ehe er ins Hôtel ging, mit seinem Gefolge herauf, um mich zu besuchen. Die Wache wollte im Diensteifer die äußere Thüre recht schnell aufschließen und brach dabei den Schlüssel im Schlosse ab. Nun stieg der Herzog auf die Bank vor meinem nach dem Wall hinausführenden Fenster, reichte mir durch das Gitter die Hand, die er in seiner liebenswürdigen Art immer von Neuem drückte, und unterhielt sich in dieser ungewöhnlichen Stellung, von zahlreichen Neugierigen umgafft, fast eine Viertelstunde mit mir. Er brachte mir Grüße von der Herzogin, erkundigte sich theilnehmend nach meiner Lage und forderte mich auf, sofern das noch nicht

geschehen sei, bald ein Begnadigungsgesuch einzureichen, für das er mir guten Erfolg in Aussicht stellen zu können glaubte. — Die Dänen haben, oder hatten wenigstens damals noch, außerordentlichen Respect vor Allem, was vornehm ist; und daß der Schwiegersohn des Königs sich coram publico so freundlich gegen mich benahm, machte auf Viele einen geradezu verblüffenden Eindruck, ließ mich in ihren Augen auf einmal als eine außergewöhnliche Persönlichkeit erscheinen und erweckte bei Einzelnen Neid. Mir kam es vor, als ob mich auf meinem Abendspaziergang Manche noch tiefer als gewöhnlich grüßten, obgleich das nicht ohne Anstrengung möglich war, da die Nyborger es niemals an Höflichkeit fehlen ließen.

Ehe ich noch, der Fürsprache der Prinzessin bei ihrem Vater gewiß, ein bereits entworfenes Gesuch um Begnadigung zu Ostern 1840 abgesandt hatte, traf die unerwartete Nachricht ein, daß König Friedrich VI. am 3. December gestorben sei und der Erbprinz als Christian VIII. den Thron bestiegen habe. Damit trat auch für mich die Politik wieder etwas in den Vordergrund. Ich täuschte mich keinen Augenblick darüber, daß mit dem Thronwechsel für Dänemark, und wahrscheinlich auch für die Herzogthümer, eine neue Epoche beginnen werde. Dem alten Könige, dessen Wahlspruch „Gott und die gerechte Sache“ gewesen war, hatte das Volk, weil man niemals an seinem guten Willen gezweifelt hatte, trotz alles Unglücks, welches er über das Land gebracht, bis zu seinem Ende Anhänglichkeit bewahrt. Das hatten auch die in ihrer großen Mehrheit conservativen und loyalen Schleswig-Holsteiner gethan, obgleich sie schmerzlich erfahren, daß die Dänen guten Grund gehabt hatten, Friedrich VI. „den ersten dänischen König“ zu nennen. Um dem verehrten Landesherrn nicht seine alten Tage zu verkümmern, hatte man ihn nicht mit Bitten um manche nothwendige Reformen und Neuerungen bestürmt. Sein Nachfolger durfte ähnliche Rücksichten um so weniger erwarten, weil man es nicht vergessen hatte, daß er es war, der die liberale norwegische Verfassung angenommen und beschworen hatte. Eine zahlreiche und einflußreiche Partei in Kopenhagen, der es nicht an fähigen Männern fehlte, hatte längst auf den Thronwechsel gewartet, um, wenn möglich, von Christian VIII. eine ähnliche Verfassung zu erlangen. Mir erschien es nach Allem, was ich über dessen Persönlichkeit gehört hatte, wenig wahrscheinlich, daß es dazu kommen werde, und ich wünschte es auch nicht, weil ich mir viel mehr von einer constitutionellen, als von einer parlamentarischen Regierung versprach und zunächst mehr von der Initiative der Krone, als von dem Drängen der Radicalen erwartete. Meine

politischen Ansichten hatten sich, seit ich ruhiger und besonnener geworden war, in Folge meiner Studien insofern etwas modificirt, daß mir zwar eine liberale Gesinnung und Auffassung aller Verhältnisse nach wie vor als die Hauptsache erschien, ich aber alle Extreme, von welcher Seite sie auch ausgehen mochten, entschieden mißbilligte und nur in einer allmäligen Entwicklung des Bestehenden Heil sah. Ich würde deshalb auch nicht länger Lust gehabt haben, die Studenten — wie ich das 1835 gethan hatte — zu einem Hoch auf David zu animiren, seit dieser in den letzten Jahren immer heftiger und radicaler aufgetreten war und dadurch den Schein erweckt hatte, daß er persönliche Absichten verfolge, einen Schein, der zur Wirklichkeit zu werden schien, als er sich jetzt der Regierung wieder zu nähern suchte.

Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte ich den Gang der Dinge in den dänischen Zeitungen, die ich regelmäßig las, und meine Bekannten trugen mir alle Nachrichten zu, welche sie aus der Hauptstadt erhielten. Die Antworten, welche der neue König auf die aus allen Theilen der Monarchie an ihn gerichteten und großentheils durch besondere Deputationen überbrachten Adressen ertheilte, ließen bald erkennen, daß er sich auf seinen hohen Beruf gut vorbereitet hatte. Die Bitten der Kopenhagener und Anderer um Einführung unbeschränkter Preßfreiheit — an der nach dem Tone der leitenden Blätter der Hauptstadt nicht viel zu fehlen schien — und um Gewährung der unveränderten norwegischen Verfassung wies er in gnädigen Ausdrücken, aber entschieden zurück. Auch Adressen aus Kiel und Flensburg wegen Ertheilung des Steuerbewilligungsrechts und eines entscheidenden Votums der Stände fanden keine Erhörung. Auf mich machten alle Erklärungen Sr. Majestät den Eindruck, als ob der König-Herzog sein Land auf preußische Weise glücklich zu machen, die materiellen Interessen auf jede Art zu fördern, den Commünen eine freiere Verfassung zu geben, aber seine Souveränetätsrechte ungeschmälert zu erhalten beabsichtige. Ueber seine Stellung zu der zwischen Dänen und Deutschen immer lebhafter entbrannten Nationalitätsfrage machte der neue Landesherr keine Andeutung. Einstweilen konnte man daher noch auf das Rechtsgefühl des hochgebildeten Mannes hoffen, der mit seinem Vorgänger immer auf gespanntem Fuß gestanden hatte, obgleich auch er, seit er 1831 zum Mitglied des dänischen Staatsraths ernannt war, wie dieser, seinen Namen Christian Frederick, statt Christian Friedrich, geschrieben hatte. Diese Hoffnung theilte auch ich, und der einzige Grund, welcher mich verfassungsmäßige Garantien wünschen ließ, lag in den Mittheilungen, die

ich von verschiedenen glaubwürdigen Zeugen über die Persönlichkeit des nunmehrigen Kronprinzen und späteren Königs Friedrich VII. erhalten hatte.

Am günstigsten noch hatte sich über ihn Professor David im Sommer in Kiel ausgesprochen. Er meinte: obgleich es dem Prinzen an allen Kenntnissen fehle, und Lügen ihm zur Gewohnheit geworden sei, könne das Land unter ihm sehr glücklich werden, weil er, wenn er nur eine gute Civilliste erhalte, Alles gehen lassen werde, und tüchtige Männer sich dann der Regierung bemächtigen würden. Einige Wochen später hatte Major von Hedemann gegen mich der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß Prinz Friedrich niemals den Thron besteigen werde; und als der Major wenige Tage nach dem Thronwechsel zum Chef des Generalstabes des zum commandirenden General in Jütland und Generalgouverneur von Fühnen ernannten Kronprinzen bestellt war, äußerte er bei seinem Abschiedsbesuche: der Kronprinz habe zwar das beste Herz, sei aber unendlich schwach, vergesse häufig seine hohe Stellung, überhebe sich aber wieder zu anderen Zeiten. Es fehle ihm an Geist, an wissenschaftlichem Sinn und allen Kenntnissen, und er habe sich bisher dem wohlthätigen Einfluß der ihm als Begleiter beigeordneten ehrenwerthen Männer völlig entzogen und in Fridericia ein ziemlich scandalöses Leben geführt. Herr von Hedemann täuschte sich deshalb nicht über die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung und betrachtete es als seine nächste Aufgabe, den Prinzen von Fridericia zu entfernen, damit er in Odensee oder Kopenhagen ein neues Leben beginne. Nicht günstiger lauteten die Urtheile der höheren Nyborger Officiere und Beamten über ihre erste Audienz beim Kronprinzen. Besonders kleinlich erschien mir, daß derselbe dem Commandanten, Obersten von Lützen, beim Abschied gesagt hatte: „Vergessen Sie nicht, daß mir, wenn ich nächstens nach Nyborg komme, nunmehr dreimal neun Salutschüsse gebühren!“

Die politische Erregtheit jener Zeit blieb nicht ohne Einfluß auf meine Thätigkeit. Die Staatswissenschaften zogen mich wieder mehr an als das trockene jus, und ab und zu suchte ich mich wieder durch die Lectüre von Goethe, Platen ꝛc. auf andere Gedanken zu bringen. Meine Gefangenschaft war mir übrigens durchaus nicht drückend, da ich die Einsamkeit immer lieber gewann. Ich würde in dem Tode König Friedrich's ruhig einen Wink des Himmels erblickt haben, mich einstweilen nicht weiter wegen meiner Begnadigung zu bemühen, wenn das Gefühl, von dem Willen Anderer abhängig zu sein, nicht schwer auf mir gelastet hätte, und die sich immer interessanter entwickelnden öffentlichen Verhältnisse mir

nicht den Wunsch nahe gelegt hätten, je eher je lieber in praktischer Thätigkeit an dieser Entwicklung theilnehmen zu können. Freudig leistete ich daher der mir Anfang Januar 1840 durch Major von Hedemann mitgetheilten Aufforderung des Kronprinzen Folge, ihm ein Begnadigungsgesuch zur Befürwortung bei seinem königlichen Vater zuzustellen. Acht Tage später erbat sich Herr von Hedemann ein Duplicat dieses Gesuchs, weil Se. Königliche Hoheit nach Hinzufügung einer warmen Empfehlung unter dem ersten aus Versehen das Dintenfaß darüber ausgegossen habe! — Gleichzeitig richtete Valemann im eigenen Namen wie in demjenigen meiner Mutter eine unterstützende Bittschrift an Se. Majestät.

Die diesmal für mich besonders ernste Weihnachts- und Neujahrszeit war mir durch viele Liebeszeichen aus der Ferne und manche Aufmerksamkeiten der freundlichen Nyborger leichter gemacht. Eine reiche Quelle der Freude wurden mir namentlich Hogarth's sämmtliche Kupferstiche in der Riepenhausen'schen Ausgabe, mit Lichtenberg's geistvoller Erklärung, welche die vereinigten Hamburger Freunde mir gesandt hatten. Gleichzeitig erweiterte sich der Kreis meiner Bekannten in unerwarteter Weise. In dem Chef des Ingenieurwesens, Oberstlieutenant von Beichmann, einem geborenen Norweger, hatte ich schon im Herbst, als er mich auf einem Spaziergange anredete und nachher wiederholt besuchte, um die nöthigen Einrichtungen zu meinem Schutz gegen die Winterkälte anzuordnen, einen prächtigen Mann kennen gelernt, mit dem ich später wirklich befreundet ward. Nun machte ich am Sylvestertage bei den freundlichen Suhrs, die mich behandelten, als wenn ich zu ihrer Familie gehörte, auch die nähere Bekanntschaft seiner nicht mehr ganz jungen und kränklichen, aber eben so liebenswürdigen wie gescheuten Tochter und der Frau von Hedemann. Wenige Tage später lud mich zu meinem Staunen auch der Commandant, Kammerherr von Lützen, der sich bis dahin gar nicht um mich bekümmert hatte, zu einem großen Dîner ein, und fortan gab derselbe kaum eine Gesellschaft und keinen Ball, wozu ich nicht hinzugezogen wäre. Er fühlte sich offenbar durch die Thronbesteigung König Christian's VIII. gegen alle Vorwürfe, die man ihm deshalb hätte machen können, gedeckt. Der Liebste von Allen, denen ich in dem gastlichen Hause zuerst näher trat, war mir der junge Garnisonsprediger Posselt, ein von deutschen Eltern in Dänemark geborener lebhafter und sehr begabter Mann, der, obwohl er selbst niemals in Deutschland gewesen war, eine gründliche deutsche Bildung besaß. Er war ein strenggläubiger Christ und hatte etwas sehr Gesetztes und Ernstes in seinem Wesen. Dennoch kehrte er nie den Geist-

lichen hervor, und man konnte über alles Mögliche mit ihm reden. Der Umgang mit ihm wurde mir ungemein förderlich. Er führte mich bei seiner niedlichen Frau ein, besuchte mich oft oder holte mich zu gemeinschaftlichen Spaziergängen ab, versorgte mich mit manchen guten Büchern, und ihm verdankte ich es, daß ich bald mit leidlicher Geläufigkeit Dänisch zu sprechen lernte.

Es war im Grunde sehr natürlich, daß ich als ein fremdes Element, das etwas Abwechselung in die gewohnten Kreise brachte, bei meinen neuen, wie bei den alten Bekannten ein gern gesehener Gast war. Man rechnete es mir jedoch mit Unrecht als einen Beweis besonderer Seelenstärke und Willenskraft an, daß ich mich in solchen Gesellschaften mit voller Unbefangenheit bewegte und manchmal gute Laune zeigte, obgleich ich eben erst mein Gefängniß verlassen hatte und wußte, daß ich gleich dorthin zurückkehren müsse. Der Grund davon lag unzweifelhaft mehr in natürlicher Anlage, früherer gesellschaftlicher Uebung und vielleicht auch in einem gewissen Leichtsinn. Trotz aller Zerstreuungen, welche diese Verbindungen mit sich führten, fuhr ich fort, im Ganzen sehr fleißig zu arbeiten, und es war mir manchmal recht unangenehm, keine Einladung ablehnen zu können, ohne mich krank zu melden und, wenn ich das gethan hätte, noch mehr durch Besuche in meinem Gefängniß gestört zu werden. Als ich Mitte Januar in Folge des abwechselnd sehr kalten, stürmischen und nassen Wetters wirklich einmal für längere Zeit ernstlich unwohl ward, suchte ich das deshalb auch meinen Bekannten möglichst zu verbergen und mein Leid stille zu tragen. Ich that das um so mehr, weil es ja ohnehin die schwache Seite fast aller Menschen zu sein scheint, daß sie, wenn man ihnen von Einem Uebel erzählt, gleich zehn andere vorbringen, von denen sie selbst betroffen zu sein behaupten, und daß sie überdies nicht recht an das Mißbehagen des Klagenden glauben.

Jene Zeit, in welcher mein Befinden sogar vielfach die Arbeitskraft beeinträchtigte, ward für mich durch die lange dauernde Ungewißheit, ob mein Begnadigungsgesuch Erfolg haben, oder ob man mir mindestens gestatten werde, zu Ostern das Staatsexamen zu machen, noch peinlicher. Zwar hatte das Oberappellationsgericht meine Anmeldung dazu und die Probeabhandlungen angenommen, aber das gewährte nur geringe Beruhigung, da ich erfahren hatte, daß der König mein Gesuch der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei zur Begutachtung übergeben hatte, und es mehr als zweifelhaft war, ob die Berichte des höchsten Gerichts und des Consistoriums der Universität, welche diese einziehen mußte, günstig

ausfallen würden. Die größte, ja fast die einzige Freude gewährten mir damals die häufigen Briefe meiner nächsten Lieben und meiner Freunde. Wer nie der Freiheit beraubt und fast ganz auf sich selbst und auf schriftliche Mittheilungen angewiesen war, macht sich schwerlich einen Begriff davon, welchen Werth jedes freundliche Wort, jeder anregende Gedanke, jede Nachricht von bekannten und unbekannten Personen und Verhältnissen, wie von dem Getreibe der freien Welt in solchem Zustande hat. Und wie sehr wird der Werth solcher Mittheilungen noch erhöht, wenn ein geistiges Element und Gewicht hinzukommt. Meine Lage brachte es mit sich, daß das der Fall war. Ich hatte in den Briefen, die ich schrieb, nur wenig von meinem äußeren, desto mehr von meinem inneren Leben zu erzählen und rief dadurch bald zustimmende, bald berichtigende oder polemisirende Erwiderungen hervor. Mag immerhin der Weg vom Herzen oder Kopf durch die Finger aufs Papier ein weiter, das geschriebene Wort nur ein sehr dürftiges Surrogat für das gesprochene sein, und gleicht ein Brief auch oft dem Gespräch mit einem Harthörigen, dem man sich vergebens ganz verständlich zu machen sucht, so ersetzt die auf diese Weise geführte Correspondenz doch vielfach den mündlichen Gedankentausch. Sie gab den Freunden das wohlthuende Gefühl, mir leichter über schwere Stunden wegzuhelfen, und brachte ihnen wie mir über manches psychologische Räthsel größere Klarheit. Aber ich will nicht leugnen, daß ich meine Briefe manchmal ihrer Bestimmung halber beneidete, und mir im traurigen Nachsehen nur übrig blieb, einige Variationen auf das Liedchen „wenn ich ein Vöglein wär'" aus dem A-moll hinzuzuphantasiren. Dennoch wiederholte ich oft das zweihundert Jahre alte Wort der Frau von Sévigné: „Oh! la belle chose que la Poste!" — Prosper Mérimée's: „C'est un des avantages de l'irréligion d'avoir des lettres le Dimanche", konnte man damals noch nicht nachsprechen.

Von den zahlreichen Briefen, welche ich in Nyborg erhielt und selbst dort schrieb, besitze ich nur noch sehr wenige; aber ein Tagebuch, welches ich damals führte, beweist mir, wie viel ich meinem Aufenthalt auf der Festung und den Stunden einsamen Nachdenkens zu verdanken habe. Um ein Tagebuch, in welchem man sich nicht darauf beschränkt, Erlebnisse und Thatsachen zu registriren, sondern den Versuch macht, seine innere Entwicklung zu verfolgen und sich selbst zu charakterisiren, ist es immer ein mißliches Ding. Der Mensch ist gar zu geneigt, sich selbst zu betrügen, und es ist schwer, auf dem Papiere fest zu halten, was in uns vorgeht. Die Aufzeichnungen, welche ich mir — allerdings mit häufigen und langen

Unterbrechungen — zu verschiedenen Zeiten, und leider in den bewegtesten und interessantesten am seltensten, gemacht habe, enthalten deshalb auch fast nur Thatsächliches und Urtheile über andere Menschen, Vorgänge und Bücher. Aber in Nyborg fühlte ich das Bedürfniß, mich in einem ganz regelmäßig geführten Tagebuche mit mir selbst zu unterhalten. Wie nützlich als Schule für die Ausbildung des Charakters die Betheiligung an dem kleinen Staatsleben der Studentenschaft auch sein mag, so genügt dieselbe doch schon deshalb nicht, weil die Mehrzahl der jungen Leute zu unentwickelt die Universität bezieht und weniger an ihre geistigen Aufgaben als daran denkt, wie sie die ungewohnte Freiheit am besten genießen könne. Die Einsamkeit lehrte mich, daß sich der Mensch den besten Theil seiner Erziehung selbst geben muß, und daß ein tüchtig entwickelter Charakter das erste Erforderniß für ein gedeihliches öffentliches Wirken ist, wichtiger selbst als glänzende Verstandesgaben und umfassendes Wissen. Leider vermag ich nicht mehr zu sagen, in wie weit ich die zahlreichen Bemerkungen aus meinem inneren Leben, welche weitaus den größten Theil meines Nyborger Tagebuchs ausmachen, als mein ausschließliches Eigenthum betrachten darf, und in wie weit ich, mir selber unbewußt, die Anregung dazu in früherer Lectüre, in Briefen oder Gesprächen erhalten habe. Die nachstehenden, meinen derzeitigen Aufzeichnungen entnommenen aphoristischen Gedanken sind jedenfalls für meine damalige Stimmung charakteristisch.

Aus dem Nyborger Tagebuche:

Der Grund unserer Schwäche liegt in dem Mißverhältniß zwischen unserer Kraft und unseren Wünschen, sowie in unserem zu geringen Wollen. Was man ernstlich will, das kann man auch; man soll aber nicht Alles wollen, was man kann.

Vorurtheile und verkehrte Ansichten läßt man leichter fahren, als man einen Fehler ablegt, der zur Gewohnheit geworden ist; und doch bekennt man Fehler leichter als Schwächen.

Unsere Studienjahre gleichen der Wanderung durch eine schöne Oase, wo wir im Bunde mit guten Gesellen aus dem klaren Quell des Lebens schöpfen, so daß uns die Erquickung auch dann noch bleibt, wenn wir unseren Weg durch die Wüste, getrennt von den Freunden, allein fortsetzen müssen.

Es ist ein Glück, wenn man frühzeitig lernt, sich in Umstände zu schicken. Ein Ungemach, das nur uns allein betrifft, das wir selbst verschuldet haben, während es zugleich eine Buße enthält, — und dazu gehört auch das Leben in der Gefangenschaft, — trägt sich jedenfalls am leichtesten.

Das viele Wohlwollen, welches mir erwiesen ist, ward insofern ein Unglück für mich, als dem Lobe nicht der nöthige Tadel beigemischt war. Wer meine Wünsche und Hoffnungen auf das wirkliche Maß meiner Kräfte zurückzuführen versteht, — mögen sie dann steigen oder fallen, — magnus mihi erit Apollo! Glücklicher ist Derjenige, der nicht wünscht, was ihm unerreichbar ist, als Derjenige, welcher erreicht hat, was er wünscht.

Wenn man weise genug wäre, sich bei seinen Wünschen so zu mäßigen, daß man nicht wünschte, die Zeit möge rascher vergehen, so wäre Leben und Genießen derselbe Begriff.

Ich fühle mich ganz zufrieden. Langeweile ist mir ein fremder Begriff, so lange ich nicht durch lästige Besuche gestört werde. Zufriedenheit entspringt selten aus Ueberlegung oder in Folge wohl bedachten Thuns. Sie ist meistens eine Tochter der Gewohnheit.

Der Augenblick entscheidet immer. Nach dem reiflichsten Nachdenken ist der endliche Entschluß doch nur das Werk des Augenblicks. Glücklich, wer sich dann für das Richtige zu entscheiden weiß, und wer jeden Augenblick richtig benutzt! Rasch gedacht, rasch gehandelt!

Aeußerliche Kleinigkeiten üben oft den wesentlichsten Einfluß und geben die Entscheidung über große Dinge. Kommen doch selbst die größten Revolutionen, wenn sie längst vorbereitet waren, meistens durch geringfügige Umstände zum Ausbruch.

Es ist mit den Wünschen und Hoffnungen wie mit den Leidenschaften. Beide unterjochen den ruhigen Verstand. Schlug eine Hoffnung fehl, so setzen wir gleich eine andere an die Stelle. Haben wir eine

Leidenschaft besiegt, so taucht gleich eine neue auf. Die Leidenschaften sind ihrer Natur nach bleibend und erzeugen sich eine aus der andern. Sie schlafen nur zeitweilig, und selbst wenn wir uns ganz vor ihnen gesichert zu haben glauben in geistigem Frieden und wahrer Gesundheit der Seele, haben wir keine Bürgschaft für die Dauer dieses innern Glücks. Wie oft keimt schon in uns eine Krankheit, wenn wir noch völlig gesund zu sein wähnen.

Es ist thöricht, sich damit zu quälen, wie man seinen physischen und psychischen Leiden abhelfen könne; es ist besser, sie ertragen zu lernen.

Wer in sich selbst hineinschaut, ist Dem zu vergleichen, der sich im Wasser spiegelt. Wenn dieses bewegt ist, sieht er nichts — oder alle Züge so verzerrt, daß er sie nicht als die seinigen erkennen mag. Ist es ruhig, so wird er freilich — je tiefer es ist, um so schärfer — sein wirkliches Bild sehen; aber er wird nicht immer damit zufrieden sein.

Wie schwach sind wir Menschen! Keinen Morgen sollte man das Gebet vergessen: „Führe uns nicht in Versuchung", keinen Abend die Bitte: „Vergieb uns unsere Schulden!"

Ein richtig geleiteter Ehrgeiz verdoppelt die Kräfte. Eitel ist der Mensch immer nur auf ganz nichtige Dinge.

Man muß gelebt haben, um weise zu werden; in den meisten Fällen werden die Erfahrungen, welche wir bereits gewannen, ausreichend sein, um daraus für unser künftiges Verhalten Lehren zu ziehen.

Jeder muß selbst am besten wissen, was für ihn gut und passend ist, und thun, was seiner Ueberzeugung entspricht. Wenn nur nicht manchmal böse Selbsttäuschung dabei mit unterliefe!

Pflichten sollten uns um so heiliger sein, je schwerer es uns wird, sie zu erfüllen, weil sie oft genug unseren Neigungen und Gelüsten zu=

widerlaufen. Es ist gewiß ebenso schwierig, die kleinen täglichen Pflichten zu erfüllen, wie unter günstigen Umständen eine einzelne Großthat zu verrichten. Aber treue Pflichterfüllung trägt zugleich den Lohn in sich selbst, weil es mehr werth ist, dauernd von Allen geachtet, als ein einzelnes Mal bewundert zu werden.

Der Mensch wird nicht leicht der Welt entfremdet, ja, er wird dadurch, daß er eine Zeit lang nur in geringer Verbindung mit ihr stand, sogar den Vortheil erlangen, später Manches mit um so schärferem Blick anzusehen.

Der Neujahrstag erscheint mir wie ein vielen Millionen gemeinschaftlicher Geburtstag. Meine Betrachtungen am Neujahrstage und an meinem Geburtstage sind fast dieselben. — Freudig sind sie nicht immer.

Begraben muß man beständig, seien es liebe Menschen, seien es traute Gedanken; aber je mehr der Mensch begräbt, desto selbständiger wird er auch.

Windstillen in der Seele wie im Leben gleichen den Windstillen auf dem Meere und treten von Zeit zu Zeit ein; aber meist folgt ihnen ein Luftzug, ein frischer Wind, ein Stoßwind oder auch ein wirklicher Sturm, der uns rasch um Ruhe, Zufriedenheit und Glück bringt.

Man muß erst viel sehen und kennen lernen in der Welt, um in der Vereinsamung nicht einseitig zu werden.

Unwissenheit hat schwerlich jemals so viel Unheil angerichtet, wie Irrthum und halbes Wissen. Man geräth nicht deshalb auf einen Irrweg, weil man ihn nicht kennt, sondern deshalb, weil man ihn zu kennen glaubte.

Irrende kann man klug machen, Dumme nicht.

Der Satz: „In jeder Lüge liegt eine Wahrheit,“ hat guten Sinn, wenn man ihn cum grano salis versteht. Das Unwahre und Verkehrte

in einem Urtheil liegt meistens in dessen Einseitigkeit. Wenn wir einen Menschen tadeln wollen, heben wir nur seine schlechten Seiten hervor, und deshalb kann unser Urtheil gleichzeitig richtig und verkehrt sein.

Geistreiche, wohlbegründete Ansichten Anderer sind das Material, welches mich in die Höhe trägt, gleich dem Quecksilber, auf dem eine eiserne Kugel schwimmen kann, die im Wasser untersinkt.

Was Krieg für die Völker, das ist die Polemik für die Wissenschaft. Stoße ich bei meinen Studien auf zwei sich entgegenstehende Ansichten, so fühle ich mich dadurch gleich zu eifrigem Nachdenken angeregt und ruhe nicht, bis ich mir eine selbständige Ansicht gebildet habe: dann ist Friede!

Die Zweifel nehmen zu mit dem Wissen.

Die Wahrheit in der Wissenschaft, das Schöne in der Kunst, die Ordnung im Staatsleben, — drei große Dinge, deren Förderung auch mein Leben geweiht sein soll! Nisi utile quod facimus, stulta est gloria!

Eigentlich productiv sind wir nur dann, wenn uns ein Gegenstand großes Interesse eingeflößt hat; diese geistige Selbstthätigkeit bietet den höchsten Genuß und die Würze des Lebens.

Es liegt eine tiefe Wahrheit in den Gemeinplätzen, daß auf Regen Sonnenschein, auf Nacht Tag, auf Finsterniß Licht und auf Kampf Sieg folgt.

Das Wasser in einem Flusse wird rein und reiner, je ruhiger es sich fortbewegt. Umgekehrt ist es mit dem Menschen, der gerade in Zeiten der Unruhe und Bewegung leichter abschüttelt, was Unreines an ihm klebt. Leben ist aber nur in der Bewegung, und da sich vom geringsten Wurme bis hinauf zum Stern Alles regt und rührt, ist Mitbewegung im Leben und Einfluß auf die Bewegung Anderer gewiß auch Bestimmung des Menschen.

Manches Wort ist geistreich, ohne daß es den Verstand zur Quelle hat.

Die meisten Menschen sind mehr klug als verständig, und die Klugheit setzt sich leichter über die Moral hinweg als der Verstand.

Die Welt wie der einzelne Mensch besteht aus Widersprüchen. Das zeigt jeder Tag.

Sobald es erst gelingt, sich durch Gesinnung und Handeln die eigene Achtung zu erwerben, wird die Achtung Anderer von selbst nachfolgen, und in dieser sehe ich eine Hauptbedingung künftiger Wirksamkeit.

Das Individuelle ist es, was besonders wirkt.

Völlig unparteiisch zu sein, ist wohl kaum möglich. Kehrt doch sogar der Spiegel unser Bild um, wenn wir hineinblicken, und machen uns Andere doch nur dann den Vorwurf der Parteilichkeit, wenn sie anderer Ansicht sind als wir.

Die meisten Menschen lassen lieber ihre heiligsten Interessen mit Ernst angreifen, als sich in den kleinlichen Gewohnheiten ihres täglichen Lebens stören. Für jene wagen sie noch einen Kampf, diese aber betrachten sie als durch die Sitte geheiligt und geschützt, und deren Vertheidigung würde sie aus ihrer Bequemlichkeit herausreißen, welche die Meisten am höchsten schätzen.

Häufig werde ich angebettelt, wenn ich über den Wall gehe, und auch unter meinem Fenster sammeln sich oft Arme. Obgleich ich mir zur Regel gemacht habe, Unbekannten nur ausnahmsweise eine Gabe zu reichen, bewegt mich doch jetzt mehr als früher das bittende Wort und der Blick eines elenden Kindes und mehr noch die Bitte eines Gefangenen. Non ignarus mali miseris succurrere disco.

Es ist eine göttliche Gabe, wenn uns Gelegenheit geboten wird, Anderen wohl zu thun, und wir sollten dafür selbst dankbarer sein, als Diejenigen, welchen wir wohlzuthun vermochten.

Auf meinem Spaziergange gab mir der klare Mondschein zu allerhand Gedanken Anlaß. Wenn wir uns das höchste Wesen vorstellen, so suchen wir es über uns, weil wir es für weit über uns erhaben halten. Wir sehen deshalb nach oben. Unser Gegenfüßler muß in demselben Gefühle nach der gerade entgegengesetzten Richtung blicken. Das bildet einen schönen Beweis für den allgemeinen Glauben an die Allgegenwart Gottes, aber merkwürdig ist dabei, daß Jeder Gott überall, nur nicht auf dem Planeten sucht, den er selbst bewohnt, vielleicht in dem Gefühle, daß gerade dieser Stern zu gering ist für die Wohnung des Höchsten.

Weder beständige Güte und Liebe, noch beständig drohender Zorn übt den wohlthuenden Einfluß auf unser Inneres, wie die schöne Vertheilung von Licht und Schatten auf unser leibliches Auge.

Blaue Augen gelten für hübsch und für deutsch. Ich kann nicht darüber urtheilen, da ich selten auf die Farbe, aber immer auf den Eindruck achte, welchen das Auge, in dem sich die Seele spiegelt, hervorbringt.

Man zeigt sich Anderen gegenüber nur dann ganz natürlich und wie man ist, wenn man sich wohl mit einander fühlt. Denn wirkliches Behagen läßt keine Verstellung aufkommen, wenigstens nicht bei mir.

Man fühlt sich nie behaglicher, als wenn draußen tosendes Unwetter uns die eigene Ruhe voll würdigen lehrt.

In der alten Welt waren Viele die Sclaven Anderer; heute sind fast Alle die Sclaven ihrer eigenen Bedürfnisse.

*
* *

Bei Tage langem Regenwetter regnen alle unsere trüben Gedanken mit herunter, und Schnee und Kälte empfindet man nie unangenehmer, als wenn die Tage wieder zunehmen und man das Leichentuch der Erde desto länger vor Augen hat. Der Februar brachte endlich ein paar schöne Tage, und an einem solchen forderte mich Pastor Posselt, da er mich etwas wohler fand, zu einem Spaziergang auf. Als wir an ein kleines Ausfallthor beim Telegraphen gelangten, meinte er: wir könnten eben so gut

außerhalb der Festung spazieren gehen, er wolle das schon beim Commandanten verantworten. Er sprach mit dem Wachtposten, und zum ersten Male seit acht Monaten überschritt ich die Festungsgräben. Wir gingen zum Thiergarten von Holckenhavn und wanderten dort lange unter den entlaubten Buchen in ernsten Gesprächen auf und ab. Die Luft erschien mir reiner, die Gegend mit den herrlichen Ausblicken auf Stadt und Meer, das Holckenhavner Schloß und die Au so mannigfaltig und schön, daß ich tief bewegt wurde. Ruhig ließ ich mich nachher wieder einschließen; aber das Abendroth war längst geschwunden und der Mond beleuchtete matt mein Zimmer, ehe ich mich wieder völlig zu sammeln vermochte. Ich war den ganzen Abend zu ergriffen, um ordentlich arbeiten zu können, und fast eine Woche verging, ehe ich mich entschließen konnte, meine Spaziergänge auf den Wällen wieder aufzunehmen.

Nach dieser freudigen Gemüthsbewegung wurde es mir doppelt schwer, die noch immer ausstehende Entscheidung über mein Begnadigungsgesuch geduldig und ergeben abzuwarten. Ostern und die Zeit der Abhaltung der Staatsprüfung rückten immer näher. Als der Kronprinz in den ersten Tagen Aprils von einer Reise nach Kopenhagen zurückkehrte und durch Nyborg passirte, ohne mir Nachricht zukommen zu lassen, konnte ich allerdings kaum noch bezweifeln, daß ich vergebens auf meine Befreiung gehofft hatte. Denn der König liebte es, seinen Sohn zum Organ seiner Gnadenbeweise zu wählen. Am 13. April erhielt ich endlich durch Balemann die erste Nachricht, daß beim Oberappellationsgericht der in Folge Allerhöchst unmittelbarer Resolution ertheilte Bescheid der Kanzlei eingetroffen sei: mein Gesuch könne „zur Zeit" nicht bewilligt werden. Das war ein harter Schlag; aber dennoch dankte ich Gott, daß die Entscheidung, welche ich noch wenige Wochen früher als ein großes Unglück angesehen haben würde, mir in einem Augenblicke zukam, wo ich nach langen inneren Kämpfen darauf vorbereitet war, sie gefaßt hinzunehmen. Zugleich stieg der König dadurch in meiner Achtung, daß er das Gutachten des höchsten Gerichts, das er verlangt, auch beachtet hatte; und die Worte „zur Zeit" in dem Allerhöchsten Bescheide berechtigten mich zu der Erwartung, daß meine Befreiung nun jedenfalls bei Gelegenheit der bevorstehenden Krönung erfolgen werde. Ohne mich nutzlosen Klagen hinzugeben, begann ich sofort meine Studien nach einem schon vorher entworfenen erweiterten Arbeitsplan fortzusetzen. Eine ganze Reihe wohlthuender Eindrücke, welche die nächste Zeit mir brachte, ließ mich noch leichter über die Täuschung meiner Hoffnung hinwegkommen.

Als ich am Ostersonntag beim Commandanten dinirte, ertheilte derselbe mir die Erlaubniß, künftig auch außerhalb der Festung spazieren gehen zu dürfen. Ob ein Wink aus Kopenhagen oder seine Gutmüthigkeit und sein Wohlwollen für mich dabei den Ausschlag gegeben hatte, erfuhr ich nicht; aber keine größere Freude hätte mir bereitet werden können. Acht Tage später, am 25. April, kam der Kronprinz Friedrich nach Nyborg, um die Truppen zu inspiciren. Ich sah der am Strande des Belts abgehaltenen Revue von meinen Fenstern aus durch das Fernglas zu. Als der Prinz mit seinem Gefolge zur Stadt zurückkehrte, gab mir Major von Hedemann einen Wink, daß Se. Königl. Hoheit zu mir heraufzukommen beabsichtige. Ich wollte rasch die Morgenschuhe mit Stiefeln wechseln, hatte aber erst einen angezogen, als der Prinz mit den Worten eintrat, daß er mir „eine Visite zu machen" wünsche. In überaus liebenswürdiger Weise sprach er sein Bedauern darüber aus, daß seine Empfehlung meines Begnadigungsgesuches nichts genützt habe, weil sein Vater, der König, welcher mir gerne meine Freiheit wieder gegeben haben würde, das Gutachten des Oberappellationsgerichts nicht habe unbeachtet lassen können. Zugleich erbot er sich, ein neues Gesuch zur Zeit der Krönung warm zu befürworten, freute sich zu hören, daß ich mit meiner Behandlung sehr zufrieden sei, und plauderte dann noch über Dieses und Jenes zehn Minuten weiter, woran sich seine Begleiter betheiligten. Das gute Deutsch, die stattliche Erscheinung und das überaus freundliche Benehmen des Kronprinzen ließen ihn viel liebenswürdiger und angenehmer erscheinen, als ich nach seinem bisherigen Ruf erwartet hatte. Das Urtheil über den Prinzen schien sich überhaupt, seit er Kronprinz geworden, und seine neue Umgebung ihn zweckmäßiger behandelte, allgemein wesentlich geändert und gebessert zu haben. Schon vor Wochen hatte mir Oberstlieutenant von Beichmann erzählt, daß die Mitglieder einer Militärcommission in Odensee, deren Vorsitz Se. Königl. Hoheit führte, ganz erstaunt darüber seien, wie würdig und verständig sich der Prinz benehme, und daß derselbe manchmal gute eigene Gedanken und beachtungswerthe Vorschläge hören lasse. Nun rühmte mir auch Herr von Hedemann die Gutmüthigkeit und den guten Willen des hohen Herrn, die zu größeren Hoffnungen berechtige.

In den Augen der Nyborger war ich durch den Besuch des Thronerben wieder um einige Zolle größer geworden, und die mir von ihm, wie früher von dem Herzog Carl erwiesene Beachtung war wohl nicht ohne Einfluß darauf, daß neben meinen älteren Bekannten manche Andere

mich in ihre Kreise zu ziehen versuchten, obwohl mir bei den abweichenden Ansichten der Dänen über Duelle meine Gefangenschaft in ihren Augen nicht zur Empfehlung gereichen konnte. Das ward noch mehr der Fall, als mich gegen Mitte Mai mein Freund Graf Traugott Reventlow durch einen achttägigen Besuch hoch erfreute. Er hatte soeben sein Staatsexamen bestanden und zur Belohnung dafür von seinen Eltern die Erlaubniß zu dieser Reise erhalten. Ganz unerwartet trat er am 13. Mai in mein Zimmer, als ich gerade vom Commandanten zurückgekehrt war, der mir freundlich einen Bericht an das die Stelle eines Kriegsministeriums vertretende königliche Generalkriegs-Commissariats-Collegium vorgelesen hatte, in welchem er dasselbe aus eigenem Antriebe in den wärmsten Ausdrücken aufgefordert hatte, meine Begnadigung bei Gelegenheit der Krönung zu beantragen. Der alte Oberst, dem ich meinen Freund am folgenden Morgen vorstellte, ertheilte mir sofort für die ganze Zeit seines Besuchs alle mögliche Freiheit. Daß Reventlow Graf war und einer der angesehensten Familien des Landes angehörte, erhöhte unverkennbar bei ihm, wie bei manchen anderen Bekannten den günstigen Eindruck, welchen seine Persönlichkeit machte. Er war viel ernster und gesetzter als früher geworden, hatte sich aber seine unverwüstliche gute Laune bewahrt, die er nun fortwährend sprudeln ließ, als Alle wetteiferten, ihm den Aufenthalt mit Mittags- und Abendgesellschaften — deren auch ich ein paar in meinem Gefängniß veranstaltete —, Spazierfahrten und Spaziergängen in der schönen Gegend so angenehm wie möglich zu machen. Wir waren fast unausgesetzt zusammen, und vom höchsten Werthe war es für mich, endlich einmal täglich viele Stunden lang mit einem Freunde die verschiedensten Fragen unseres gemeinschaftlichen Studiums durchsprechen zu können. Obgleich ich mich ihm im Ganzen gewachsen fühlte, wurde ich mir dabei doch über Manches klarer, und die erfreulichen Tage unseres Zusammenseins brachten mir so viele wohlthuende Anregung und geistige Erfrischung, daß es mir, als ich wieder allein war, einige Kämpfe kostete, ehe ich das gewohnte, fleißige und einfache, wenn gleich auch genußreiche Leben mit der nöthigen Geistesruhe und Kraft von Neuem beginnen konnte.

Eine wahre Erquickung waren mir an jedem schönen Tage weite Spaziergänge in der wirklich reizenden Umgebung Nyborg's. Das manchmal bis in die Tiefe aufgewühlte und am Strande hochaufschäumende, dann wieder spiegelglatte Meer und die wechselnde Beleuchtung ließen dieselbe immer verschieden und neu erscheinen. Der Belt war häufig von

Schiffen, das Binnenwasser bei Knudshoved von großen Zügen wilder Gänse belebt. Vierzig und mehr Füllen sprangen in den Niederungen munter und wild zwischen zahllosen ausgewachsenen Pferden umher, ein Anblick, der zum Verweilen und zum Zuschauen einlud. Man muß lange gefangen gewesen sein, um sich über tausend Dinge recht von Herzen freuen zu können, deren man früher nicht achtete, weil man sie täglich genießen konnte. Ich wenigstens durchwandere seitdem Gottes schöne Schöpfung mit offeneren Augen und dankbarer als zuvor. Ab und zu war Pastor Posselt mir ein lieber und lehrreicher Begleiter. Einmal machte ich sogar mit d'Origny's Nachfolger, Capitän Hommel, einen vierstündigen Ausflug nach dem aussichtsreichen Kaiberg. Meistens aber ging ich, nur von meiner Wache begleitet, die bei zweifelhaftem Wetter und Wege den Paletot und die Ueberschuhe trug, allein. Einer meiner Lieblingspunkte war ein mit herrlichen Buchen bewaldeter, in das Meer hinausragender Hügel im sogenannten Teglevaerkskov. Dort formten sich auch meine Gedanken seit langer Zeit wieder bisweilen in Versen, von denen die folgenden, wenn gleich formell mangelhaften, hier Platz finden mögen, weil sie ein treues Bild meiner damaligen Stimmung geben:

In einen schönen Tempel, da trat ich heute ein;
Der Säulen stolze Reihe war nicht von Marmorstein,
Nein, schlanke Buchen strebten gar freudig himmelan
Und deuteten dem Menschen die ihm bestimmte Bahn.
Durch grüner Zweige Gipfel erschien des Himmels Blau
Und wölbte wunderherrlich den großen Gottes-Bau.
Die Orgel spielt ein Meister, wie ich ihm nie gelauscht,
Des Meeres wilde Woge, die an das Ufer rauscht.
Im letzten Abendstrahle erglänzt die See gar weit,
Ein Anblick unvergleichlich — Bild der Unendlichkeit!
Mit sanftgeschwelltem Segel durchschnitt die Fluth ein Kiel,
Und der verlor'nen Freiheit gedacht' ich da gar viel. –
Doch ruhig will ich bleiben; ja, Herr, Dein Will' gescheh'!
Im Großen wie im Kleinen erkenn' ich Deine Näh'!
Du hast bisher geholfen, gar Großes mir gewährt,
Dich, Vater, will ich preisen, Dein Name sei geehrt!

Anfang Juni sandte ich dem Kronprinzen, seiner Aufforderung gemäß, ein neues Gesuch an den König um Begnadigung zur Zeit der Krönung. Es wurde mir sehr schwer, um Gnade zu bitten, und ich konnte mich nicht enthalten, in meinem Gesuche nicht nur auf die dem Deutschen eigene Ansicht von der Nothwendigkeit einer Selbstvertheidigung

bei Ehrverletzungen und auf die einer früheren barbarischen Zeit angehörigen Strafbestimmungen des Duelledicts von 1731, sondern auch auf „einige neuere Vorgänge in verschiedenen deutschen Staaten“ hinzuweisen, selbstverständlich unter voller Anerkennung der Strafbarkeit des Duells. Ich dachte bei dieser Hinweisung an den straflos gebliebenen Zweikampf eines Adjutanten des Herzogs von Nassau, der damals in den Blättern viel besprochen ward, an das Duell zwischen dem Fürsten von Wallerstein und dem bayerischen Minister von Abel, an den einstimmigen Beschluß der badischen Ständeversammlung, die Strafe des Duells in dem ihr vorgelegten neuen Criminalgesetzbuch auf ein Minimum herabzusetzen, und endlich an die Begnadigung des Hamburgers Engel, der das Unglück gehabt hatte, in Jena seinen Gegner zu erstechen, und nach halbjähriger Gefangenschaft wieder in Freiheit gesetzt war. Schon nach wenigen Tagen theilte mir Major von Hedemann bei einem Besuche in Nyborg mit, der König habe mit dem Kronprinzen schriftlich abgemacht, daß ich noch nicht am Krönungstage, sondern erst etwas später meine Freiheit erhalten solle, die Se. Majestät mir auf der Durchreise durch die Festung persönlich ankündigen wolle. Mit der feinen Wendung eines Hofmannes fügte Herr von Hedemann hinzu, der Grund dieses Allerhöchsten Beschlusses sei, daß der König sich für mich interessire und mich auf diese für mich ehrenvolle Weise persönlich kennen lernen wolle. Der wirkliche Grund wird wohl darin gelegen haben, daß man mich nicht mit vielen gemeinen Verbrechern und Sträflingen (sogenannten Sclaven), die am Krönungstage begnadigt werden sollten, in eine Classe setzen wollte, und daß es dem Könige, der Fühnen sehr liebte, angenehm war, gleich bei seinem ersten Erscheinen auf der Insel einen Act der Gnade vollziehen zu können.

Durch den Commandanten wurde es bald in der Stadt ruchbar, daß meine Freilassung nahe bevorstehe. Nun wollte Jeder noch vorher meine Bekanntschaft machen und mir in gleicher Weise wie meine älteren Bekannten Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten erweisen. Daß mir seit Reventlow's Besuch völlig freie Bewegung innerhalb der Festungswälle und, soweit nur irgend ein Nyborger mich begleitete, auch außerhalb derselben bewilligt war, so daß mir nur auf einsamen Streifereien in der Umgegend eine Wache folgte, erleichterte dies. Die jüngeren Officiere luden mich zu den Schießübungen ein und traten mir einen Theil ihrer Schüsse ab. Auf dem Fechtboden stellten wir zusammen Uebungen an. Der auch als Marinemaler hervorragende Capitänlieutenant von Normann, mit dem ich besonders gern und viel verkehrte, holte mich bei

frischem Winde zum Segeln in seinem raschen Boote ab. Häufig wurden auch hübsche Landtouren gemacht und in einem gar anmuthig zwischen Wald und Meer belegenen kleinen Restaurant das bescheidene Abendbrot eingenommen. Am angenehmsten waren mir die Stunden, die ich in lebhaftem wissenschaftlichen Gespräch bei einer einfachen Tasse Thee bei Posselts, von Normanns oder bei dem lieben Oberstlieutenant von Beichmann zubrachte, dessen Tochter mich dann oft durch ihr seelenvolles Clavierspiel erfreute. Sie und unsere gemeinschaftliche schöne Freundin Frau von Hedemann waren mir die liebsten Damen in Nyborg; und wenn wir uns einmal, statt im kleineren Kreise, in größeren Abendgesellschaften trafen, suchten wir es gerne so einzurichten, daß man uns mit einer nicht störenden vierten Person an einen Bostontisch setzte, wo dann das Spiel Nebensache, die Unterhaltung Hauptsache war. Solche größere Gesellschaften waren sonst am wenigsten nach meinen Geschmack; denn es wurde dort meistens entweder Karten gespielt oder getanzt, und die Zeit, wo man tanzt, um zu tanzen, lag weit hinter mir. Glücklicher Weise war man tactvoll genug, niemals in der Unterhaltung die vielfachen politischen Differenzen zwischen Dänemark und den Herzogthümern zu berühren. Während meines ganzen Aufenthalts in Nyborg bin ich nur gegen das Ende desselben ein einziges Mal in den Fall gekommen, als Vertheidiger des Deutschthums der Schleswig-Holsteiner auftreten zu müssen. Dies war einer Dame gegenüber der Fall, welche alle Holsteiner zu Dänen machen wollte und es für deren erste Pflicht erklärte, dänische Sprache und Cultur anzunehmen, worauf ich denn in höflicher, aber sehr entschiedener Weise meine abweichende Ansicht zu entwickeln hatte. Es war die ganz gescheite Tochter des Hauptpredigers, welche diese Tactlosigkeit beging. Sie wollte mich vermuthlich dafür strafen, daß ich zwar öfter die Kirche besuchte, wenn Posselt predigte, aber nur zweimal, als ihr Vater das that. Der alte Herr las aber seine höchst nüchternen Predigten so schlecht und undeutlich ab, daß mir Vieles unverständlich blieb und ich nicht einmal den Vortheil davon hatte, mich in der fremden Sprache zu vervollkommnen, wozu es sonst, nächst einem gut aufgeführten Conversationsstück im Theater, vielleicht kaum ein besseres Mittel giebt, als den Besuch einer Kirche. Störend war mir auch die von der deutschen völlig abweichende äußere Form des dänischen Gottesdienstes und vor Allem gewesen, daß der Geistliche in einem weißen Talar mit purpurnem Sammetüberwurf, auf dem auf Brust und Rücken ein großes goldenes Kreuz gestickt war, an den Altar trat, um das Abendmahl auszutheilen. Die protestantische,

und insbesondere die dänische, Kirche hat offenbar bei der Reform der liturgischen Formen des katholischen Gottesdienstes entweder zu viel oder auch nicht genug vom Alten beibehalten.

Daß man mich kaum noch wie einen Gefangenen behandelte, zeigte sich am deutlichsten am Krönungstage der Majestäten (28. Juni). Der an diesem Tage zum Generalmajor aufsteigende Commandant, Kammerherr von Lützen, welcher nie müde ward, mir Freundlichkeiten zu erweisen, lud mich ein, an allen Festlichkeiten Theil zu nehmen, die am frühen Morgen mit Musik eingeleitet wurden und bis zum folgenden Morgen fortdauerten. Nur bis 12 Uhr konnte ich ruhig an meinem Arbeitstische bleiben. Endlose Salutschüsse von den Wällen und von dem reich beflaggt vor meinen Fenstern liegenden Wachtschiff riefen mich zur Parade der Garnison, bei der es nicht an begeisterten Anreden, Hurrahs und Gewehrsalven fehlte. Nach dem von Posselt abgehaltenen Festgottesdienste fuhren wir nach dem schönen Hesselskov=Thale hinaus, wo mehr als hundert Personen ein glänzendes Bankett abhielten, dem Abends ein Ball folgte, von dem ich erst um 6 Uhr Morgens in mein Gefängniß zurückkehrte. Es war ein hübsches und belebtes Fest, das von der Liebe und Verehrung, welche das neue Herrscherpaar genoß, Zeugniß gab.

So viel Erfreuliches das allzu lebhafte gesellige Treiben der letzten Zeit auch ab und zu mit sich führte, litt ich innerlich doch sehr unter den damit verbundenen Störungen, die, obgleich ich meine Arbeitsstunden bis tief in die Nacht auszudehnen pflegte, viel mehr Zeit und auch mehr Geld kosteten, als ich übrig hatte. Mit der größeren äußeren Freiheit, die man mir eingeräumt hatte, war jene andere und bessere innere Freiheit, die ich früher genossen, verloren gegangen. Ich war nicht mehr Herr meiner Zeit, konnte manche lästige Besuche nicht abwehren, mir weniger zusagende Einladungen nicht ablehnen. Meine Heiterkeit war nur noch eine scheinbare. Sehr gefiel mir, daß die älteste Tochter des Justizraths Schiern kein Bedenken trug, mir offen zu sagen: ich sei ihr, seitdem sich so Viele um mich rissen, lange nicht mehr so interessant wie früher.

Als von Beichmanns und ich am 8. Juli nach einem charmanten kleinen Dîner bei Frau von Hedemann mit dieser das zwar etwas verfallene, aber noch immer prächtige Schloß ihrer Väter, Holckenhavn, im Innern besahen, wurden wir durch den Kanonendonner von den Festungswällen gewahr, daß der Kronprinz auf seinem neuen sehenswerthen Kutter eingetroffen sei. Wir eilten zur Stadt zurück, kamen aber schon zu spät, und ich erfuhr, daß der Prinz die Absicht gehabt habe, mich vor seiner

Weiterreise wieder zu besuchen, sowie daß der König am 14. nach Nyborg kommen werde. Nun wurde auf der Schiffbrücke, wo die Majestäten landen sollten, eine geschmackvolle Ehrenpforte errichtet und die ganze Stadt festlich geschmückt. Auch ich ließ die dem Hafen zugekehrte Seite meines Gefängnisses mit Guirlanden verzieren und putzte meine Wohnung innen, so gut ich vermochte, aus, da ich die Damen aller meiner näheren Bekannten — die selbst beim Empfang der Herrschaften zugegen sein mußten — eingeladen hatte, der Landung und dem Einzug aus meinen Fenstern zuzusehen, unter denen sich Alles abspielen mußte.

König Christian VIII., welcher den Satz: „La précision est la politesse des Rois," zu keiner Zeit zu befolgen pflegte, stieg, statt um 3, erst um 7½ Uhr Abends unter dem Donner der Geschütze, dem Spiel der Militärcapelle, dem Gesang der schon damals unvermeidlichen weiß gekleideten und bekränzten jungen Mädchen und dem Jubel der dichtgedrängten Bevölkerung ans Land. Meine siebzehn Gäste, — darunter nur drei Herren —, denen ich die lange Zeit des Wartens in lebhafter Unterhaltung zu verkürzen gesucht hatte, obgleich ich, innerlich bewegt, lieber allein gewesen wäre, erfreuten sich mit mir des hübschen Anblicks. Von den Begrüßungsreden und huldvollen Erwiderungen vermochten wir allerdings nichts zu verstehen; aber ehe der glänzende Zug das nahe Thor erreichte, erschollen nicht weniger als fünfzehn Mal enthusiastische Hurrahs. Die Bevölkerung wünschte dem Königspaare zu beweisen, daß sie das Treiben der Kopenhagener Demagogen, die dasselbe bei dessen silberner Hochzeit (28. Mai) in der widerwärtigsten Weise insultirt hatten, entschieden mißbillige. Als der Kronprinz, welcher seine schöne Stiefmutter, die Königin Caroline Amalie, führte, durch das Thor schritt, grüßte er freundlich zu mir herauf. Kaum war ich wieder allein und mein Zimmer nach Wegräumung der überzähligen Stühle, Tassen, Champagnergläser und Kuchenschüsseln wieder in der gewohnten Ordnung, als der Commandant mir die überraschende Nachricht sandte, daß der König mich nicht, wie ich erwartet hatte, rufen lassen, sondern gleich selbst in mein Gefängniß kommen werde, um mir meine Freiheit anzukündigen. Nicht ahnend, daß Christian VIII. — darin sehr von seinem Sohne verschieden — alles Rauchen verabscheute, zündete ich mir, um unvorbereitet zu erscheinen, eine Cigarre an. Wenige Minuten nachher sah ich Se. Majestät mit dem Kronprinzen und einem Gefolge von mehr als zwanzig höheren Officieren und Civilbeamten den Wall heraufsteigen, und unmittelbar darauf traten Alle in mein Zimmer.

In ungemein hübscher Weise und in tadellosem Deutsch sagte mir der König, daß er, als ich früher den Wunsch geäußert, aus meiner Haft befreit zu werden, denselben nicht habe erfüllen können, daß ich aber von diesem Augenblicke an frei sei. Nachdem ich mit etwas bewegter Stimme, aber in leidlich wohlgesetzten Worten meinen tiefgefühlten Dank für die mir erwiesene Gnade, und ganz besonders für die huldvolle Art ausgesprochen hatte, wie mir meine Freiheit wiedergegeben werde, fuhr der König in längerer Anrede fort: Er hoffe, daß ich künftig etwas vorsichtiger sein werde, habe übrigens gern gehört, daß ich ein „wackerer" junger Mann sein solle; Er erwarte, daß ich künftig dem Staat mit Ehren dienen werde, und ich brauche nicht zu fürchten, daß mein bisheriger Arrest mir bei meiner späteren Wirksamkeit schaden werde. — Das etwas ungewöhnliche Wort „wacker" hatte mich beinahe lächeln gemacht, und nunmehr völlig gefaßt gab ich meinem warmen Dank auch für diese gnädigen Worte Ausdruck. Als sich Se. Majestät darauf mit einer leichten Verbeugung und einem „Leben Sie wohl!" zum Fortgehen wandte, wollte ich natürlich folgen; aber der Kronprinz ergriff meine rechte Hand mit seinen beiden und beglückwünschte mich in der liebenswürdigsten und gnädigsten Weise. Seinem Beispiele folgten alle Herren des Gefolges, und als ich endlich an die äußere Thür meines bisherigen Gefängnisses gelangte, war der König mit dem Kronprinzen, ihren übrigen Begleitern und einer großen Menge Neugieriger schon weit entfernt. Jetzt strömten zahlreiche Bekannte und Unbekannte in mein Zimmer, um mir auch ihre Glückwünsche darzubringen. Erst nach einer guten halben Stunde war ich allein. Ich ging zunächst zur Hauptwache hinunter und gab dem die Wache führenden Sergeanten eine Fünf=Bankthalernote mit der Aufforderung, die Gesundheit des Königs zu trinken, wofür er mit den Worten dankte: „Erst die Gesundheit Sr. Majestät und dann die Ihrige." Nachdem ich darauf rasch einige Zeilen an meine Mutter geschrieben hatte, ihr die frohe Nachricht meiner ehrenvollen Befreiung mitzutheilen, suchte ich den freundlichen alten Commandanten und manche andere Bekannte im Gastzimmer des Hôtels auf, wo das Königspaar abgestiegen war. Die Herzlichkeit und Freundlichkeit, welche mir dort von allen Seiten bewiesen wurden, waren ungemein wohlthuend, und ein paar Toaste, welche ich bei einem Glase Champagner auf Se. Majestät und auf die Nyborger ausbrachte, welche mir meinen unfreiwilligen Aufenthalt in ihrer Mitte so angenehm zu machen gewußt hatten, fanden gute Aufnahme. Es war unverkennbar, daß das gnädige Benehmen des

Königs gegen mich, wenn auch vielleicht nur momentan, die Liebe und Verehrung für denselben noch gesteigert hatte.

Nach 11 Uhr Abends verließen die Majestäten unter stürmischen Hurrahrufen der Bevölkerung die festlich beleuchtete Stadt, um noch nach Odensee zu fahren. Eine Stunde später begann auf dem Rathhause der glänzendste und belebteste Ball, dem ich in Nyborg beigewohnt habe, und der bis zum Morgen dauerte. Ich kehrte in mein nun nicht länger verschlossenes bisheriges Gefängniß zurück und blieb dort auch bis zu meiner Abreise wohnen. Freund Posselt half mir beim Einpacken meiner Sachen, und die beiden letzten Mittage und Abende brachte ich bei den befreundeten Familien zu. Außerdem gab es mehr als zwanzig Abschiedsbesuche zu machen. Viele unverdiente Beweise des Wohlwollens würden mir noch gegeben. Von den Andenken, mit denen man mich beschenkte, erfreuten mich, neben einem guten Bilde des Königs, am meisten drei kleine Landschaften, die noch jetzt mein Zimmer zieren: eine von Capitän von Normann meisterhaft in Tusche ausgeführte Ansicht des Nyborger Strandthores mit meiner darüber belegenen Wohnung und einem Theile der Stadt, eine saubere Bleifederzeichnung der Festung von dem lieben Oberstlieutenant von Beichmann und ein kleines Aquarell von dem Schlosse Holckenhavn und der Bai, das Fräulein Schiern von ihrem, fast dieselbe Aussicht wie mein Zimmer bietenden Garten aus aufgenommen hatte. Meine Gefühle beim Abschied von Nyborg sprach ich in einigen Versen aus, die ich in das Stammbuch der Frau von Hedemann schrieb, die aber im Grunde ein Abschiedsgruß an alle dortigen Freunde waren, und die deshalb auch hier stehen mögen:

„Wer denkt des grausen Sturmes, wenn im Hafen
Das Schiff gerettet Anker schlug,
Beim Freudenfest der Leiden, die ihn trafen,
Befreit der Ketten, die er trug?“ —
Wie könnt, o Freunde, zweifelnd Ihr so fragen,
Als lieblos mich und undankbar verklagen?!

Gewiß, wir denken nur der schönen Stunden,
Wo Geist und Herz so tief empfand, —
Doch wenn mit Blumen freundlich Ihr umwunden
Die Gitter mir, ein fremdes Land
Zur Heimath machtet, und stets ungemessen
Mir Liebe zeigtet, — könnt' ich deß vergessen?

Der Dornen denkt man nicht, doch wohl der Rosen,
Der Schmerzen selten, doch der Liebe gern;

Mit der Erinn'rung Bildern laßt uns kosen,
Sie leuchten durch die Nacht uns wie ein Stern;
Der Liebe Geist wird nimmer untergehen, —
Lebt wohl! lebt wohl! — auf frohes Wiedersehen!

Am 17. Juli Morgens schiffte ich mich auf Steen's kleinem Schoner ein, um nach Kiel zurückzukehren. Der freundliche alte Commandant hatte mich beim Abschied in seine Arme geschlossen und geküßt. Die anderen näheren Freunde und Bekannten begleiteten mich an Bord, und Capitän von Normann, der mich vom Wachtschiffe aus durch das Fernglas erspäht hatte, ließ sich bei Schlippshavn ans Schiff rudern, um noch ein Viertelstündchen mit mir zu plaudern. Dann drückte auch er mir zum letzten Male warm die Hand. Auffallend genug habe ich, außer von Hedemanns und Schierns, die ich später in Kopenhagen traf, niemals einen von Denen wiedergesehen, die so viel dazu beigetragen hatten, mir Nyborg lieb zu machen, und auch die Correspondenz, welche ich Anfangs noch mit Einzelnen führte, erreichte bald ihr Ende. Man wird es mir, denke ich, nicht als Hochmuth auslegen, wenn ich sage, daß ich meine Strafe, obgleich sie das, was sie nach der Absicht des Gesetzes und meiner Richter bewirken sollte — Reue über mein Duell —, nicht bewirkt hat, ruhig und gelassen ertragen und die Unannehmlichkeiten, welche sie mit sich führte, über die Vortheile, welche sie mir brachte, vergessen habe. Alle menschlichen Leiden und Freuden beruhen der Hauptsache nach auf unserem Gefühl, und dieses will ich nicht unterdrücken, wenngleich meine innere Natur es mit sich bringt, daß ich mehr den Verstand vorherrschen lasse.

Eintritt in das öffentliche Leben.

Die kleine Seefahrt ließ mir volle Zeit, die nächste Vergangenheit und Zukunft noch einmal zu überdenken. Aufgehalten durch einen zwar nur kurzen, aber heftigen Sturm, während dessen der Schiffer auch meine Hülfe nicht verschmähte, und nachfolgende Windstille bei stark bewegter See konnte ich mich erst in der Frühe des 19. Juli beim Badehause im Kieler Hafen ans Land setzen lassen. Dort weilte seit Anfang des Monats meine Mutter mit meiner ältesten Schwester, von denen ich seit mehr als zwei Jahren getrennt gewesen war. Das Wiedersehen mit ihnen und den zahlreichen alten Freunden und Bekannten war ungemein wohlthuend. Daß, wie ich hörte, Einzelne, die mir weniger nahe standen, den Besuch des Königs in meinem Gefängniß unbegreiflich nannten und mir diese Aufmunterung nicht gönnten, ließ mich kühl. In dem täglichen Zusammensein mit meinen Angehörigen und nächsten Freunden fand ich übrigens den einzigen Vorzug, den Kiel vor Nyborg voraus hatte. Oftmals sehnte ich mich nach der Ruhe und Einsamkeit zurück, die ich dort bis zum Frühjahr in der Gefangenschaft genossen hatte. Die Störungen und die namentlich um meiner Mutter willen gegebenen Gesellschaften häuften sich noch mehr als in der letzten Zeit meines Aufenthalts auf der Festung. Ich wollte mich diesen, selbst wenn ich es gekonnt hätte, um so weniger entziehen, weil ich dort häufig mit einzelnen meiner Examinatoren zusammentraf und einen Stolz darin setzte, ihnen zu zeigen, daß ich mich nicht vor der Prüfung fürchte und auch früher meine Zeit besser benutzt habe, als es vielfach den Anschein gehabt hatte. Die rechte Lust am Gesellschaftsleben hatte ich völlig verloren.

Zu einer regelmäßigen Thätigkeit gelangte ich erst, als meine Schwester gegen Mitte August nach Düsseldorf zurückkehrte, und auch meine Mutter Kiel auf längere Zeit verließ, um verschiedene andere holsteinische Freunde zu besuchen. Die neue Anmeldung zum Examen und das vorschriftsmäßige curriculum vitae hatte ich bereits in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr beim Oberappellationsgericht eingereicht, mich auch von dem berüchtigten Danomanen Professor Flor im Dänischen prüfen lassen und ein gutes Zeugniß davon getragen. — Gegen Ende September hielt sich der König auf seiner Rundreise durch Holstein vier Tage in Kiel auf. Den Glanzpunkt der zu Ehren der Majestäten veranstalteten Festlichkeiten bildete ein sehr belebter Hofball auf dem Schlosse, bei dem die Herzogin von Glücksburg in liebenswürdigster Weise die Honneurs machte, wie schwer ihr das auch in der Erinnerung an ihren Vater werden mochte, den sie noch im Vorjahre bei sich willkommen heißen konnte. Auch ich nahm, unbekümmert um die unzufriedenen Blicke einzelner meiner Examinatoren, daran Theil. Denn das Herzogspaar hatte mir das frühere Wohlwollen bewahrt, und meine Mutter mir geschrieben, daß sie kurz vorher höchst angenehme Stunden mit dem Könige und der Königin in Segeberg verbracht habe. Die nachstehenden, für Beide charakteristischen Bemerkungen, welche meine Mutter während eines längeren Aufenthalts bei ihrer Freundin, der Baronin von Adeler in Traventhal, über diese Begegnung aufzeichnete, werden vielleicht auch jetzt noch mit Interesse gelesen werden.

Tagebuch. Traventhal, 8. September 1840.

„Vorige Woche habe ich bei unseren alten Freunden von Rosens*) in Segeberg die Bekanntschaft der Königs und der Königin gemacht. Sie zeigten sich Beide so liebenswürdig und so gebildet, daß ich mich, auch wenn sie einfache Privatleute wären, ihrer gern erinnern würde. Eine ziemlich zahlreiche, glänzende Gesellschaft, darunter mehrere gute frühere Bekannte, war im Amthause versammelt, als die Majestäten von der Besichtigung einer neuen Schule zurückkehrten. Zunächst trat nur die noch immer schöne Königin mit der Rosen in den Saal und schritt nach einer Verbeugung auf Lotte Adeler zu, die sie schon kannte, und die mich ihr vorstellte. Ihre freundliche Anrede: ‚Ach, die Besitzerin von Ascheberg, von der ich schon so viel gehört habe‘, mußte ich allerdings berichtigen,

*) Der Kammerherr von Rosen war damals Oberbeamter des Amtes Segeberg.

aber wir kamen dadurch gleich in ein lebhaftes Gespräch. Die Adeler und ich mußten uns an ihre Seite setzen, und fast eine Stunde lang unterhielt sie sich nur, und wirklich sehr angenehm, mit uns. Sie hatte mich durch meine liebe Gräfin Rantzau, die auch ihr eine Freundin ist, kennen gelernt, und erzählte mir nun von dem hübschen Leben, das sie mit dieser bei ihrem fast dreijährigen Aufenthalt in Kopenhagen geführt, von den romantischen Touren, die sie von Sorgenfrei aus gemacht, und von den Büchern, die sie zusammen gelesen hatten. Dann kam der König. Alles erhob sich. Die Königin ging ihm entgegen und mit ihm für einen Augenblick in das offenstehende Nebenzimmer. Dort wird sie ihm von mir erzählt haben, denn als sie zurückkehrten, kam er direct auf mich zu und redete mich, ohne daß ich ihm vorgestellt war, mit den Worten an: ‚Ich höre, daß Sie hier sind, und freue mich, Sie zu sehen.‘ Ich antwortete, daß der Wunsch mich hergeführt habe, ihm persönlich für die Gnade zu danken, welche er meinem Sohne in Nyborg erwiesen habe. ‚Der junge Mann‘, unterbrach er mich, ‚hat so viele und warme Freunde und solche Männer zu Fürsprechern, daß er es gewiß verdient, und seine Freilassung mir daher mehr ein Act der Gerechtigkeit als der Gnade zu sein schien.‘ Unter mehreren anderen freundlichen Aeußerungen über Rudolph freute mich am meisten die Versicherung, daß sein Aufenthalt in Nyborg seiner künftigen Beförderung nicht im Wege stehen solle. Dann bot der König seiner Gemahlin die Hand, um zum Frühstück zu gehen. In der Mitte des Speisesaales war ein kleiner runder Tisch für die Majestäten und wenige Gäste, ringsherum waren andere für die Uebrigen gedeckt. Der König wies mir gleich einen Platz an seinem Tische an, und manche der Anwesenden werden mich vielleicht deshalb beneidet haben, daß er und die Königin sich fast nur mit mir unterhielten. Das Gespräch begann mit der Frage, wie es mir in Düsseldorf gefalle? und meine Erwiderung, daß Holstein immer die Heimath meines Herzens bleiben werde, führte dasselbe auf die hier leider fehlenden Kunstschätze. Die Königin beklagte, daß sie es in dieser Beziehung in Düsseldorf sehr unglücklich getroffen hätten, weil die besten Werke gerade zur Kunstausstellung nach Berlin gesandt seien. Nun wurden alle bedeutenderen Künstler und Bilder eingehend besprochen, und als ich ihre Frage nach Schadow beantwortet hatte, meinte der König: der sei so erzkatholisch, daß er wahrscheinlich vor den von ihm selbst gemalten Heiligenbildern niederkniee und schon seines Glaubens wegen eher in Italien als in Deutschland genesen werde. Die Unterhaltung blieb sehr belebt, bis der

König sich mit den Worten erhob, es sei hohe Zeit weiterzufahren. Es wurde Cirkel gebildet, und beim Abschied sagte mir der König: es habe ihm Freude gemacht, mich kennen zu lernen, und, wo wir auch wieder zusammentreffen möchten, sei es in Düsseldorf — wohin er jedoch schwerlich wieder kommen werde —, sei es in seinem eigenen Lande, mache er es mir zur Pflicht, ihm das Vergnügen zu bereiten, mich wieder zu sehen. Die Königin reichte mir freundlich die Hand und fragte, ob sie die Rantzau von mir grüßen dürfe, die sie in Plön zu sehen hoffe? Der mit Menschen gefüllte Hof, die vielen Reiter und glänzenden Uniformen und das immer wiederholte Hurrahrufen des Volks, als das stattliche Königspaar davon fuhr, schlossen die angenehme Begegnung mit einem erfreulichen Anblick ab."

Gern hätte auch ich dem Könige nochmals meinen Dank für die mir erwiesene Gnade ausgesprochen; aber die Zahl Derjenigen, welche sich zu den täglichen Audienzen einfanden, war so groß, daß nur die Allervornehmsten empfangen werden konnten. Dennoch bereute ich nicht, wiederholt Stunden lang antechambriren zu müssen. Von den Fenstern des Schlosses aus war jedes Wort der treffenden Ansprachen zu verstehen, mit denen der König für zwei ihm dargebrachte glänzende Fackelzüge dankte. Auch hatte ich Gelegenheit, mich gut und lange mit dem gleichfalls wartenden Präsidenten Spies zu unterhalten und die Bekanntschaft des Kanzleideputirten und späteren Ministers des Auswärtigen, Grafen Reventlow-Criminil, sowie des Barons von Dirckinck-Holmfeldt zu machen, der damals „das politische Journal" herausgab und wenige Jahre später seine gewandte Feder der dänischen Propaganda lieh.

Am 5. October begann endlich die juristische Staatsprüfung, die von der jetzt üblichen wesentlich verschieden war. Zunächst mußten die auf Grund ihrer eingereichten Probeabhandlungen zugelassenen Candidaten an drei auf einander folgenden Tagen 24 Fragen — darunter ein paar Rechtsfälle — unter Clausur und unter Aufsicht eines der Secretäre des höchsten Gerichts schriftlich — zum Theil lateinisch — beantworten und bearbeiten. Unmittelbar nachher erhielt jeder der Examinanden ein größeres Actenfascikel zugesandt, über welches er innerhalb vier Tagen eine schriftliche Relation nebst beigefügtem Entwurf eines mit Entscheidungsgründen versehenen Erkenntnisses anzufertigen hatte. Diese Arbeit war, ebenso wie die vorangegangenen Probeabhandlungen, mit der eidesstattlichen Versicherung zu begleiten, daß man sich keiner fremden Hülfe

dabei bedient habe. Für das sich daran anschließende mündliche Examen wurden die Candidaten, nach der Zeit ihrer Anmeldung, in Gruppen von vier bis sechs getheilt, welche je zwei Tage lang von den Räthen des Oberappellationsgerichts nicht nur gründlich in allen Zweigen der Rechtswissenschaft, sondern auch obenhin in Philosophie, Geschichte, Geographie und sogar Astronomie geprüft wurden. Ich hatte das Glück, von allen 16 Candidaten am besten zu bestehen, und Balemann gab gewiß den Gefühlen Mancher Ausdruck, als er mit warmem Händedruck sagte: „So hast Du die alte Scharte gut ausgewetzt."

Die folgenden Tage, an denen ich, wie es üblich war, meinen sämmtlichen Examinatoren einen Besuch abstattete, gaben mir neuen Anlaß zu Dank und Freude. Besonders glücklich machte mich das freundliche Entgegenkommen des als ausgezeichneter Jurist in hohem Ansehen stehenden Etatsraths Nissen, der bis dahin mein entschiedenster Gegner gewesen war und als Referent in meinem Duellproceß und über mein erstes Begnadigungsgesuch den Ausschlag zu meinen Ungunsten gegeben hatte. Er theilte mir mit, daß er von dem Oberbeamten der Stormarn'schen Aemter, Conferenzrath Scholtz in Reinbeck, aufgefordert sei, ihm einen jungen Mann als dritten Secretär vorzuschlagen, und daß er, wenn mir das genehm sei, mich für diese Stelle empfehlen werde. Solche Anstellungen waren zu jener Zeit als gute Vorschule für die höhere Beamtencarrière um so mehr gesucht, weil sie Gelegenheit boten, sich gleichzeitig für ein Richteramt und für die Verwaltung auszubilden, und Fälle, daß ein Amtssecretär schon nach einigen Jahren in ein Obergericht oder in die Regierung aufrückte, mehrfach vorgekommen waren. Balemann hatte denn auch bereits freundlich Vorsorge getroffen, daß der Amtmann des Amtes Steinburg sich bereit erklärt hatte, mich als Volontär anzunehmen. Er stimmte mir aber völlig darin bei, daß die mir von Etatsrath Nissen in Aussicht gestellte Anstellung in Reinbeck nicht nur wegen der Größe und der interessanteren Verhältnisse des Districts, sondern namentlich auch wegen der bedeutenderen Persönlichkeit des Conferenzraths Scholtz unbedingt den Vorzug verdiene. Denn dieser hatte sich in seiner früheren Stellung als Vicekanzler des Obergerichts in Schleswig den Ruf erworben, einer der ersten Juristen des Landes zu sein. Für mich kam außerdem noch das wohlthuende Gefühl in Betracht, daß ich diese Stelle, wenn ich sie erhielte, nicht dem Fürworte eines treuen Freundes, sondern mir selbst verdanken würde, sowie die Nähe von Hamburg, welche einen leichten Verkehr mit den dortigen Verwandten und lieben Universitätsfreunden

ermöglichte. So reiste ich denn nach Reinbeck und verständigte mich rasch mit dem Conferenzrath dahin, daß ich Mitte December bei ihm als dritter Amtssecretär eintreten, vorläufig zwar nur an seinem Mittagstische Theil nehmen, aber ein kleines Gehalt bekommen solle, sobald einer meiner älteren Collegen, wie es wahrscheinlich sei, eine andere Anstellung erhalte. Der erste Eindruck, den diese, mein künftiger Chef und die anmuthige Lage Reinbeck's auf mich machten, war ein durchaus günstiger.

Sehr erfreulich waren einige Tage bei den Angehörigen und Freunden in Hamburg, in deren Nähe ich künftig leben sollte. Freilich brachten dieselben auch Gemüthsbewegung mit sich. Mein Schwager Dr. Backhausen, der schon im Frühjahr als Leibarzt der Prinzessin Friedrich von Preußen zurückgetreten war, hatte sich entschlossen, mit seiner Familie als Arzt nach Mexico zu gehen. Von dort aus waren ihm so glänzende Anerbietungen gemacht, daß er hoffen durfte, in wenigen Jahren die Mittel zu erwerben, um in Deutschland eine sorgenfreie Existenz als Gutsbesitzer zu führen. Meiner Mutter war der Abschied von den Kindern und niedlichen Enkelchen sehr schwer geworden. Mir flößte der besonnene Charakter meines Schwagers, welcher der leichten Erregsamkeit meiner geistreichen ältesten Schwester vortrefflich die Wage hielt, volles Vertrauen zu seinem Plane ein. Mexico, wo unser unvergeßlicher Vater seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, und wo zwei Brüder in glücklichen Verhältnissen lebten, war ja kein fremdes Land für uns. Ich kam noch leichter über den Abschied weg, als ich auf der Rückfahrt nach Kiel im Cabriolet der Post die Bekanntschaft des liebenswürdigen und hochgebildeten späteren schleswig-holsteinischen Generals, Grafen Otto von Baudissin, „des Braven der Braven," machte, der damals Gardeofficier in Kopenhagen war, und dann meine Mutter nach Berlin begleitete, wo sie hinfort in der Nähe ihrer jüngsten Tochter leben wollte.

Die letzten Wochen, welche ich, ungehemmt durch amtliche Pflichten, ganz nach eigener Neigung verbringen konnte, boten mir noch viel Erfreuliches. Zum ersten Male war ich Zeuge des Glücks meiner Schwester Angelika, an dem nichts zu fehlen schien, obgleich mein Schwager als außerordentlicher Professor nicht einmal Gehalt bezog. Durch die alten Freunde und Bekannten, die mich mit unverändertem Wohlwollen aufnahmen, lernte ich Andere kennen, zu denen ich längst aus der Ferne mit Bewunderung aufgeschaut hatte. Ich will nur Alexander von Humboldt nennen, dessen interessanten Erzählungen ich mit lebhaftem Vergnügen lauschte, und der auch mich freundlicher Worte würdigte, als ich ihn bei

der Taufe seines Pathen, des einzigen Sohnes Ehrenberg's, Hermann Alexander, traf. — Die Kunstschätze Berlin's fand ich durch die Raczinsky'sche Gemäldesammlung mit Kaulbach's herrlichem Carton der Hunnenschlacht vermehrt. Im Theater sah ich zum ersten Male Seydelmann als Polonius im „Hamlet" und — weniger meiner Auffassung der Rolle entsprechend — als Mephistopheles im „Faust". Außer bei Savigny, der seine Gedanken noch mit derselben Klarheit und Eleganz, ja fast mit denselben Worten wie früher entwickelte, und bei meinem Schwager von Woringen, dem — wie verschieden seine Art auch war — das Wort und der Geist der Sache kaum minder zu Gebote stand, hospitirte ich auch wiederholt bei Stahl. Lebhaft stimmte ich in die anhaltenden Bravos ein, als dieser den lärmenden Unterbrechungen der Anhänger von Gans durch die zwar mit erhobener Stimme, aber sehr ruhig gesprochenen Worte rasch ein Ende machte: „Ich müßte mich sehr wundern, wenn diese Störungen von einer philosophischen Partei oder Schule ausgingen; dies, meine Herren, ist nicht die richtige Art, wissenschaftlich zu streiten." — Doch genug davon. —

Als ich am 15. December Morgens in Hamburg eintraf, fand ich dort die Erlaubniß meines künftigen Chefs vor, noch bis Neujahr bei meinen Verwandten bleiben zu können. Sie würde mich, wenn ich sie schon in Berlin erhalten hätte, sehr glücklich gemacht haben. Jetzt mußte ich es, wenn meine eigentliche amtliche Thätigkeit auch erst mit dem neuen Jahre beginnen sollte, für das Richtigste halten, sofort nach Reinbeck zu fahren. Ich wollte vorläufig wenigstens einen Ueberblick über meinen künftigen Geschäftskreis gewinnen, die Männer, mit denen ich leben sollte, näher kennen lernen, sowie den Actuariuseid leisten. Nur zum Weihnachtsfest kehrte ich noch einmal nach Hamburg zurück. Dort erlebte ich am zweiten Weihnachtstage ein großartiges Stück volksthümlichen Winterlebens, wie ich nie ähnliches gesehen hatte, und wie es jetzt, wo die Elbe auch beim stärksten Frost eisfrei und für die Schifffahrt offen gehalten wird, in Deutschland überhaupt nicht mehr erlebt werden kann. Mit meinem Freunde de Drusina machte ich eine Schlittenfahrt vom Baumhause bis nach Reinville's nun längst überbautem Garten unterhalb Altona's auf dem festgefrorenen Strome. Zwischen zahllosen Buden und Zelten, aus denen Tanzmusik erschallte, Schlittschuhläufern, Fußgängern und anderen bespannten Schlitten vermochte sich der unsrige oft nur langsam durchzuschlängeln. Altona gegenüber war das Gedränge auf dem dort engeren Flusse so ungeheuer, daß wir manchmal sogar nicht im Schritt vorwärts

kommen konnten, sondern stille halten mußten. Hier und da waren mitten auf dem Eise große Feuer angezündet. Ein schneidend kalter Wind war das einzige Unangenehme bei der hübschen Fahrt.

Mit dem Beginn des Jahres 1841 trat ich in das öffentliche Leben über. Wenn ich so ausführlich über das berichtet habe, was ich als Knabe und junger Mann erlebt, gesehen und gehört, so finde ich meine Rechtfertigung dafür in dem Worte: „In unserer Jugend wurzelt unser Schicksal.“

Namen-Verzeichniß.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite 31 Z. 6 v. unten lies statt „den einige Tage später" — „dem einige Tage später".
„ 69 Z. 10 v. oben lies statt „Herzog Friedrich August von Oldenburg" — „Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg".
„ 135 Z. 11 v. oben lies statt „lies" — „ließ".
„ 202 Z. 6 v. oben ist das Wort „zu" zu streichen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Altenburg.